

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DAS INSELSCHIFF



1923

VIERTER JAHRGANG

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA





Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

*

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT

FÜR DIE FREUNDE DES

INSEL-VERLAGES

*

VIERTER JAHRGANG

LEIPZIG / IM INSEL-VERLAG / 1923

Digitized by Google

Digitized by Google

AP30
I63
v. 4

INHALT

LITERARISCHER TEIL

Bluth, Karl Theodor, Messias [Gedicht] 82
Braun, Felix, Der Österreichische Schriftsteller. Zu Hermann Bahrs sechzigstem Geburtstag 129
Brillat-Savarin, Einige Kapitel aus der „Physiologie des Geschmacks" 40
Büchner, Georg, Der Anfang von „Dantons Tod" in eigenhändiger Niederschrift 108
Büchneriana 253
Carossa, Hans, Fünf Gedichte 30
Däubler, Theodor, Empedokles [Gedicht] 224
—, —, Zwei Klöster 23
Der alte Goethe. Ein Brief Kräuters an die Gräfin von Hopfgarten 78
Droste-Hülshoff, Annette von, Ein Albumblatt im Faksimile ihrer Handschrift 214
Eftimiu, Viktor, Prometheus. Der Tragödie fünfter Akt . . . 177
Einhard, Karl der Große 227
Goethe, Frühling [Gedicht] 65
—, Ich Iris bin in's All gestellt [Gedicht. Faksimile] 192
—, Schlußgedicht aus der 1767 von Ernst Wolfgang Behrisch geschriebenen Liedersammlung „Annette" [Faksimile] . . . 162
Griechische Reisebilder 171
Hofmannsthal, Hugo von, Rede auf Grillparzer 1
—, —, Vier Gedichte 74
Huch, Ricarda, Bakunins Ideen 148
Jean Paul, Träume 139
Kaßner, Rudolf, Das griechische Gesicht 109

(V)

M747763

Digitized by Google

Mathéy, Georg A., Entstehung und Herstellung der illustrierten Ausgabe des „Buchs vom Tee“ 48
Michelangelo, Fragment. Übertragen durch Rainer Maria Rilke . 137
Mitteilungen des Verlags 63, 126, 190, 255
Nietzsche, Friedrich, Sprüche 193
Pannwitz, Rudolf, Theodor Däublers Hauptwerk 52
Petöfi, Alexander, Gedichte 102
Pfister, Kurt, Die Blockbücher 239
Riemer, Friedrich Wilhelm, Aus seinem Tagebuch vom Jahre 1814 217
Rilke, Rainer Maria, Duineser Elegie [Faksimile] 18
Salis-Seewis, Johann Gaudenz von, Lied zu singen bei einer Wasserfahrt 146
Schaeffer, Albrecht, Alltag und Festtag 67
Schopenhauer, Arthur, Aphorismen 36
Schramm, Albert, Die 42 zeilige Bibel Gutenbergs 59
Schurig, Arthur, Zur neuen Ausgabe meines Mozart-Buches . . 119
Solf, Wilhelm, Takeutschi und sein Buch „Die Wahrheitssucher“ 94
Tolstoi, L. N. Aus der Kindheit 85
Turgenjew, Iwan, Hamlet und Don Quixote 195
Wie der heilige Franziskus die Armut sucht und findet . . . 164
Zweig, Stefan, Denkwürdiger Tag 243

BILDERTEIL

1. Textbilder

Altdorfer, Albrecht, Die Gründung des St. Georgsordens. Holzschnitt 147
Die schöne Melusine. Vier Holzschnitte aus der neuen Ausgabe des Volksbuchs nach dem ältesten Druck vom Jahre 1474 . . . 169
Duttenhöfer, Luise, Scherenschnitt über einem Gedicht von Lenau im Faksimile von dessen Handschrift 77
Masereel, Frans, Zwei Holzschnitte aus dem Bande „Der seltsame Handwerker und andere Erzählungen“ von Emile Verhaeren 222, 223
Richter, Ludwig, Schlußstück. Holzschnitt 93
Runge, Philipp Otto, Spielkarten 34
Sechs Holzschnitte aus der neuen Ausgabe der „Physiologie des Geschmacks“ von Brillat-Savarin 40, 41, 42, 43, 44, 45

Digitized by Google

2. Bilderbeilagen

Altdorfer, Albrecht, Die Geburt Mariens . . . . . nach S. 16
Eine Seite aus dem Blockbuch „Defensorium inviolatae perpetuaeque virginitatis Mariae virginis“ (1470) . . . nach S. 240
Hoffmann, A., Georg Büchner. Bleistiftzeichnung . . nach S. 108
Das Original befindet sich im Besitz von Dr. Georg Büchner in Darmstadt.
Mathéy, Georg A., Illustration zum „Buch vom Tee“ . nach S. 48

Digitized by Google

Digitized by Google

DAS
INSELSCHIFF
*
EINE
ZEITSCHRIFT
VIERTER JAHRGANG / ERSTES HEFT
WEIHNACHTEN 1922
*

Die Grazien:

Anmut bringen wir ins Leben; Leget Anmut ins Empfangen,
Leget Anmut in das Geben. Lieblich ists, den Wunsch erlangen.
Und in stiller Tage Schranken
Höchst anmutig sei das Danken.
Faust II

HUGO VON HOFMANNSTHAL
REDE AUF GRILLPARZER

Gehalten bei der deutschen Grillparzer-Gedenkfeier zu Hannover, den 7. Mai 1922

WAS ist das, daß wir heute hier zusammentreten, um einen der berühmtesten Dichter unseres Volkes zu feiern, dessen Ruhm doch unangefochten dasteht und durch die festlichen Anstalten, die wir hier an einem Punkte des großen vielstämmigen Vaterlandes vorbereitet haben, weder ungemein gemehrt, noch tiefer begründet werden kann? — Indem wir uns darauf hinwenden, dieser Frage zu antworten, geschieht in uns diese Einsicht: eines großen Menschen Ruhm ist keineswegs einem Hort Goldes zu vergleichen, der gesichert daliegt, wofern nur welche darüber wachen, daß ihm nichts entfremdet werde

Digitized by Google

— sondern ein solcher Ruhm ist selber ein lebendiges Geisteswesen; er ist ein Aufforderndes, ein edler beflügelter Teil des gesamten Volksgeistes, der sich als lebend meldet, um dem Ganzen in besondern Nöten zu Hilfe zu kommen oder es in erhabenen Zeiten freudig zu umschweben. Wenn es nun über Volksgenossen kommt, daß sie eines ihrer Großen stark und sehnlich gedenken müssen, und wenn dies über Berge und Flüsse hinweg und sogar über Grenzschranken, doch aber innerhalb der Grenzen des großen deutschen Vaterlandes geschieht, so wie hier, daß an norddeutscher Stätte dessen feierlich gedacht werde, der in Österreich gelebt und gedichtet hat, so geht hervor, daß zuweilen eine deutsche Volksgliedschaft wie einen Ruf zu sich dringen fühlt, einer anderen edelste Kraft an sich zu ziehen, nicht anders wie in einem bemühten Leibe Erquickung von Brust zu Haupt aufsteigen, von Haupt zu Glied sich niedersenken kann.

So ziehen seit weit mehr als hundert Jahren alle Deutschen die höchste Kraft, Milde, geschmeidige Weltklugheit des fränkischen Stammes aus dem einen Wesen Goethe an sich, und aus unserem Österreich ist die gesänftigte tiefe Herzensgewalt des bayrischen Stammes in den Tönen Haydns, Mozarts, Schuberts über das ganze Deutschland seit ebenso langer Zeit wie Balsam geflossen; da aber nun unser größter Dichter, fünfzig Jahre nach seinem Tode, von versammelten vielen Volksgenossen anderer Stämme soll gefeiert werden, so geschieht uns noch Höheres: weil der Dichtkunst ja unter den Künsten der erste Rang zuerkannt wird von den bewußten, dem Geiste zugewandten Menschen.

Dunkel ist das meiste um uns und verworren, was zutage liegt, aber doch kann eines großen Volkes Lebenszeit nie dürr und vereinsamt sein — da ja doch das übergewaltige Leben des Ganzen immer vorhanden; aber es stockt wie Blut in den Adern, das freudige Fließen von Vergangenheit zu Gegenwart

Digitized by Google

ist unterbunden, wenn die Geschicke dumpf und zweifelswürdig daliegen: da kann nur die innige Betrachtung einer einzelnen großen Gestalt uns aufrichten. Das Allgemeine, wie wir es zu erkennen glauben, ist trügerisch und wesenlos; in wenigen Wesen aber lebt das Menschengeschlecht ganz; ihnen ist nicht leicht zu begegnen, aber wir suchen beständig nach ihren Spuren, und sie in ihren geistigen Werken zu gewahren ist unser höchster Lebensgewinn.

Grillparzers Lebensgang war still und einsam, und doch ist er aus dem geselligsten der deutschen Stämme hervorgegangen. Vom Vater her ist das Blut bäurisch, und eine bäurische Schweigsamkeit, auch gegen die Nächsten, ist ihm überkommen; von der Mutter her eine Schwermut, die beredt wurde in der Klage und in der Selbstanklage und sich linderte oder steigerte in der Musik. Ihm war sein eigener Name verhaßt, er schämte sich, wenn er ihn ausgesprochen hörte, er schien ihm wie ein Spottname; uns dünkt er schön durch einen edlen Gehalt, wie ein Gesicht durch seinen Ausdruck schön wird. Auch von der Mutter her war die Abkunft bäurisch, obwohl diese Familie seit etlichen Geschlechterfolgen in der Stadt seßhaft war. Stellt man den Vaters- und den Muttersnamen zusammen, Grillparzer und Sonnleithner, so meint man in eine österreichische Dorflandschaft hineinzublicken und sieht linker und rechter Hand die weichgeformten Hügelhänge, da und dort ein dunkles Waldstück, den Gehöften zugehörig, und in der Ferne blitzend die Donau. Er war ein Beamter nach seinem bürgerlichen Geschäft und ein Dichter nach seinem Beruf. Er errang früh eine große Geltung in Österreich sowohl als im übrigen Deutschland; später, wie die Zeiten und das, was sie für ihren geistigen Inhalt ansehen, wechselten, denen er immer widerstrebte und deren unruhiges, seichtes Gehaben er verachtete, blieb er dem Namen nach berühmt, in der Tat unbeachtet und beinahe

Digitized by Google

ungekannt. Ob er ein Christ gewesen und inwieweit, ist nicht leicht geantwortet. Der Seele nach war er ein Christ so gut wie Goethe und Schiller, denn es ist das Christentum, das unseren Seelen ihre Beschaffenheit und Bewußtheit gegeben hat. Zudem war er ein süddeutscher Katholik durch die Zugehörigkeit zu einer Lebensluft, die alle Poren durchdringt, und doppelt bei ihm, der ein empfängliches Wesen war. Dem Bekenntnis nach war er ein Freigeist, wenn wir das Wort mit dem edleren und reineren Beiklang gebrauchen, der ihm bis in die ersten Zeiten des vorigen Jahrhunderts geblieben ist. Daß er von einer tiefen Gottgläubigkeit gewesen ist, das nicht zu erkennen ist fast nicht möglich, wenn man denkt, was seine letzten Worte waren, die er uns hinterließ: die Gestalt des Kaisers Rudolf, die Reden der Libussa und die Erzählung des armen Spielmanns, freilich nicht Worte in der alltäglichen Bedeutung des Begriffes, aber deutbare, sinnbildliche Reden und Parabeln, richtige letzte Sprüche eines großen Lehrers, in denen er sein Selbst vergeistigt uns in die Seele legt. Als er diese gestalteten Worte aussprach, die er der Nachwelt bestimmte und in seinem Schreibschrank eingeschlossen liegen ließ, war er ein vereinsamter Greis, aber ein gewaltiges Wesen. Groß war in den Stunden, in denen er seiner höchsten Kräfte Herr war, in ihm die Strenge, Bewußtheit und Klarheit des Geistes; eine mächtige Erfahrung schmiegte sich an ihn. Die Zeit, die ihn noch umgab, war ihm ein Nichts. Aber mit dem Lande, dem er zugehörte, mit dem unzerstörbaren Wesen des Volkes, mit dem Weben der großen Geschicke — mit all dem wußte er sich verbunden. Man darf im greisen zögernden Rudolf, im einsamen Armen Spielmann nicht alles für Sichklein-dünken nehmen. Es waltet in diesen Dingen eine erhabene Ironie, mit der verglichen die Ironie der Romantiker nur ein unmündig verlegenes Gehaben ist, Ironie von Jünglingen, die noch meinen, den Zwiespalt des Lebens

Digitized by Google

genießen zu dürfen, wo dem Greise ganz anders furchtbar das zerklüftete menschliche Dasein vor Augen liegt.

Als ein solcher einsamer aber gewaltiger Greis bleibe er in unser Gedächtnis eingegraben, eine Gestalt von großem Ernst, uns Österreichern zu besonderem Stolz und eindringlichem Trost, und wenn uns die Züge des Antlitzes geisterhaft verschwimmen mit denen des Habsburgerkaisers auf dem Hradschin und andererseits mit denen des einsam auf seiner Geige stümpernden Sonderlings, oder auch gar mit denen der verlöschenden Seherin Libussa, so sei's — — es ist kein Zufall, wie ein großer Dichter zuletzt sich der Erinnerung des Volkes eindrückt, auch hierin erkennen wir das Walten einer Macht, die dort, wohin der Zufall nicht reicht, unsere eigentlichen Geschicke formt, vor ihr beugen wir uns und empfangen aus ihrer Hand, was mehr ist als biographische Erkenntnisse und Messungen, das Bild des Lebens, worin das Schicksal sich ausprägt. Hierher zählen wir Schillers frühes, jähes Wegsterben, wie die stark geschwenkte Fackel jäh abbrennt, aber auch Goethes nach außen fürstlich-geselliges, im Tiefsten einsames Greisenalter, für das man, um es zu schildern, zu den Namen von Zauberern, Merlin und Klingsor, gegriffen hat; auch Kleists jäher Zusammensturz gehört hierher, auch Hölderlins langer, sanfter Wahnsinn. Dies sind unsere wahren heroischen Mythen, an denen unser Gemüt tiefer und gespannter wird, wie anderen Geschlechtern ihres an ihrem Homer und Plutarch.

Er war ein geborener Dramatiker; sein erster Schritt trägt ihn in den Mittelpunkt jedes ersonnenen Wesens, und er wohnt in diesen wie in seinem eigenen. Darum hat er sich selber mit sicherem Gefühl den Platz zugewiesen zunächst Goethe, dem Gestalter, und Schiller, dem Erfinder großer Situationen, aber beiden nachgeordnet. Die Nachwelt gönnt ihm den Platz, die so vieler anderer Ansprüche für ewig verworfen hat; aber

Digitized by Google

sie sieht einen neben ihm, dessen ganzen Wert er noch nicht erkannte: Kleist.

Der Streit, ob Klassiker, ob Romantiker, der die Zeitgenossen seiner Jugend bewegte, findet auf ihn keinen Bezug. Alle die abgeleiteten und künstlichen Gegensätze, in denen sie sich ergetzten: Künstler und Philister, Frömmigkeit und Weltverstand, das schöne Alte und das häßliche Neue, sind ihm fremd. Wie sollte der Landsmann Haydns und Schuberts zwischen Volk und Künstler unterscheiden, der Verehrer und Schüler Mozarts zwischen Frömmigkeit und Verstand! Und wie sollte der Österreicher zwischen Altem und Neuem unterscheiden, da um ihn die herrlichen Denkmäler vergangener Zeit eins ins andere übergingen, das im dreizehnten Jahrhundert angehobene in den Werken des siebzehnten seine Schwingung fortsetzte und bis in die Gegenwart hineinschwang, indem die Saiten weitersangen, wie die Steine zu reden aufgehört hatten. Die Romantiker machen den Geist zum Spielzeug der Einbildungskraft, die Jungdeutschen dann machen aus dem Gemüt die Magd ihres kalten, seichten Verstandes. Grillparzer hält Geist und Gemüt zusammen: ihrer beider Zusammenklang, den seltenen, nennt er Sammlung, und er kennt keinen höheren Begriff als diesen. Indem er lebt, tut sich eine Schule nach der andern auf. Aber wie wenige sind zu lernen fähig, und er war es. Mit Ernst und Stetigkeit geht er seinen eigenen Weg, aber wahre Lehrer treten ihm auf jeder Lebensstufe entgegen, freilich keine Lebenden, sondern Tote, die wahren gereinigten Begleiter dessen, der in der Stille den Weg des echten Künstlers sucht. Lessing nennen wir zuerst unter ihnen; in der Anlage der dramatischen Verwicklung schuldet er ihm viel; auch sein Vers bis in die späten Werke hinein ist am Nathan vielleicht mehr noch gebildet als an Schillers Sprache, an der ein Zuviel von Schwung und Prunk seiner Natur, die wählerisch und streng war, widerstehen

Digitized by Google

mußte. Von Goethe ist es der Egmont vielleicht neben dem ersten Faust, dem er sich am tiefsten verschuldet bekannt hätte; Shakespeare nenne ich erst gar nicht, seinem Einfluß hat sich kein Deutscher entzogen. Den Euripides muß ich aber nennen, an dem ihm die Mischung des Seelengemäldes mit dem schönen geformten Mythischen reizend war. Aus den großen Spaniern machte er das Studium seines reifen Mannesalters: daß alles Gefühlte gleich Tat wird, alles Geschehen gleich Bild, dies Unerreichbare bezauberte ihn an diesen und hielt ihn ewig in ihrem Bann. Vielleicht darf ich einen noch nennen, dessen Spur ich hie und da zu merken glaube in der Eleganz des Konturs, in der zarten geistigen Abgrenzung der Figuren: den Terenz.

Die toten Meister antworten wohl, aber nur dem, der zu fragen versteht. Aus sich selber mußte er in stetem Nachdenken die hohe Einsicht in die Kunstgesetze gewinnen; wie die Erfindung der Handlung übereinzubringen mit dem Eigenleben der Charaktere — das, was der Komposition in der Malerei gleichkommt und was zu bewältigen die Hände der Neueren meist zu schwach sind, die sich im besten Fall mit dem allzu breiten Charaktergemälde begnügen — und wie auch das Zarte und Verflochtene, sodann das Besondere und Jähe, das im Innern der Figuren sich vollzieht, mit sparsamen aber unübersehbaren Zügen nach außen gebracht werde, daß alles im mimischen, sinnfälligen Geschehen fortfließe, alles wahrhaft ein Theater sei, darin ist er Meister geworden unter den Deutschen und übertrifft an Sicherheit auch noch den Kleist, dem zuweilen hierin auch das Erstaunliche gleichsam wie im Traum gelingt, der aber dann wieder mit gewaltsamem Eigensinn jäh sich selber vom Ziel wegreißt. Hierin freilich kommt ihm zugute, daß er ein Wiener war: immer hatte er eine lebendige Bühne vor sich, wo alles, vom Tragisch-höchsten bis zum Platt-gewöhnlichen zum sinnfälligen Bild sich formte,

Digitized by Google

alles in der Gebärde des Schauspielers zusammenlief. Ihm war Theater ein mit allen Sinnen zu fassendes Schauspiel, nicht ein geträumtes Gedicht, noch ein gelesenes Buch. Ja noch die aufnehmende Menge, die das Haus in allen Räumen füllt, der bunte Haufe, der hier, und nur hier zur fühlenden erregten Einheit wird, sie gehörte ihm dazu, sie war ihm Lehrmeisterin, Natur, wie die sinnende Natur in seiner Brust selber. An das volkstümliche Theater lehnte sein hohes Theater sich an, ja es war mit jenem aus genau einer Wurzel gewachsen; auch die Oper ist immer nahe: die rührenden und geistreich ersonnenen Situationen von Metastasios Libretti, die wunderbare klingende Zauberei der Zauberflöte; fließend ist die Grenze zwischen seinem Geschaffenen und all diesem. Nur die Lustige Person, die so nahe lag, bleibt verbannt aus seinen Stücken, darin ist er bei allem Reichtum der Phantasie zu sehr ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts mit seinem verstandesmäßig gereinigten Geschmack. Auch vom Dialekt hält er sich zurück, der seinen Frauengestalten leicht und lieblich aus dem Mund springen würde; er verharrt beim Hochdeutschen, worin, nach Jacob Grimms Wort, aufgeht, was in den Dialekten sich entgegentritt. Aber das volkstümliche Wiener Theater ist sich seiner brüderlichen Nähe, der geheimen, nie ausgesprochenen, nie aber auch verleugneten Zugehörigkeit im stillen bewußt: in Ferdinand Raimunds rührender Gestalt tritt es ihm leibhaftig entgegen, streckt ihm die Hände hin mit scheuer Liebe, mit einem Etwas von Eifersucht: es ist, als wären diese Begegnungen selber eine Allegorie und Erdichtungen der zarten Feder Raimunds, der die rührendsten, unvergänglichsten Allegorien unseres Theaters entflossen sind. Wunderbar ist das Verhältnis zwischen diesen beiden, es kann nicht in Worten auseinandergelegt, nur in der Anschauung genossen werden — wo aber Grillparzer aus

Digitized by Google

wahrer Erkenntnis geehrt wird, da ist Raimunds Gestalt von der seinen untrennbar.

Grillparzer verbindet meisterlich die Züge, die zu einem Charakter passen, und bringt meisterlich die Charaktere und die Handlung überein. Wir erinnern uns, wenn wir an seine Stücke denken, anders als bei Goethe, stärker noch an das Geschehen als an die Figuren; hier ist er wahrer Dramatiker, Shakespeare und den Spaniern näher, als etwa Schiller, dessen Stärke die Hinsetzung großer Kontraste, die sich in gewaltigen Reden entladen. — Kleist ist ihm hier wieder ganz nahe, der im Käthchen, im Prinzen von Homburg die Charaktere plötzlich enthüllt durch Situationen von unvergeßlicher Besonderheit. — Den stärksten geistigen Gehalt legt Grillparzer nicht in die Rhythmen, sondern in die Erfindung, die recht eigentlich für die Bühne ersonnen ist; in ihr läßt er dann die Figuren das Notwendige, Entscheidende sagen, oft sparsam und beinahe nüchtern. Nur manchmal, dann aber unwiderstehlich, trifft er die Seele mit einer sehr warmen vollen Rede, wie mit einem vollen Blick. Er läßt seine Figuren herankommen, zögert ihnen ihr Tiefstes heraus. Wie anders als Schiller, der sie in einem Feuersturm ihr Inneres auswerfen läßt, oder gar der vielen Geistes aber geringer Gestaltung mächtige Hebbel, der uns durch Lücken und Fugen in sie hineinzuschauen zwingt, zudringlicher als wir uns wünschen und nicht beglückend.

Grillparzers Figuren ziehen uns leise aber unwiderstehlich in sich, und sie scheinen es nicht zu wollen — es ist, als wollten sie sich an uns vorüberdrücken. Wer denkt nicht, indem ich dieses ausspreche, an den Armen Spielmann. Aber ist nicht die Esther genau so? Schon wollte der König an ihr vorüber. Da — an einem „fast nicht", an einem „kaum noch" bleiben sie aneinander hängen, und das Schicksal knüpft sein Gewebe an. Bei Rudolf dem Zweiten aber scheint es allen, als wollte die Welt über ihn hinweg: er aber weiß, sie kann

Digitized by Google

nicht. So ist hier die Natur darin nachgeahmt, worin ihr nachzuahmen am schwersten ist: in ihrer Bescheidenheit.

Darin liegt des dramatischen Dichters hoher Rang mit begründet, daß er schöne und besondere Bezüge herstelle zwischen seinen Gestalten. Wer vergißt je die hinreißende Musik der Freundschaft zwischen Hamlet und Horatio, zwischen Antonio und Bassanio, um aus Shakespeares Fülle nur eines zu nennen, das juwelenhaft hervorblickt — wie schön aber stehen Jugend und Alter zueinander im Küchenjungen Leon und dem weisen Bischof Gregor, wie schön steht nach wenigen Sekunden, aus völliger Fremdheit, Esther zum König Ahasver; edel und besonders stehen Kaiser Rudolf und der Herzog von Braunschweig gegeneinander, höchst geheimnisvoll und ungemein steht Rudolf zu Don Cäsar. Die schönsten Bezüge aber tun sich auf zwischen Mann und Weib, und so vielfältig, dabei aber doch gehalten und nie ans Äußerste, aller Maße Entratende gehend, wohin Kleist so schnell gelangt: Hero und Leander, Edrita und Leon, König Alfons und Rahel, Jason und Medea, Primislaus und Libussa — hier ist der volle ewige Strahl wie durch ein zauberisches Prisma in die wechselnden Farben auseinandergelegt! — und welche Situationen: die Liebenden, durchs Meer getrennt; die märchenhafte Brautwahl des Perserkönigs, die mythische Reise von Kolchis nach Korinth; welche Erfindungen, das, was zuletzt das Herz betreffen soll, zu allen Sinnen sprechen zu lassen, wie märchenbunt und tiefsinnig ausgesonnen in der Libussa, wie geistreich schnell und gefährlich sich verwickelnd in der Jüdin von Toledo, worin ich nicht der Spanier nur, auch Lessings Schüler, den einzigen des Lehrers würdigen, immer wieder erkenne. Die Stärke des Österreichers aber ist die poetisch-theatralische Erfindung, aus immer neuen überraschenden Elementen, wie ein reichströmendes Bühnenleben ihrer unzählige auf breitem Rücken dahinträgt, zum Teil uralter Über-

Digitized by Google

lieferung entnommen, zum Teil mit frischem Griff dem Leben abgewonnen. Hier ist Grillparzer dem jungen Goethe nahe, dem unerschöpfliche theatralische Erfindungskraft, der Nähe eines lebendigen Theaters entbehrend, dann allmählich abgedorrt ist, bis er sie im zweiten Faust als Phantasmagorie mehr denn als wirkliches Theater, noch einmal gewaltig hervortreten ließ. Aber gleichbürtig steht hier Raimund daneben, dem geistreiche, oft wahrhaft tiefsinnige Bezüge zwischen den Figuren, kühne und schlagende Contraposti bezeugen, wie hoch er in Wahrheit als Theaterdichter zu stellen ist: wenn wir an das Gegeneinanderstehen von Flottwell und Valentin denken, von Rappelkopf und seinem gespenstischen Ebenbild, oder wie die Jugend und der alte Wurzel einander gegenübergebracht sind, oder in einem Stück die wüste Schenke des Harfenisten Nachtigall und in einem andern das „stille Haus" und der melodische Abschied, den seine Inwohner von ihm nehmen.

Da wir von Grillparzer hier als einem der großen Dichter der Nation reden, so wird die Frage sich auf die Lippen drängen, ob wir erhabene Züge aufweisen können in seiner Schöpfung — denn nicht ohne diese Merkzeichen darf das sein, was wir der Jugend als höchstes Beispiel hinstellen. Den Begriff des Erhabenen dürfen wir uns nicht verwirren dadurch, daß wir ihn nur gepaart mit dem Riesenhaften und Furchteinflößenden suchen. Das Furchtbare finden wir nicht in seinem Werk: keine Begegnung Hamlets mit dem Geist, auch nicht die ärgere mit der verderbten Mutter; nichts was sich neben Othellos und Jagos Zwiegespräche stellen ließe; auch nicht die Höllentöne aus dem Don Juan, noch die riesigen Akzente aus Beethovens letzten Werken. Aber er hatte ein großes Herz. Seine Gedichte sind von jener gehaltenen strengen Trauer, von der man gesagt hat, die Fähigkeit zu ihr sei der Maßstab für die Tiefe und Weite des Geistes. Er

Digitized by Google

befreit sich in ihnen nur notdürftig von der furchtbaren Bedrängnis des Lebens, in den Gestalten erst, die ihm aus der Fingerspitze quollen, befreit er sich ganz: denn sie, wie um sich selber zu retten, gibt er dem vollen Druck des Lebens preis. Er gibt ihnen viel von sich selber mit. Fast alle sehen sie uns mit dem gleichen klaren Blick an, wie er selbst in den Gedichten, in der Beschreibung seines eigenen Lebens, in den Tagebüchern das Auge aufschlägt. Ihre Rede gleicht der seinen in diesem, daß sie wahrhaftig ist; seine Worte sind wahr und das mehr, als bei Dichtern die Regel ist. Seine Klagen sind wahr, sein Nachdenken ist wahr — er dachte nur, wo es ihn zu denken trieb, er kannte keine Routine, auch nicht die des großen Talents, keine Aufreizung der eigenen Kräfte, wovon selbst Schiller nicht ganz frei geblieben ist. Solcher Art sind seine Figuren wahr in sich und auch wahr in ihrem Schicksal, wogegen einem Kleist es widerfährt, daß er die Verhältnisse gewaltsam fortzieht zu einer Handlung, mit deren Gedanken man sich bloß zu spielen erlaubt hatte. — Darum aber auch findet sich in Grillparzers Werken hie und da, und nicht selten, jener höchste Zug, den wir das Erhabene nennen müssen: der „unmittelbare Strahl, der aus dem Charakter schießt, das was aus dem Tiefsten kommt und am weitesten reicht, jener Zug der letzten Aufrichtigkeit, worin die schicksalhafte Not einer reinen Seele offenbar wird".

Er besitzt — seltene Gabe! — er besitzt, was ihm zunächst. Ein fast erschreckend Naturnahes tritt manchmal hervor: so im vierten Aufzug der Hero, im ersten und zweiten der Jüdin von Toledo, auf vielen Seiten des Armen Spielmanns. Das gleiche überwältigt uns beim jungen Goethe, der Urfaust ist fast nur aus solchen Zügen geschaffen, beim mittleren Goethe dann tritt es zurück. Viel ist auch Bekenntnis in Grillparzers Werken, das sich nicht dem ersten Blick als solches preisgibt; geheimnisvoll und schön die Hindeutung auf sein eigenes

Digitized by Google

Leben, auf das eigentliche Schicksal, nicht auf das, das Hinz und Kunz kennen und bereden: so, wie Libussa aus zaubervoller Einsamkeit ins Leben zweimal gezwungen wird, zuletzt als widerwillige und doch kundige Seherin. In Rudolf dem Zweiten dann fließt alles zusammen: das individuelle Schicksal und das Geschick des historischen Ganzen und der Dynastie, Herrschertum und geistiger Supremat, Verantwortlichkeit und Unberührbarkeit. Der Gemütszustand dieser drei letzten Figuren — der Kaiser, der Spielmann, die Seherin — gehört zu denen, die sich nicht definieren lassen: denn es wohnt ihm das Schöpferische inne, das der Einordnungen spottet. Diese Figuren sind Heilige, Wissende und Liebende, nicht nach den Maßen des Alltags, noch nach den Maßen derer, die alles mit Worten wie mit Zahlen zu messen meinen, sondern nach den bleibenden Maßen der Dichter. Der Orden, den Rudolf seinem Freunde Braunschweig umhängt, ist der Orden derer, in deren Herzen der Geist Herrscher geworden ist. Es sind Gestalten ohnegleichen in der deutschen Literatur, und nicht nur in der deutschen. Sie scheinen weniger oder mehr gedichtet als fast alle großen erdichteten Gestalten, die wir kennen. Sie leben völlig für sich, und doch scheinen sie nicht gänzlich abgetrennt von ihrem Schöpfer: er lebt und leidet noch im Geist mit ihnen, und darum bezaubern sie uns mit seiner ganzen Macht.

Was mußte er freilich an Redeschwall erdulden von den Zeitgenossen: seine Gedichte seien arm an Ideen und darum müsse er hinter einem Hebbel oder einem Gutzkow zurückstehen, die so viele Ideen und Probleme in ihre Werke versponnen hätten, geschweige denn wie weit hinter einem Schiller, der alle großen Ideen des Jahrhunderts dramatisch ausgesprochen. Freilich deuten die Zeitgenossen immer auf Probleme hin, überall sehen sie, nach Hegels Redeweise, Prozesse anhängig. Aber ihre Probleme waren sehr oft nur

Digitized by Google

Täuschungen eines unreifen Verstandes, optische Irrtümer, Hysterien, Unerfahrenheiten; er aber hat vieles zu Ende gelebt und durchschaut die Zustände wirklich. Wer nicht gestalten kann, schleppt den Prozeß der Begriffe von einer Instanz zur andern. In der Gestalt erst ist das Problem erledigt.

In dieser Verkennung hat er einen Gefährten gehabt: den edlen Stifter, der mit seinen reinen Gestalten tiefere Fragen beantwortet, als jenen zu stellen in den Sinn gekommen wäre: denn um tief und bedeutend zu fragen, muß man auch anderswo stehen als im Vorhof, den der Lärm der Zeit erfüllt.

Unter Ideen aber, wenn man das Wort mit Ernst gebrauchen will, ist weit etwas anderes zu verstehen als der gemeine und gestaltlose Begriff, den die heutige Vulgärsprache damit verbindet, wo das edle Wort nichts anderes mehr besagt als die erbärmlichen sogenannten Zeitgedanken, die platten, von Myriaden Zungen abgeschliffenen Schlagworte, die wie Schmeißfliegen den Wanderer eine Strecke Wegs umschwirren und dann wieder plötzlich von ihm ablassen und auf Nimmerwiedersehen ins Gebüsch verschwinden. Was das Wort bedeute und welche Würde ihm innewohne, dahin gibt uns Schillers hohe Kunstsprache, wie er sie in seinen ästhetischen Schriften anwendet, einen Fingerzeig, wo freilich der Gebrauch des Wortes kein scharf gesicherter und gegen das Wort *Ideal* die Grenze verschwimmend ist, wo aber durchaus der hohe antike Begriff noch fühlbar bleibt und das Grundwort εἶδος — Bild — durchschimmert. Im gleichen Sinn wird der Begriff, den Künstler mit dem Wort verbinden, uns faßlich, wenn wir lesen, wie Raffael an den Baldasarre Castiglione schreibt: Da es in dieser Welt an schönen Frauen Mangel habe, so bediene er sich dafür einer gewissen *Idee*, die er in seinem Geist trage. Der Dichter denkt, indem er das Menschliche tief sieht. Darüber entsteht in ihm von den Grundverhältnissen des Daseins eine Idee, und mit solchen Ideen, die Gestalten sind,

Digitized by Google

bringt er in das schwanke und wirre Weltwesen die herrliche Ordnung, die aus seinen Gedichten widerstrahlt. Nicht anders ist es zu verstehen, wenn im Prolog zu Faust der Herr seine Engel heißt, das, was in schwankender Erscheinung schwebt, mit dauernden Gedanken zu befestigen. An solchen, den einzigen dichterischen Ideen sind Grillparzers Werke überaus reich. Wunderbar und vielfältig tritt uns die Idee der Verantwortung entgegen; rührend die Idee der Einsamkeit. Die Idee der Ehe durchstrahlt das Goldene Vließ mit deutlichem Licht. Die Ideen der Tat und der Nicht-Tat treten im Traumstück einander gegenüber, in der Libussa die Ideen des Herrschertums und der Untertanenpflicht, in Weh dem, der lügt wird die Idee selbst in ihrer Reinheit und Unbedingtheit konfrontiert mit dem Weltwesen, das ihr keinen Platz verstatten will. Wir rühren vor dem Schluß dieser Rede noch an eines, wodurch die seltenste Meisterschaft sich bezeugt: daß jedes seiner Dramen, nicht dem Gegenstand nach, was ja selbstverständlich, sondern dem Stil nach ein Gebilde völlig für sich ist. Jedes, dränge man in der Betrachtung tief genug und dürfte sich in der Darlegung genug ausbreiten, erschiene innerhalb der dramatischen Gattung als die Vertretung einer Gattung für sich. Wir können aber hier nur auf das deutlich und schnell ins Auge Fallende flüchtig hinweisen.

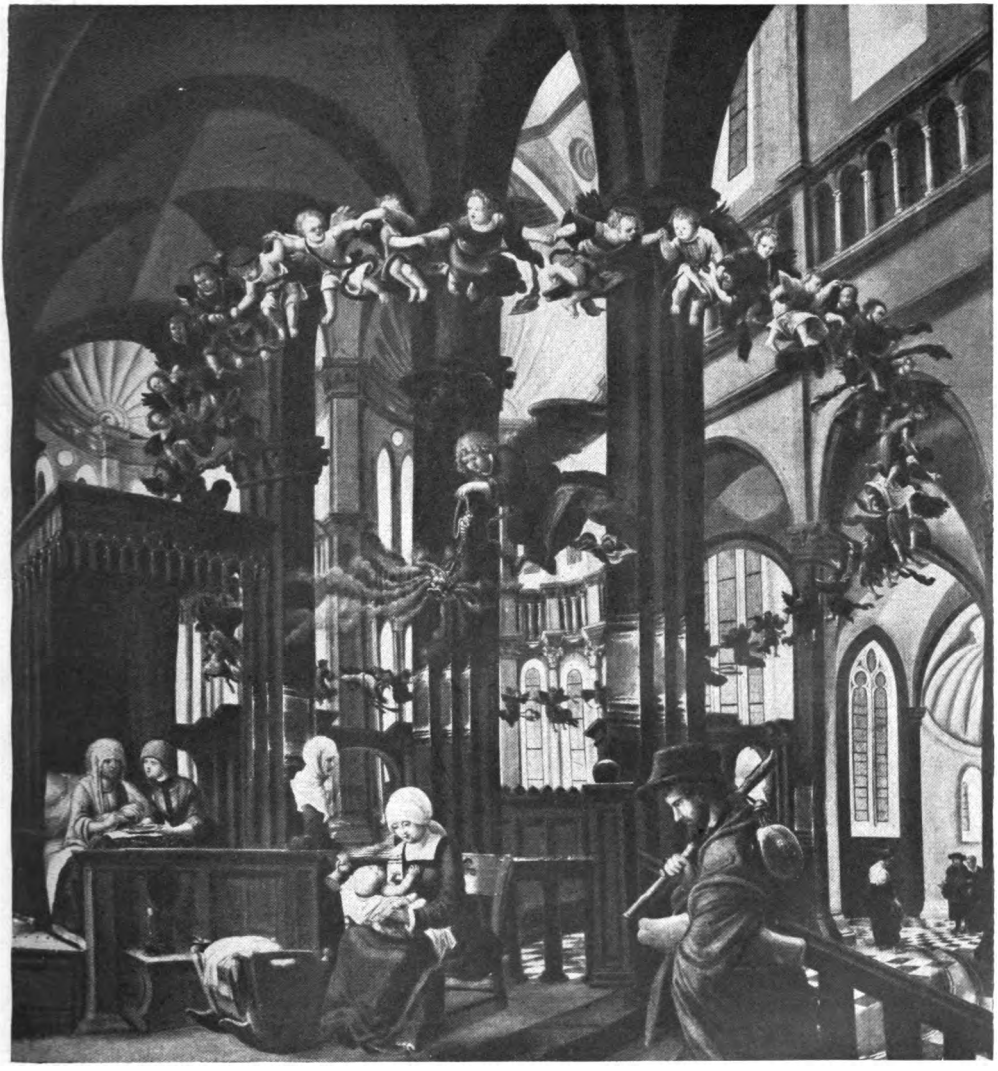
Die Ahnfrau in ihrer Vermischung des Volkstümlichen, des Gespenster- und Räuberstückes mit der spanischen Trochäenform, die dem Stück das Atemlose, Fliegende und zugleich das Entfernte gab, machte ihn mit einem Schlag zum berühmten Dichter; nie wieder aber hat er auf die gleiche oder ähnliche Mischung der dichterischen Elemente zurückgegriffen. Das Goldene Vließ sodann knüpft wohl an Euripides und auch an Schillers Stil an, verbindet aber in einer ganz neuen Weise das Mythische mit einer Zergliederung der Seelen, die ganz der neueren Zeit angehört. Die Hero, tragische Idylle, steht

Digitized by Google

ohnegleichen. Der Traum ein Leben ist das Zauberstück der Wiener Volksbühne, unerhört veredelt und vergeistigt, aber auch diese wunderbare Stilform, der der Genius loci zuzulächeln scheint, hat er nie wieder aufgenommen. Weh dem, der lügt — denn ich kann hier nicht alle seine Gedichte der Zeit nach aufzählen — ist das Seltenste vom Seltenen: reizendes idyllisches Gemälde ferner Vorzeit und zugleich hohes Lustspiel, von jener Gattung, welche die im Kunsturteil behutsamen und genauen Franzosen als comique sérieux bezeichnen; wovon dieses Stück und die Minna von Barnhelm die beiden unvergänglichen Beispiele, allein für die ganze Gattung stehend, Ausbeute von anderthalb Jahrhunderten; der Zerbrochene Krug gehört nicht ganz auf die gleiche Linie. In den drei letzten Stücken aber ist auch in diesem Betracht wieder das Höchste erreicht, die ganze Kunstkraft eines langen Lebens geläutert und zusammengenommen: im Bruderzwist ist zum einzigen Mal — denn Schillers Tragödien sind, den einzigen Wallenstein ausgenommen, und auch den nur zur Hälfte ausgenommen, nicht historische Stücke im Sinn, den wir damit verbinden — unter besondersten Bedingungen das fast Unglaubliche gelungen: den historischen Gehalt einer vergangenen, im wesentlichen aber noch fortwirkenden Epoche ganz zu geben, und ihn in Gestalten zu geben.

Nur einem Österreicher vielleicht, und allein für das siebzehnte Jahrhundert, zwischen dem und uns noch geheime Fäden liefen, bis auf den gestrigen Tag, konnte dies gelingen. In der Jüdin von Toledo dann ist ganz Neues erreicht; die Anekdote, das private Schicksal, das Novellenhafte, mit einer unvergleichlichen Beseelung und Gestaltung gültig hingestellt als Tragödie, der nichts Privates und Zufälliges anhaftet. In der Libussa endlich ist das Märchen mit nachdenklichem Sinn geformt und mit Politischem so gut wie mit Allgemeinem,

Digitized by Google



Albrecht Altdorfer: Die Geburt Mariens

Digitized by Google

Digitized by Google

Ewigem verknüpft. Beide diese wunderbar angebahnten Pfade ist niemand nachgegangen.

In diesen Formungen liegen hohe dichterische Ideen, denen nachzudenken man reif sein muß. Solche Ideen zu haben ist die Sache des Starken; und hierin, in der Kraft, stelle ich ihn neben Lessing, der ein großer Gestalter war, wie in der einzelnen Rede so im Aufbau des Ganzen, und neben Kleist, derer beider Figuren noch heute lebendig auf uns einreden, unkränkbar durch die Zeit. Große Kraft war ihm selber innewohnend und allem, was er hinterlassen hat, eine Kraft strenger, in sich geschlossener Art, von solcher Art, wie uns ahnet, daß sie im menschlichen Gemüt die Trägerin des echten Glaubens und des echten Vollbringens ist. Solcher Beschaffenheit auch ist sein Ruhm, wie ja beim gleichen Wesen alles sich gleicht. Er war früh gewonnen und von ihm nicht hochgeschätzt. Dafür haucht, was jetzt davon da ist, das Aroma einer unverweslichen Kraft aus, unfühlbar freilich denen im ewigen Vorhof — aber wen es treibt, tiefer in Vergangen-Gegenwärtiges, das ist in das eigentliche Leben der Nation einzudringen, der ist diesen Krafthauch einzuatmen gezwungen, und das Heiligtum der Nation ist von ihm erfüllt; denn es gibt ein solches, und da es nicht aus Steinen erbaut ist, so ist es unzerstörbar und jeder Kränkung entrückt. Grillparzers Ruhm ist seine Kraft; seine Kraft ist sein Ruhm, beide sind da, Glauben erzwingend und Leben spendend, nicht an jedem Kreuzweg, aber überall dort, wo wir ihrer bedürfen. Er ist von den wenigen, die in uns aufstehen, wenn wir uns zu einem höheren Begriff unseres Selbst erheben.

* * *

Digitized by Google

DIE FÜNFTE DUINESER ELEGIE

O Bäume Lebens, o wann winterlich?
Wir sind nicht einig. Sind nicht wie die Zug-
vögel rechtzeitig. Überfallen und spät,
so drängen wir uns plötzlich Winden auf
und fallen in ein ungeheimes Tief.
Dann und worüber ist uns zugleich bewußt.
Und irgendwo gehn Löwen noch und wissen,
solang sie herrlich sind, von keiner Ohnmacht.

Uns aber, wo wir einen meinen ganz,
ist schon der Andern Annähern fühlbar. Feindschaft
ist uns der nächste. Fernen Liebende
wissen immerfort an Rändern, eins in andern,
die sich verschrauben Blick, Jagd und Heimweh.
Da wird für einen Augenblicken Zueinung
ein Grund von Ungeteilt bereitet, wässern,
daß wir zu säen; dann wann ist reife drüblich
mit uns. Wir können den Contur
des Glückes nicht, wie uns ihn formet von außen
der Herbst nicht lang vor seinem ganzen Morgen?

Digitized by Google

der pflegt sich auf: die Frauen nun Abschied.
Leicht zu verstehen. Der bekannte Gruß,
und genommen heißt: dann auf Kann der Tänzer.
Nicht der. Genug. Und wenn er euch so leicht geht,
er ist verkleidet und er wird ein Bürger
und geht durch seine Tücke in die Wohnung.
Ich will mich diese fallbeschützten Masken,
Linden die Flügge. Die ist voll. Ich will
den Balg aufhalten und den Vorhof und ihr
Gesicht auf Antworten. Hier. Ich bin davon.
Wenn auf die Tänzer aufgehen, wenn mir euch
gesagt wird: Nichts mehr –, wenn auf von der Bühne
der Tanz herkommt mit dem grauen Luftzug,
wenn auf von meinem stillen Vorhaben Keiner
mehr mit mir daselbst, Keine Frau, sogar
der Knabe nicht mehr mit dem braunen Schulweg:
Ich bleibe drinnen. Es gibt immer Zuschauer.

Hab ich nicht recht? Du, der um mich so bitter
der Leben schmeckte, meines Kostens, Werten,
den ersten trüben Aufguß meines Mißmuts

Digitized by Google

da ich zwanzigste, immer wieder Vorstand
und, mit dem Nachgeschmack so fremder Zukünfte
beschäftigt, prüfend mein beflaggtes Aufstehen, –
der du, mein Morgen, seit du tot bist, oft
in meiner Hoffnung immer in mir Angst stets
und Gleichmut, wie ich sie habe, Reise
von Gleichmut, aufgehst für mein bisheriges Geschick;
sind ich mich recht? Und ich, sah ich mich recht,
da ich mich liebte für den kleinen Anfang
Liebe zu rufen, von dem ich immer abkam,
weil mir der Raum in seinem Ausdruck,
da ich ihn liebte, übergang in Weltraum,
in dem ich mich mehr wurde ... Wann mir
zumute ist,
zu wandern vor den Heidebüschen, mein,
so völlig hinzustehen, dass, um mein Gesicht
an sich aufzunehmen, dort ab Ziehen
ein Vogel stimmte, der die Bälge schreckt.
Vogel und Heide: dann ist endlich Gesellschaft.
Dann kommt zusammen, was mir immerfort
entgleitet, indem wir da sind. Dann entsteht

Digitized by Google

aus unsern Jahreszeiten weiß der Unkenntniß
der genauen Maaßes. Über uns finnbar
spielt dann der Regel. Tief, die Naubvögel
sollten sie nicht nennen wie wollt Vorwurf
der aller ist mehr wie sie heißen. Allen
ist nicht zu helfen. O Hündchen in der Einfalt,
da sinken den Figuren mehr als neue
Vorgänge nur und vor uns nicht die Zukunft
Wir müssen freilich und wir drängten manchmal,
bald groß zu werden, denn halb zuviel,
die Andre nicht mehr halten, als der Großsein.
Und waren doch in unsern Allmingen
mit dämmernden vergnügt und standen da
in Zwischenräumen zwischen Mahl und Spielzeug,
an einer Stelle, die seit Anbeginn
gegründet war für einen reinen Vorgang.

Wer zeigt ein Kind, so wie es steht? Wer stellt
es ins Gestirn und gibt der Maaß der Abstände
schon in die Hand? Wer mengt den Kindertod
ans graue Brot, der sauer wird, – oder läßt

Digitized by Google

ist dir im wunden Mund Asche der Geschmack
von einem schönen Apfel? ... Mörder sind
leicht einzusehen. Aber dies: den Tod,
den ganzen Tod, noch vor dem Leben so
sanft zu umfalten und nicht bös zu sein,
ist unbeschreiblich.

Rainer Maria Rilke

Über den Zeitraum eines Dezenniums erstreckt sich die Abfassung der zehn Duineser Elegien. Sie wurden begonnen in dem „wunderbar tätigen Duineser Winter" von 1911/2 und beendet zu Anfang des Jahres 1922. Der Dichter sagt von ihnen, sie seien der größeste Schritt, der ihm bisher vergönnt gewesen ist. Ihre Veröffentlichung erfolgt zunächst in einer Vorzugsausgabe von 330 Exemplaren, die im Januar erscheinen wird.

Digitized by Google

THEODOR DÄUBLER

ZWEI KLÖSTER

Mega speleion

DAS Kloster zur Großen Grotte (Mega speleion) liegt schroff in die Felsen Achajas eingehorstet: ich habe es reitend, von Kaláwrita aus, zur Mittagsstunde erreicht. Sagenhaft sprach den Betrachter der Anblick benachbarter Steinmassen an. Besonders bei Mond mag man so manchen Mönchriesen, vermummt und in sich versunken, gewahren; auch Nonnenvolk, zu Buße und Einkehr gewillt, spukt herum: so war es aber schon zur Heidenzeit! Um einen alten Gebetplatz torkeln Gnome; vielleicht entsteht im Felsgewirr ein Zug von trunknen Sündern! Doch auch von Heldentum murmeln die Brunnen, zeugen Felstrümmer: hier haben sich die griechischen Mönche, während der Befreiungskriege, gegen Ibrahim Pascha verteidigt, ihm sogar eine Schlacht geliefert, sein Gefolge vertrieben. Zu Häupten des Klosters, im Wald, ist so ruhmvolle Tat geschehn: dort trotzt noch ein Burgviereck; es ist sehr alt und wurde damals rasch zur Verteidigung hergerichtet.

Das Große Kloster selbst sieht, wer hinaufreitet, vom Weg aus, erst wenn er dicht davor gelangt ist. Aber seine Nähe, hinter vorweltlichen Zypressen, unter überhängender Wand, konnt' ich, zwischen Steinkulissen, wohl wähnen: überall sprudelt auf einmal Wasser, drum sind auch die Gärten um die Große Grotte so gut gehegt. Eine Melodie läßt sich, beim Emporkommen, erlauschen: oft plätschert ein Sturzquell, dann braust die Felsenflut, plötzlich wird's, zwischen Trümmern, stiller; dann Gegurgel, auf einmal großes Tropfen, gleich darauf wieder, gut hörbar, ein Sprudel! Und beinah unter Wasserschleiern, obschon etwas dem Herbst zu, welche Rosenanmut, was für ein Nelkenüberfluß! Doch ich liebte gleich die hohen Georginen am meisten. In allen Tönungen ockergoldner oder blutdunkler Weine prangten diese etwas ernsten Blumen. Auch

Digitized by Google

honiggoldne, bernsteingelbe sah ich. Einige standen, in den Farben süßer Brombeertunken, unter den Zypressen; bei einem Brunnen aber fand ich die wundervollsten: so geheimnisvoll, veilchenlila, wie eine heitre Augustnacht. Alle Georginen, die wie Blut purpurten, neigten, als würde ihnen das wunderheilige Rot zu schwer, ihre Köpfchen leicht ermüdet: überall, den steilen Schlangenweg entlang, standen sie etwas überbürdet in den schmucken Gärtchen. Wo das Wasser dann bald sein Sausen am heitersten hören ließ, fand ich das Kloster. Seine Pforte. Sie scheint mehr als Ausgang gedacht: über ihr hat man die Vertreibung des Menschengeschlechts aus dem Paradies dargestellt. Doch bloß die Frauen dürfen das Heiligtum, wie oft, wo Mönche hausen, nicht betreten. Die Quellen der Riesenwand, an der das Kloster, steiles Nesterreich für Menschen, klebt, ergießen sich, durch das Moos auf dem hohen Dach fließend, immer abgezweigter rieselnd, als ein ewiger Regen, über das großgeschwungne Gebäude, in die Tiefe, zu den freundlichen Gärten. Besonders neben der freischwebenden Glocke schäumt, frisch auf dem Dach an einer Stelle wieder zusammensickernd, ein wahres Wasserbündel in die Schlucht. Von dort aus blickt' ich also, durch einen dauernden Regenschleier, in das oft so trockne Sommerland. Wie lieblich ist dieses einzigartige Spiel mit dem erquickenden Berggeschenk: auch im Keller, bei den längsten Fässern, die man kennt, eine Quelle! In den vielen Felsengängen durch und unterm altertümlichen Gebäude, immer wieder, überraschend, uns dann begleitend, Flutgetick, ja, lebhaftes Sprudeln! Das viele Wasser mochte dereinst wohl als eine Anspielung auf künftiges Taufen gedeutet worden sein: jedenfalls heißt es, drei geheimnisvoll sichtbare Kreuze in überspringendem Grottengestein habe man, auf Ortssuche für ein Kloster, gleich als Zeichen der Vorsehung empfunden. Wo so ergiebig der Berg emsiger Wasser sein Geschenk für die Lebenden verplanscht,

Digitized by Google

murmeln auch Mönche ununterbrochen ihre Gebete: alle alten griechischen Kirchenlieder können sie auswendig singen. Ehrwürdige, weil mit gesegneten Bildern geschmückte Bücher stehn in einem Felsenschrank; auch prachtvolle, gestickte Gewänder aus Smyrna, silberne Kunstwerke aus Filigran, die in Konstantinopel verfertigt wurden, hält man, hinter Glas, im Gestein aufbewahrt. Mancher trockne Grottenkasten ist voll von Heiligengebein in Metallfassung; Achatgerät für den Gottesdienst, Lapislazulileuchter werden Fremden und Einheimischen von Mönchen, zum Anstaunen, gezeigt: Pilgern sogar, zum Kuß in Demut, von Priestern im Großornat herumgereicht. Auch ich erging mich lange, im Geist reich mit wertvollen Dingen bedacht, weil seelisch belebt, in den verschluchteten, oft unterirdischen Räumen des Klosters: doch immerhin, allzubald mußten wir die Mönche, schlichte Menschen zwischen Kirchenprunk und abenteuerlichen Kunstdingen des Ostens, verlassen. Silberlilien aus Persien, gehämmerte Rosen von Rhodos, byzantinisches Filigrangeschmeid der Theotokis, so fein wie Spinneweben, überdauern, unter Kristallsturz, Jahrhunderte; und draußen, aus dem Moos bei voller Sonne, wächst, oben auf dem Klosterdach, das Vergißmeinnicht wild, Löwenzahn, wie gesternt blühender Staub, zerstiebt im März: unaufhörlich erquickt von Sickern und Gerinnsel, gedeihen, dem Kirchenknauf zu, volle Glockenblumen. Efeu und Reben erklettern, aus den feuchten Gärten des Abgrunds, das blumige Lenzgetümmel, den Mönchen zu Häupten. Das alles erfrischte mich, als lieblichster Anblick oder Vorstellung von einer noch schöneren Jahreszeit an diesem herrlichen Fleck in der Peloponnes, ganz besonders wonnig, als wir uns, kahlen Strecken entgegen, davontrollten. Mein griechischer Begleiter war auch hingerissen, stolz und glaubenseifrig erbaut. Als Quellen und Quirle schon aufgehört hatten zu singen, sprach er voll Entzücken, drei Stunden lang, bei Hitze, bis Kaláwrita, von seinen

Digitized by Google

wunderwirkenden Heiligen auf Seide und im Silbergewand, von großgelockten Goldkelchen wie Blüten aus himmlischen Gefilden, vor allem aber von heldischen Taten der Vorfahren!

Hagia Lawra

Von Kaláwrita, der morgenländischen Peloponnesstadt, unter breiten Platanen, gelangten wir, etwa nach einer starken Stunde Ritt aufwärts, durch ödes Hügelland, zum Kloster der Heiligen Lawra. Von Stolz und Übermut der Mönche dort oben, während der griechischen Befreiungskriege, wird mir in den heranwaldenden Tälern erzählt: wir könnten bald, versprach unterwegs mein Begleiter, die Fahne der Entflammung, die man in den Ruhmestagen von 1821 entfaltet hatte, im Kloster flattern sehn.

Auf ziemlich entrückter, aber kaum steiler Kuppe sonnt sich Hagia Lawra, mit vielen morgenländisch überglasten Gängen, über den Kronen seiner Obstbäume, bunt blendend. Keine Mauern drängen sich an den turmlosen und luftigen Bau; er hat sich, mit seinen bemalten Holzverschlägen und fensterreichen Erkern, der wipfelvollen Wildnis, die sich fernher aus Arkadien heranschmiegt, freundlich anvertraut. Gar reizend ist dieses, oft umrankte, dadurch von Blättern, die im Wind flimmern, fleckartig übertupfte, eigentlich türkische Bunterlei: es scheint lose aus Backsteinen, Marmorstücken und allerhand schillernden Scheiben gefügt; ein tatsächlicher Anblick der zur Klostereinheit gesammelten Gebäude ist kaum erhaschbar, weil überall angepflanztes Obst und prachtvoll schattende Laubbäume raschelnd in das geschmackvolle Farbenbeieinander fahren und flattern. Auf Ausschnitten des manchmal moosgesäumten Schindeldaches vom Kloster hockt oft ein gewollt verbogner Schornstein, gleichsam als alberner Spaß über dem doch so selten ausgelaßnen Mönchsvolk. Im nach Osten offnen Garten steht, bei brausendem Nachmittags-

Digitized by Google

fegen aus Westen, eine steilgeweitete Pappel, wie ein rauschender Psalter, voll Jubel in dem Laubbauschen, Gesäusel im Blattwerk, ja, Lachen in der gewiegten Krone, vor Menschenstaunen da.

Ganz im Wind aber prangt eine uralte Prachtplatane; jeder Ast winkt, zur Stunde kurzen Sturmes, um ihr Rascheln, Klatschen, Hin- und Herschlagen von Blättergetümmel: der zackende Schatten, bloß ein etwas blaueres Tagesschwanken in der Goldberauschung, gibt, mit seinen eingeschlitzten, fast lachenden Sonnenmündern rasch sichtbar und etwas komisch den Takt zur tönenden Durchbrausung des luftigen Baumes an. Elstern stürzen, dem Sturm zu, durch ein Stück morschenden Geästs. Unter dem Geblase in der Platane, ihrem Ächzen und Knistern der Zweige, einer Blätterwelt in Hast, verschenkt sich ein Brunnensprudel; noch im Bereich der Schattensäume duckt eine alte byzantinische Kapelle: im Innern umfinstert sie den Eingetretnen grottenhohl. Erst nach langem Herumblinzeln ergolden ihre heiligen Deutbarkeiten.

Jetzt, im Gestürm, durchs Freie, grad über mir, jagt ein Habichtpaar dahin, ganz hoch aber gewahr ich einen Adler. Mehr jedoch als an Zeus denk ich an Hera, die Göttin der Lüfte in Aufruhr. Wie der Weisheit des Kroniden Athena entsprang, so entringelte sich aus Hera, im Zorn gegen Zeus, als Ausgeburt ihrer Eifersucht, Hephaistos. Dann ward es Abend, die Luft erruhigt, der Feuergott zerzüngelte unter die Erde; Apollo floh goldig lächelnd übers Meer.

Eurymedon, der Klotz von Kos, der Wälzer der Blöcke zu Argos, wurde von Hera, der Erhabnen, in Leidenschaft gekost; sie wollte Mutter des Prometheus heißen, dem Sohn lastete sie dann ihren Haß gegen den olympischen Gatten auf, und abermals atmete die Göttin frei. Aber Herakles verfolgte sie noch, wie auch später Helena und Priamus' ganzes Geschlecht.

Hier hat Hera, im Land des Pan, bei den Platanen, unter

Digitized by Google

seinem Berg Lampeia, um Herakles Arbeit, die ihn zertrümmern müßte, aufzubürden, ihr Wutgewölk an die Eurymantischen Felsenhöhen aufprallen lassen, daß alles wohlbebaute Lenzgefilde in der Tiefe, wie von Ebern der Wildnis, verwüstet wurde. Hier faßte Herakles das Unheil, als Gestalt und Tier, und brachte es, lebend wie eine Sturzflut, Eurytheus nach Tiryns, daß der König vor zappelndem Weltungemut in Ebergestalt derart erschrak, daß er sich hinter einem ehernen Faß verkroch.

Hier, wo jetzt der Mönch von Hagia Lawra den Heiland lobt und anruft, hauste dereinst auch Pholos, der Kentauer, bei dem Herakles schmauste und Wein, den ihm Dionysos selbst zugedacht hatte, trank. Als Held und Roßmensch miteinander zechten, weckte der Duft der dionysischen Flut alle Kentauern des Waldes, lockte ihr ungeschlachtes Getümmel herbei; Gebalge entstand, wie so oft ein langtaumelndes Erdbeben von Elis und Achaja, bis Herakles die Ungetüme zu Boden streckte, doch auch Pholos, der gute, kam um.

Die Aussicht ins Tal vollbrachter Taten und Herrlichkeiten des Herakles sollte ich, bis sich der Sturm legen wollte, hinter Glas genießen! Dann verbrachte ich, bei einem Schälchen sehr gesüßten türkischen Kaffees und einigen Gläschen vollkommnen Schnapses, unter Mönchen, die in der Politik recht daheim sind, ein bekömmliches Entmüdungsstündchen nach Ritt und Hitze. Darauf wurden mir des Klosters Schränke aufgetan, alle seine Schätze gezeigt und erklärt. Stolz sind griechische Klöster auf ihre Bücher aus byzantinischer Vergangenheit, verziert mit bunt verrenkten Anfangsbuchstaben. Ein besonders gebildeter Mönch lenkte meine Achtsamkeit auf schönste Miniaturen, Reliquien, seltsame Kunstdinge und viel kirchliches Allerlei. Plötzlich wurde, auf schmalem Brett, rhythmisch zur Vesperfeierlichkeit geklopft, und wir begaben uns in die dunkel ausgemalte, aber mit Herzen- und Kerzenkränzen über und über

Digitized by Google

beschenkte, daher strahlend erhellte Kirche. Gegen Abend, nachdem der Wind davon war, verließ ich, in voller Spannung, die heroische Gegend bei Sonnenuntergang überm Eurymanthus erleben zu können, das gastliche Kloster.

Wie anders war es nun um Pans Platane, unter der ich an Herakles, den Eber-Raffer und Kentaurenbezwinger, gedacht hatte! Der Wasserklang war in der kristallhaften Luft fast allein hörbar geblieben, kein Blatt flatterte mehr erlauschbar nieder; aber was für ein Stilleben überraschte mich sofort! Kinder, in halbalbanischer Tracht, spielten mit Riesenschildkröten. Ein Herr Hahn spazierte, wie ein Pascha, mit seinem Hennenharem (man denke, knapp vor einem orthodoxen Kloster) über den blätterbedeckten, zum Schauen einladenden Platz bei der Platane. Ein ausgekniffnes Schwein lernte soeben sein Freiheitsbewußtsein kennen. (Man kann sich vorstellen, auf welche gutgeartete Unart.) Über der Klosterbank vor der Pforte, auf einer Brüstung, lungerten ein paar schläfrige Katzen (eine freilich mit einem sehnsuchtsvollen Blick in die Äste, wo Vögel zwitscherten). Ziegen gab es auch in der Nähe, Lämmer dazu; eine Kuh wurde unwirsch vorbeigetrieben. Das von mir gemietete Pferd, mit umgebundnem Freßsack, gehörte ebenfalls zum Anblick dieses unschuldigen Schöpfungssegens. Ein dichtes, liliputanisches Geschwaderchen Truthühner mit winzigen roten Flaggen segelte, bei reichlicher Staubwolke, über Land. Ein pausbackiger Knabe schien ihr Windgnom. Durch etwas Strenge, mit kleinen Gertenhiebchen und guten Wörtchen, brachte er seine lebhafte Habe, wohin er sollte. Hunde taten so, als ob sie beißen wollten, hatten aber doch Angst und begnügten sich mit Bellen.

Nicht alle Reisende und Pilger nach Hagia Lawra werden solche Überfülle an nützlichen Wesen wiederfinden, aber die uralte Platane mit ihrem lauten Brunnen kann noch gar lange vom Kloster zum Wald hinüberrauschen. Die Hühner werden

Digitized by Google

unendlich länger und die bellenden Hunde wohl bis ans Ende der Tage, auch wenn keine Ruine des Klosters mehr auf dem lieben Hügel stehn wird, genau so tun wie damals, als ich da war.

Athen, Juli 1922

* * *

HANS CAROSSA
FÜNF GEDICHTE

DÄMMERUNG webt immer dichter
Um Gebirge, Stadt und Tal.
Doch schon blinken ruhige Lichter
Tief aus Fenstern ohne Zahl.

Immer klarer, immer milder,
Längs des Stroms gebognem Lauf
Flimmern irdische Sternenbilder
Nun zu himmlischen hinauf.

*

ZÖGERT Sonne noch am Rande,
Treten Menschen aus den Häusern,
Die versinkende zu grüßen,
Steigen auch auf nahe Hügel,
Bis zur Dämmerung, dann kehren
Sie zurück in ihre Stuben,
Wollen ruhen, wollen sinnen —
Euch ist andrer Weg befohlen.
Geht ihn, ohne umzuschaun!
Fort vom Trug des Unterganges
Stracks ins Herz der Mitternächte
Längs den Strömen zum Gebirg hin
Müßt ihr wandern, unermüdlich,
So dient ihr dem Lebenstag.

Digitized by Google

Denn der Stern, der euch enteilte,
Rast nun brünstig euch entgegen.
Noch vom Glanz des Vortags trunken
Schaut ihr östlich neue Hellung.
Atmend auf geklärtem Gipfel,
Über Dünsten und Gewittern
Steht ihr glühend, und wie Adler
Firmt euch der urhelle Strahl.

*

FRÜHNEBEL steigt aus einsam-altem Baum.
Es lichten sich die weiten Astwerkräume,
Die purpurbraunen rostbespritzten Blätter,
Die nur der Frost noch festhält .. schwarz von Osten
Aufwogt Gebirg .. aus hoher Gipfelzacke
Strömt weißer Brand und saugt in großen Zügen
Den Dunst nach oben .. schräge Strahlen lagern
Herab, leis knisternd fallen Blätter ...
Und stärker schüttert Licht. Es klingt, braust, — schaudernd
Erwacht der dunkle Baumgeist, in die Sonne
Reckt er sich tausendzweigig, nieder
Wirft er die breite farbige Belaubung,
Und Himmel, Himmel füllt das nackte Holz ...

*

HIMMEL IM WASSER

SCHWARZ im Wiesengrunde stand der Tümpel.
Nur ein Erlenbäumchen streute Schatten
Auf das Ufer, und ich war ein Kind.
Kam die Zeit der schwülen Frühlingstage,
Wo die Wiese gelb wird und die wilde
Gläserne Libelle nagt am Laube,
Lag ich gern und blickte vorgebogen
In den Grund. Der war tief wie ein Himmel.

Digitized by Google

Was für Wolken zogen da vorüber,
Graue, tief gekerbt wie Eichenblätter,
Und mit einem Saum von blauem Licht!
Oft hervor trat eine weiße Sonne,
Wenig blendend, fast so sanft zu schauen
Wie der Vollmond.
Fiel mir ein, mit grüner Erlenrute
Meinen Wasserhimmel zu zerschlagen, —
Da zersprang die große weiße Sonne,
Sprang zu vielen glühenden Silbertropfen
Auseinander, spritzend bis ans Ufer...
Ängstlich schlug das Herz mir, doch die Tropfen,
All die vielen glühenden Silbertropfen
Schwankten sich entgegen, immer näher,
Immer stiller, wurden alle wieder
Eine weiße Sonne ...

*

ERDGEIST

DIE Stunde naht .. es dunkelt auf dem Domplatz ..
Der alte Brunnen plätschert immer lauter ..
Es treten Sterne zitternd aus dem Blauen.
Doch nirgends, nirgends wird ein Haus erleuchtet.
Nur manchmal ists, als rege sich ein Vorhang
Und dicht dahinter etwas schimmernd Weißes,
Und manchmal fühl ich: überall sind Menschen,
Es lehnt ein Mensch dicht hinter jedem Fenster,
Und ist ganz wach und späht, wohin ich gehe.
Es führt mich fröstelnd um den Dom. Schon dämmert
Das Haus Marias aus der langen Gasse,
Wo sich die Schatten sammeln. Aber wer denn,
Wer feiert heut ein Fest? Von vielen Giebeln,
Aus unerhellten Erkern hängen Fahnen,

Digitized by Google

Stark flatternde .. Nie sah ich Fahnen flattern
Bei so regloser Luft — ich schau nach Osten,
Wo nun aus grauer gelb gebrochner Wolke
Der schmale Mond mit blasser Schärfe schneidet, —
Schon aber steh ich vor dem Haus Marias ..
Betrunken aus der Tür stürzt ein Matrose, —
Die Fenster unsrer Feindin sind erleuchtet,
Das ihre tot und klösterlich verhangen ..
Im Zimmer ist ein wundersamer Atem
Wie von Verwesung oder wie von Blumen —
Ich mache Licht an einem Kerzenstümpfchen,
Da liegt noch alles, wie wir es verließen,
Ihr grüner Schleier, der halbvolle Becher,
Und aus dem Kissen glänzt das tote Kindlein
Und lächelt in die Nacht, als ob es schliefe ...
Schnell! Schnell! Ich küsse schnell die kleine Leiche,
Mein Mantel birgt sie gut, — doch still! Wer kommt jetzt?
Die Schritte sinds, die mühsamen, Marias,
Und atmend steht sie wieder auf der Schwelle ..
Sie nickt, sie streift die Handschuh ab, sie lächelt —
Da fängt auf einmal unterm schwülen Mantel
Das Herz des Kindes an zu klopfen, langsam,
Doch laut, o laut ... es horchen alle Wände,
Maria nur, sie hört es nicht, sie lächelt —
Aus allen Häusern aber treten Menschen
Und wollen wissen, was da klopft so graunvoll..
Es reißt am Glockenstrang. Es schallt. Hell schallt es.
Maria haucht, sie will sich an mich drängen, —
Da bin ich starr vor Graun erwacht. Ein Baum glänzt,
Mein alter hoher Baum glänzt vor dem Fenster
Im zottigen Reif des klirrenden Dezembers ...
Der Mond, ein weißes Ohr, horcht aus dem Himmel ...

* * *

Digitized by Google









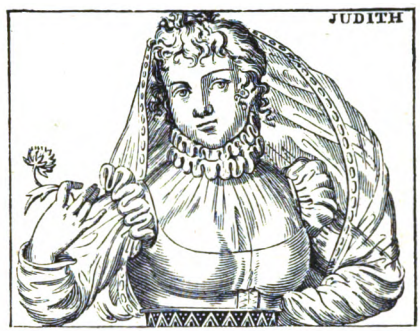


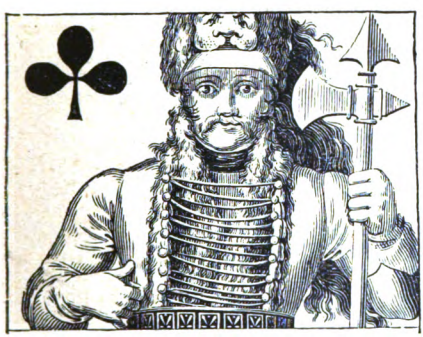


Digitized by Google

SPIELKARTEN PHILIPP OTTO RUNGES













Digitized by Google

APHORISMEN

WENN mir ein Gedanke nur undeutlich entsteht, und als ein schwaches Bild vorschwebt; so ergreift mich unsägliche Begierde ihn zu fassen; ich lasse alles stehn und liegen, und verfolge ihn wie der Jäger das Wild, durch alle Krümmungen, stelle ihm von allen Seiten nach und verrenne ihm den Weg, bis ich ihn fasse, deutlich mache und als erlegt zu Papier bringe. Bisweilen entrinnt er mir doch: dann muß ich warten bis ein andrer Zufall ihn einmal wieder aufjagt: grade die welche ich erst nach mehreren vergeblichen Jagden fing sind gewöhnlich die besten. Aber wenn ich bei so einer Verfolgung unterbrochen werde, besonders durch ein Tiergeschrei das zwischen meine Gedanken hereinfährt wie das Henkerschwert zwischen Kopf und Rumpf — da empfinde ich eines der Leiden die wir verwirkt haben, als wir mit Hunden, Eseln, Enten in eine Welt hinabstiegen.

*

Wie ein Dichter, der sich erst eine Ästhetik schriebe, um nach dieser zu dichten, — wäre ein Philosoph, der sich erst die Methode, nach der er denken wollte, ausdächte: und beides wäre wie einer, der sich erst ein Lied sänge, und hinterher danach tanzte. Der Geist muß seinen Weg aus ursprünglichem und ungeteiltem Triebe gehn, Regel und Anwendung, Methode und Leistung müssen mit einem Schlage getroffen werden: nachdem er angelangt, mag er über den Weg nachdenken. Ästhetik und Methodologie sind ihrer Natur nach jünger als Poesie und Philosophie, wie die Grammatik jünger ist als die Sprache, und der Generalbaß jünger als die Musik.

*

Meine Philosophie unterscheidet sich von allen andern dadurch, daß der Zusammenhang ihrer Teile kein architek-

Digitized by Google

tonischer ist, in welchem ein Teil immer den andern trägt, nicht aber dieser auch jenen, und der Grundstein alle; — sondern ein organischer, wo das Ganze jeden Teil erhält und notwendig macht und umgekehrt auch jeder Teil das Ganze und alle andern: daher kann kein wesentlicher Anfangspunkt ihrer Betrachtung sein, sondern nur ein willkürlicher.

*

Wie töricht ist es sich dem Leben, den unmittelbaren Eindrücken und der urkräftigen Betrachtung die sie erwecken zu entziehn, um nur über den Büchern zu sitzen und bei den Buchstaben zu versteinern! — Wer es tut gleicht Goethes empfindsamem Prinzen, der um den Unbequemlichkeiten, die der Genuß der wahren Natur mit sich bringt zu entgehn, eine künstliche, gemalte Natur bei sich führt. Tor! die Quelle aus der die Weisen welche du studierst ihre Weisheit schöpften ist eben dies Leben das dich umgibt. —

Wer sich zum einzigen Zweck gemacht hat den Lauf der Sterne zu berechnen oder alle Pflanzen der Natur zu registrieren, der mag allenfalls über den Büchern und dem Apparat sein Leben zubringen. Aber wer sich das Leben, den Menschen, zum Gegenstand seines Denkens gemacht hat, der muß dem Leben nicht entfliehn, sondern alle seine Gestalten zu sehn (doch nicht sie selbst zu leben) suchen.

*

Die Philosophie ist eine hohe Alpenstraße, zu ihr führt nur ein steiler Pfad über spitze Steine und stechende Dornen: er ist einsam und wird immer öder je höher man kommt, und wer ihn geht, darf kein Grausen kennen, sondern muß alles hinter sich lassen, und sich getrost im kalten Schnee seinen Weg selbst bahnen. Oft steht er plötzlich am Abgrund und sieht unten das grüne Tal: dahin zieht ihn der Schwindel gewaltsam hinab; aber er muß sich halten und sollte er mit dem eigenen Blut die Sohlen an den Felsen kleben. Dafür sieht er

Digitized by Google

bald die Welt unter sich, ihre Sandwüsten und Moräste verschwinden, ihre Unebenheiten gleichen sich aus, ihre Mißtöne dringen nicht hinauf, ihre Rundung offenbart sich. Er steht selbst immer in reiner, kühler Alpenluft und sieht schon die Sonne, wenn unten noch schwarze Nacht liegt.

*

Was macht den Philosophen? Der Mut keine Frage auf dem Herzen zu behalten.

*

Als deutsches Wort für Philosophie scheint mir passend Überzeugungslehre, im Gegensatz von Glaubenslehre, welches die Religion ist. Diese hat nämlich mit der Philosophie dasselbe Thema, nämlich die letzte Rechenschaft zu geben von der Welt überhaupt. Das sie Unterscheidende ist bloß dieses, daß die Philosophie Überzeugung zu wirken sucht, die Religion hingegen Glauben fordert, welche Forderung sie durch Androhung ewiger und bisweilen auch zeitlicher Übel zu unterstützen sucht: dagegen das Ärgste was die Philosophie tut, wenn es ihr mißlingt zu überzeugen, ist, daß sie entfernt zu verstehn gibt, es stände bei den zu Überzeugenden einige Dummheit im Wege. Daraus sieht man daß die Philosophie sowohl in Hinsicht auf Gutmütigkeit als auf Ehrlichkeit einen Vergleich mit der Religion nicht zu scheuen hat.

Was aber die Welt so rätselhaft und bedenklich macht, ist, daß diese Welt, so massiv und unermeßlich sie ist, dennoch an einem einzigen feinen Fädchen hängt: und dieses ist das jedesmalige Bewußtsein in welchem sie dasteht: dies Verhältnis drückt ihr trotz aller empirischen Realität das Gepräge der bloßen Erscheinung auf, zu welcher auch der Traum gehört und fordert vor allem andern zur Spekulation auf.

Zum Ausgangspunkt, welcher der Erklärungsgrund alles übrigen werden soll, muß man das nehmen, was schlechterdings nicht weiter zu erklären aber ebensowenig zu bezweifeln

Digitized by Google

ist, das seinem Dasein nach Gewisse, aber Unerklärliche. Dies ist der Wille zum Leben: und von welcher Seite man ihn betrachtet, betätigt er sich als solches. So sehn wir nicht selten Menschen die alle Leiden des Alters, der Armut und der Krankheit vereint tragen, deren Existenz daher ein dauernder Jammer ist: und doch sind sie ängstlich besorgt um ihr Leben, beten um Verlängerung desselben usw. wie könnte das sein, wenn nicht eben das innere Wesen des Menschen und aller Dinge bloßer Wille zum Leben, blinder Drang zum Dasein wäre, etwas dessen sämtliche wesentliche Prädikate dies Eine sind, daß es leben will. Nimmt man irgend etwas anderes zum Ausgangspunkt, so hat man diesen blinden Hang zum Leben daraus abzuleiten: und das wird nie gehn.

*

Der erste Fehler aller Systeme ist daß sie das Wesen des Menschen in das erkennende Bewußtsein setzen. Da es nun aber augenfällig ist, daß im Tode das erkennende Bewußtsein untergeht; so müssen sie entweder den Tod als Vernichtung des Menschen gelten lassen, wogegen unser Inneres sich auflehnt; oder sie müssen zu der Annahme einer Fortdauer des erkennenden Bewußtseins greifen, zu der ein starker Glaube gehört, da jedem seine Erfahrung die gänzliche Abhängigkeit des erkennenden Bewußtseins vom Gehirn sattsam bewiesen hat, und man ebenso leicht eine Verdauung ohne Magen glauben kann, als ein erkennendes Bewußtsein ohne Gehirn.

Aus dieser Bedrängnis führt allein meine Philosophie.

Ich zuerst habe das Wesen des Menschen nicht in das Bewußtsein sondern in den Willen gesetzt, der nicht wesentlich mit Bewußtsein verbunden ist, sondern der sich zum Bewußtsein d. h. zur Erkenntnis, verhält wie Substanz zu Akzidenz, wie ein Beleuchtetes zum Licht, allenfalls wie die Saite zum Resonanzboden, und der von innen in das Bewußtsein fällt, wie die Körperwelt von außen. — Nunmehr können wir die Unzerstör-

Digitized by Google

barkeit dieses unsers wahren Wesens fassen, trotz dem offenbaren Untergehn des Bewußtseins und dem analogen Nichtvorhandensein desselben vor der Geburt.

Aus der von Otto Weiß herausgegebenen Sammlung, die im Frühjahr 1923 erscheinen wird.

* * *

BRILLAT-SAVARIN
EINIGE KAPITEL AUS DER „PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS"

Die zweite Auflage von Emil Ludwigs Übertragung mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864 ist soeben erschienen.

VON DER FEINSCHMECKEREI



ICH habe die Dictionnaires gewälzt wegen des Wortes „Gourmandise". Ich bin nicht zufrieden mit meinen Befunden. Das ist eine ewige Konfusion von Feinschmeckerei, Gefräßigkeit und Gier. Ich schloß, daß die Lexikographen, im übrigen höchst achtbare Leute, doch nicht zu jenen liebenswerten Gelehrten gehören, die einen klassisch gebratenen Rebhuhnflügel mit Grazie (den kleinen Finger hochgestreckt) bei einem Glas Château Lafitte verschwinden lassen.

Denn sie vergaßen, ja, vergaßen absolut jene gesellschaftliche Gourmandise, die athenische Eleganz, römischen Luxus und gallische Delikatesse vereinigt; die klug zu disponieren, weise zu exekutieren, energisch zu probieren und tief zu judizieren weiß: kostbare Qualitäten, wert, zum Rang einer Tugend erhoben zu sein — zumindest aber und ganz gewiß die Quelle unserer reinsten Genüsse.

Digitized by Google

Definitionen

Sehen wir uns ins Gesicht; definieren wir. Feinschmeckerei ist eine leidenschaftliche, wohlüberlegte, Gewohnheit gewordene Schwäche für alle Dinge, die dem Gaumen schmeicheln.

Feinschmeckerei ist Feindin aller Exzesse; wer sich betrinkt oder überißt, läuft Gefahr, gestrichen zu werden.

Feinschmeckerei schließt auch die Näscherei in sich ein, dieselbe Schwäche für leichte, delikate, zarte Dinge an Konfitüren, Bäckereien usw. Näscherei ist eine Modifikation, eingeführt zugunsten der Frauen und der effeminierten Männer.

Feinschmeckerei, von jeder Seite betrachtet, verdient nur Lob und Ermunterung:

Physisch betrachtet ist sie Beweis und Resultat eines gesunden und eines klassischen Zustandes der Ernährungsorgane.

Moralisch betrachtet bedeutet sie die unbedingte Hingabe an die Gebote Gottes, der, seit er uns essen hieß, um zu leben, uns einlädt durch den Appetit, durch den Geschmack erhält, durch das Vergnügen belohnt.

Porträt einer schönen Feinschmeckerin

Feinschmeckerei ziert die Frauen. Sie entspricht der Zartheit ihrer Organe, sie ersetzt ihnen einige Genüsse, denen sie entsagen müssen, und gleicht einige Leiden aus, zu denen sie die Natur verurteilt.

Nichts reizender anzuschaun als eine hübsche Näscherin



Digitized by Google

unter den Waffen. Zierlich liegt ihre Serviette, eine von den zarten Händen ruht auf dem Tische, die andere eskamotiert kleine, elegant geschnittene Bissen zum Munde, oder den Rebhuhnflügel, den man beißen muß. Ihre Augen glänzen, ihre Lippen blühn, die Konversation fließt, jede Bewegung ist grazil, der Hauch von Koketterie fehlt nicht, den die Frauen über alles breiten. Mit so viel Reizen ist sie unwiderstehlich. Kato der Zensor selbst ließe sich erweichen.

Frauen sind Feinschmecker



Lediglich bei den Frauen hat die Neigung zur Feinschmeckerei etwas Instinktives, denn sie ist der Schönheit günstig. Eine Reihe genauer und rigoroser Untersuchungen hat erwiesen, daß stärkende, zarte und sorgsame Ernährung die äußeren Zeichen des Alters auf lange Zeit hinausschiebt.

Die Augen macht sie glänzender, die Hand frischer, die Muskeln straffer. Und wie es gewiß ist, daß, physiologisch, die Erschlaffung der Muskeln jene verruchten Feinde der Schönheit, die Falten erzeugt, ebenso bestimmt kann man sagen, daß, ceteris paribus, Künstler und Kenner des Essens zehn Jahre jünger erscheinen als Dilettanten.

Maler und Bildhauer sind von dieser Wahrheit durchdrungen: sie stellen deshalb alle aus Pflicht oder freier Wahl enthaltsamen Sujets — Geizige oder Anachoreten — stets mit der Blässe der Krankheit dar, mit der Magerkeit des Elendes, mit den Falten der Hinfälligen.

Wirkung auf die Geselligkeit

Feinschmeckerei ist ein Hauptband der Gesellschaft. Stufenweise wirkt sie auf den Grad der Geselligkeit, der täglich die verschiedensten Stände auf ein neutrales Gebiet leitet, die

Digitized by Google

Unterhaltung belebt und die bekannten Ecken der Ungleichen abschleift.

Um ihretwillen macht jeder Wirt die größten Anstrengungen, seine Gäste wohl zu empfangen, um ihretwillen danken die Gäste, da sie sich klug versorgt fühlten: und hier ist darum



endlich die Stelle, ewige Schmach zu verkünden jenen stumpfsinnigen Fressern, die mit verruchter Indifferenz die edelsten Bissen verschlingen und mit tempelschänderischer Zerstreutheit einen Wein von vornehmster Blume hinunterstürzen!

Grundregel: Jede Maßnahme von hoher Intelligenz fordert unbedingtes Lob; und eine zarte Schmeichelei ist überall Notwendigkeit, wo sich die Neigung zu gefallen zeigt.

Einfluß der Feinschmeckerei auf das Eheglück

Und — last not least — herrscht sie auf beiden Seiten, so übt die Feinschmeckerei den denkbar größten Einfluß auf das Glück zweier Gatten.

Zumindest einmal am Tage haben sie, sofern sie Feinschmecker sind, den angenehmsten Anlaß zur Zusammenkunft. Denn Trennung vom Bett — sehr verbreitet — ist noch lange nicht Trennung vom Tisch.

Stets läßt sich dies Thema für die Unterhaltung erneuern: man spricht nicht nur im Präsens — auch was sie gegessen

Digitized by Google

haben oder essen werden; welche Modegerichte sie bei andern gesehen; von neuen kulinarischen Erfindungen — und all diese intimen Causerien, all dieser „chit-chat" hat eine Menge Reize.

Gewiß, auch die Musik übt manche Anziehung auf ihre Jünger, aber man muß sie doch extra beginnen: es ist und bleibt eine Arbeit. Im übrigen ist man öfters erkältet, Noten sind nicht zu finden, Instrumente sind verstimmt, man hat Migräne — man streikt.



Zu Tisch dagegen ruft beide Gatten ein beiderseitiges Bedürfnis und hält sie dort fest; ganz von selbst kommen da die kleinen Aufmerksamkeiten, mit denen jeder gern sich schmückt, und die Art, wie das häusliche Essen abläuft, trägt viel zum Glück des Lebens bei.

VON DEN EROTISCHEN TUGENDEN DER TRÜFFEL

Den Römern war die Trüffel bekannt, aber es scheint, die französische Abart ist nicht bis zu ihnen gelangt. Die sie bevorzugten, kamen aus Griechenland, aus Afrika und namentlich aus Libyen. Innen waren sie weiß und rosa, und die libyschen waren um ihres Geschmackes und Geruches willen bevorzugt.

Digitized by Google

... „Gustus elementa per omnia quaerunt", sang Juvenal. Von den Römern bis zu uns gabs eine lange Zwischenzeit — seit der Auferstehung der Trüffel ist es eine ziemlich kurze Frist, ja die vorige Generation, kann man sagen, war selbst dabei. Jetzt eben, da ich schreibe — 1825 — ist der Ruhm der Trüffel in der Kulmination. Niemand wagt einzugestehn, daß er bei einem trüffellosen Mahl gewesen. Das beste Entree präsentiert sich schlecht, wenn es die Trüffel nicht schmückt. Wem wässert nicht der Mund, wenn er von Trüffeln à la provençale nur reden hört! Ein Sauté von Trüffeln beehrt die Hausfrau durch eigenhändiges Servieren, und kurz und gut, die Trüffel ist die Perle der Küche.

Ich habe dem Grunde dieser Vorliebe nachgeforscht, denn verschiedene andere Gerichte schienen mir ein gleiches Recht auf solche Ehrung zu haben. Ich fand diesen Grund in dem weitverbreiteten Ruf der Trüffel, daß sie zur Liebe reizt. Ich habe sogar eingesehen, daß unsere Vervollkommnung, unsere Vorurteile, unsere Vergötterungen dieselbe Quelle haben: so allmählich und allgemein ist diese Leidenschaft, ist diese Laune, dieser Tyrann!



Ich untersuchte nun erst recht, ob jener Effekt tatsächlich, ob jenes Vorurteil begründet ist. Solche Forschungen sind zweifellos gefährlich und können bösen Zungen Grund zum Spotte geben. Indessen: Honni soit qui mal y pense! Jede Wahrheit harrt ihrer Entdeckung.

Zuerst wandte ich mich an die Damen, denn sie haben ein scharfes Auge und einen feinen Takt — aber, wie ich bald bemerkte, ich hätte dieses Verhör 40 Jahre früher anstellen

Digitized by Google

müssen, denn die Auskünfte waren spöttisch oder ausweichend. Eine einzige war ehrlich, und ich gebe ihr hiermit das Wort. Sie ist eine Frau von Geist ohne Prätention, tadellos, aber freimütig — für die die Liebe nur noch eine reizende Erinnerung bedeutet.

„Herr Professor," sagte sie, „damals, als man noch soupierte, aß ich einmal mit meinem Manne und einem meiner Freunde à trois zu Nacht. Verseuil war ein reizender Kerl, kam oft zu mir, hatte aber nie die kleinste Wendung gebraucht, aus der ein Mensch hätte schließen können, er wäre mein Liebhaber. Seine Art, mir den Hof zu machen, war so diskret, daß ich sehr beschränkt sein mußte, wenn ich darüber hätte ungehalten sein sollen. An jenem Abend sollte er mir Gesellschaft leisten, denn mein Mann wurde geschäftlich abgerufen und verließ uns bald. Unser kleines Abendbrot gruppierte sich um ein superbes Huhn mit Trüffeln, das uns der Abgeordnete von Périgueux geschickt. Damals war dergleichen ein Geschenk, und bei solchem Ursprunge können Sie denken: es war vollkommen. Namentlich waren die Trüffeln vorzüglich — Sie wissen, wie sehr ich sie liebe —, aber ich blieb mäßig, trank auch nur ein einziges Glas Champagner: ich hatte diesen Abend ein unbestimmtes weibliches Vorgefühl kommender Dinge. Mein Mann hatte mich mit Verseuil allein gelassen, der ihm ganz ungefährlich schien.

Die Unterhaltung streifte zuerst lauter indifferente Dinge — aber bald hatte sie eine pikantere Wendung genommen. Allmählich wurde Verseuil schmeichelhafter, freier — hingegeben — zärtlich — und schließlich, als er sah, wie mich das ganze Spiel höchlich amüsierte, so unzweideutig, daß seine Absichten am Tage lagen. Wie aus einem Traum erwachte ich und erwehrte mich seiner nun mit um so mehr Freimut, da er ja meinem Herzen ferne war. Er aber beharrte und war im Begriffe, sich ganz zu vergessen. Mühsam brachte

Digitized by Google

ich ihn zur Besinnung, und zwar — das muß ich errötend gestehn — nur durch den Kunstgriff, ihm scheinbar nicht alle Hoffnung zu rauben. Da verließ er mich endlich, ich ging zu Bett und schlief bis zum andern Morgen durch.

Aber da kam der Tag des Gerichtes. Ich prüfte meine Haltung vom vorigen Abend — und fand sie tadelnswert. Bei den ersten Worten hätte ich Verseuil unterbrechen, hätte mich nicht auf eine Konversation einlassen sollen, die nichts Gutes verriet. Mein Stolz hätte früher erwachen müssen, mein Auge sich mit Strenge waffnen sollen; ich hätte läuten, rufen, wüten, kurz alles tun müssen, was ich nicht getan. Muß ich noch fortfahren?

Ich setze dies alles auf Rechnung der Trüffeln; sie allein — davon bin ich durchdrungen — hatten mich gefährlich prädisponiert. Und wenn ich seither auch nicht rigoros auf sie verzichten lernte, so esse ich sie doch nie mehr, ohne daß ihr prickelnder Genuß mit einigem Mißtrauen gemischt wäre."

Indessen, ein Geständnis, sei es noch so rückhaltlos, kann niemals eine Doktrin begründen. So habe ich denn weiter geforscht, bin meine Erinnerungen durchgegangen, habe Männer befragt, die, schon nach ihrem Stande, das vollste Vertrauen verdienen. Ich habe sie zu einem Ausschuß vereinigt, zu einem Tribunal, einem Senat, einem Sanhedrin, einem Areopag: und endlich haben wir folgende Resolution gefaßt, die die Literatur des fünfundzwanzigsten Jahrhunderts dereinst kommentieren mag:

„Die Trüffel ist kein positives Erotikon. Bei bestimmten Gelegenheiten kann sie aber die Frauen nachgiebiger und die Männer feuriger machen."

* * *

Digitized by Google

GEORG A. MATHÉY

ENTSTEHUNG UND HERSTELLUNG DER ILLUSTRIERTEN AUSGABE DES „BUCHS VOM TEE"

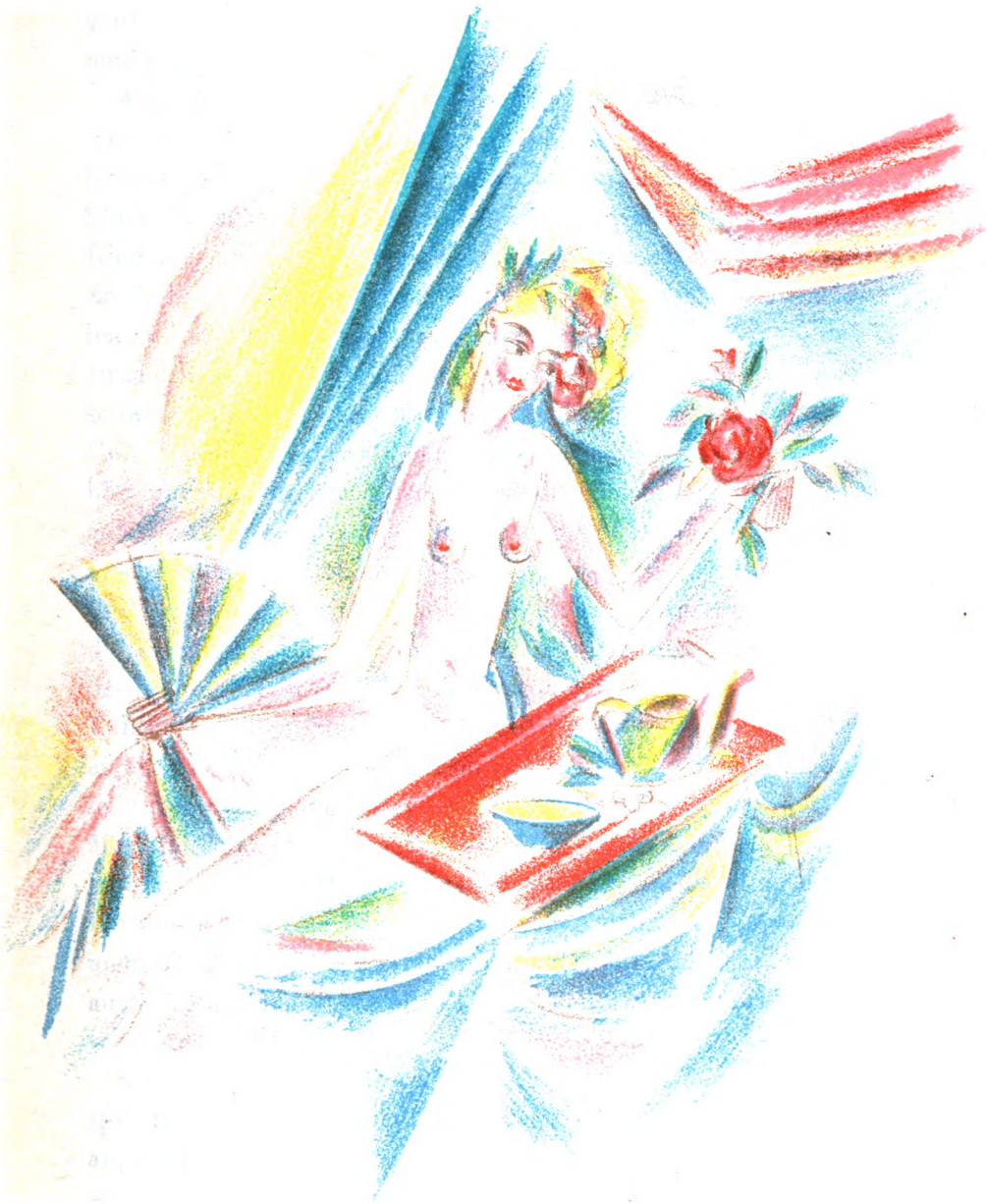
Herr Professor Georg A. Mathéy, der Leiter der Werkstätten für Buch- und Steindruck an der Staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe zu Leipzig, vom Insel-Verlag mit der Herstellung einer illustrierten Ausgabe von Okakuras „Buch vom Tee" betraut, ergreift hier, nach Vollendung seiner Aufgabe — das Buch ist soeben erschienen — das Wort, um deren künstlerische und technische Probleme zu erörtern.

DAS Werk, von dessen Herstellung ich sprechen will, ist keine „illustrierte Ausgabe" im landläufigen Sinne. Denn die Blätter, Einschaltbilder und Vignetten, die wie ein buntes Band den Satz des Textes durchziehen, wollen nicht irgendein Geschehen wiedergeben, nicht Situationen des Buches verdeutlichen, nein, sie wollen nur rein formal dem Inhalt eine unaufdringliche Begleitung sein; Träume, die aus dem Duft des Tees aufsteigen und mit ihm verwehen.

Als ich im Frühjahr 1921 mit der Arbeit an dem jetzt fertig vorliegenden Werke begann, schien es mir ein ziemliches Wagnis, ein derartiges Buch überhaupt zu illustrieren. Die Anregung hierzu war vom Insel-Verlag ausgegangen, der die Absicht hatte, für die vielen Freunde, die sich das „Buch vom Tee" in kurzer Zeit erworben hatte, eine mit ganz besonderer Sorgfalt hergestellte Ausgabe zu schaffen; denn bisher lag es nur als Bändchen der Insel-Bücherei vor.

Die Hauptschwierigkeit, das war mir von vornherein klar, lag in der Art der Illustrationen — jedes Zuviel mußte den Hauch, der über diesem Werke schwebt, zerstören. Blieb also nur die Beschränkung auf einige lichte, gleichsam mitschwingende Töne — alle Erdfarben waren so von vornherein ausgeschieden. Die Herrschaft hatten die lasierenden Farben

Digitized by Google



Mathéy ' Aus dem „Buch vom Tee"

Digitized by Google

Digitized by Google

und die Lacke: Rosakrapp, Indischgelb, Smaragdgrün, das keusche tiefe Blau, und als stärkster Ton ab und zu aufleuchtend glühendes Zinnoberrot.

Auch über die Art der Wiedergabe der Illustrationen war ich mir bald im klaren. Mit der blühenden Zartheit dieser Gesichte konnte nicht die Schärfe des Holzschnitts, nicht die kühle Sprache der Radiernadel in eine Melodie zusammenfließen — nur die Lithographie, diese Möglichkeit der tausend Zärtlichkeiten, der verschmelzenden Übergänge, die so zurückhaltend und dann wieder voll Hingabe ist, war imstande, das auszudrücken, was in immer wechselnden Formen mir vorschwebte. Zuerst — ganz kurze Zeit — dachte ich an Offset (ein Gummidruckverfahren); aber bald war mir klar, daß bei der hier unvermeidlichen Übertragung der Zeichnung vom Stein auf die Gummiwalzen der Presse der Körper der Zeichnung zwar bestehen blieb, ihre Seele aber irgendwo zwischen den Walzen unwiederbringlich verloren ging. Mit andern Worten, die Zeichnung, die man direkt auf dem für die Lithographie bestimmten Stein ausführt, wo also die Hand stets in engster Fühlung mit dem Stein arbeitet, teilt diesem etwas von unserem eigenen Leben mit — er ist kein lebloses Werkzeug mehr, und man beginnt in dieses scheinbar kühle und doch so weiche Material mit immer wachsender Liebe einzudringen. Es erlaubt einem wie kein anderes das Spiel mit den zartesten Farbtönen, und die Befriedigung, wenn dann aus sieben und mehr Platten beim Zusammendruck das Bild entsteht, so wie aus einzelnen Tönen die Melodie, löst kaum ein anderes Druckverfahren in diesem Maße aus.

Um nun von der rein technischen Arbeit an dem Buche zu sprechen, so fing ich natürlich nicht mit den Lithographien an, denn dann wäre ich gewesen wie ein Baumeister, der zuerst irgendwo an einen blauen Himmel ein Dach in die Luft hängt. Nein, es hieß zuerst ein festes Fundament zu bauen.

Digitized by Google

Das Fundament für ein Buch aber ist die Type, das Satzbild. Dieses Buch durfte in keiner Weise versuchen, etwas Chinesisches nachzuahmen, überhaupt nichts nachahmen, sondern es mußte ganz das Werk eines Europäers werden. Das erste, wovon ich ausging, war also die Bestimmung der Type und des Satzspiegels, der durch das Format des Buches bedingt wurde. Es kam eigentlich von Anfang an nur die Walbaum-Antiqua in Frage, die formvollendete Schrifttype einer höchst kultivierten Epoche, des Empire, das vielleicht in seiner ganzen Einstellung — auf europäische Art natürlich — dem Geiste des „Buchs vom Tee" am nächsten kommt. Diese Schrift hat eine wundervolle Klarheit, gepaart mit Grazie und Kraft, die sie gerade für dieses Werk geeignet erscheinen ließ. Natürlich mußte das Satzbild von jeder Schwere befreit sein. Ich nahm daher einen reichlichen Zwischenraum (Durchschuß) zwischen den einzelnen Zeilen. So war die Gewähr gegeben, daß die zarten Töne der Illustrationen nicht, wie es leider bei vielen sonst guten Büchern der Fall ist, durch die Schwere des Satzes erdrückt wurden, oder umgekehrt. War ein Kapitel im Satz fertig und wußte ich, welcher Raum am Kapitelende noch übrig blieb, so konnten dann erst die farbigen Schlußvignetten entworfen und das Vollbild, von dem jeder Abschnitt eines enthält, abgestimmt werden. Es gibt Theoretiker, welche behaupten, in einem Buche dürften nur Holzschnitte als Illustrationen verwendet werden, da nur der Holzschnitt gleich dem Buchdruck ein Hochdruckverfahren ist und nur ein solches sich für die Wiedergabe von Originalgraphik in Büchern eigne. Sie haben natürlich unrecht, wie alle Nur-Theoretiker. Allein auf das Verhältnis des schaffenden Künstlers zum Buchganzen, zum Organismus des Buches kommt es an, welches Verfahren er in jedem einzelnen Falle anwendet. Freilich muß er über die Grenzen und Möglichkeiten seines Handwerks genau unterrichtet sein. Ich kenne Künstler und nicht

Digitized by Google

die schlechtesten, die nicht nur so lieblos sind, Lithographien auf Papier statt auf Stein zu zeichnen und dann umdrucken zu lassen, sondern sich um das weitere Schicksal ihrer Werke gar nicht mehr zu kümmern und es ruhig dem Drucker zu überlassen. Im Grunde fängt natürlich erst auf dem Stein die Arbeit an. Erst dann, wenn man die innig lebendige Verbindung fühlt, welche die weiche samtige Kreide und der Stein miteinander eingehen, erst dann wird er einem seine letzten Geheimnisse und entzückenden Schönheiten offenbaren. In Delacroix' Tagebuch findet sich der Satz: „Mache das Material rebellisch, daß es spröde wird wie Marmor, um es mit Geduld zu überwinden." Die Lithographien zum „Buch vom Tee" sind also sämtlich unmittelbar auf den Stein gezeichnet. Da jede Illustration, eingerechnet das Titelblatt, durchschnittlich sieben Farben enthält, so waren ungefähr 150 Steine für die Originalplatten erforderlich. Während der Textsatz seiner Vollendung entgegenging und im Buchdruck schon die ersten Bogen aus der Presse kamen, begann die interessante und langwierige Arbeit des Zusammendrucks der Farbplatten, das sogenannte Andrucken. Vier Monate, während welcher Zeit ich Tag für Tag mit meinem treuen Werkmeister an der Handpresse stand, waren nötig, um die Töne der vielen Farbplatten aufeinander abzustimmen. Es wäre sehr reizvoll, die verschiedenartigen Probedrucke, die bei diesen Versuchen herauskamen, zusammenzustellen und zu vergleichen. Endlich, wenn wir den gültigen Ausdruck gefunden zu haben glaubten und jede Farbe bis in die kleinste Nuance bestimmt war, kamen die Steine in die Schnellpresse. Im Durchschnitt konnten wir täglich eine Farbe drucken. Aber jetzt hieß es, sich zum Herrn der Maschine zu machen, so daß nichts von den Feinheiten des Handpressen-Druckes verloren ging und die Maschine ein willenloses, aber kostbares Instrument in unserer Hand wurde. Wenn jemals, glaube ich bei dieser Arbeit sagen zu können,

Digitized by Google

daß mit ihr das Problem des Druckes farbiger Lithographien auf der Schnellpresse fast restlos gelöst ist. Die hauchartige Zartheit der Übergänge, der matte Schimmer und die doch erhaltene Leuchtkraft der Farbe können es sicherlich mit jedem Handpressendruck aufnehmen. Das war es, worauf es hier in erster Linie ankam. Ich sehe in Aufgaben ähnlicher Art die große zukünftige Bedeutung der staatlichen Werkstätten überhaupt und in der Möglichkeit, hierbei, ohne Rücksicht auf materiellen Gewinn, nur dem Qualitätsgedanken zu dienen.

* * *

RUDOLF PANNWITZ
THEODOR DÄUBLERS HAUPTWERK
I

ICH bin einer der wenigen, die Theodor Däublers „Nordlicht" durchgelesen haben. Ich fühle mich danach noch nicht berufen, eine Darstellung oder Deutung des Werkes zu geben, aber verpflichtet, ein persönliches Zeugnis dafür abzulegen. Zuletzt ist dies auch das Bessere, denn es führt nicht weit genug, wenn ein Schöpferischer den andern erläutert. Däubler selbst hat der zweiten Auflage seines Hauptwerkes eine ausführliche Einleitung vorangeschickt, die, so viel wie heute erläutert werden kann, leichtfaßlich erläutert. Den ganzen Rest gewinnt man doch nur aus der Dichtung selbst, aber alles, was darin ist, aufzuschürfen, werden hundert Jahre nicht zulangen.

In unserem Geschlechte ist die Erkenntniskritik, der Historismus und die Material häufende Wissenschaft unmittelbares Leben geworden. Das bedeutet: der menschliche Geist, die Geschichte der Menschheit und der gesamte Schatz des Wissens sind uns so dicht auf den Leib und die Seele gerückt, daß wir sie nicht mehr stufenmäßig bewältigen können, sondern uns jeden Augenblick von ihrem Druck entgegenwirkend befreien müssen. Damit sind wir wieder in eine Urepoche eingetreten und befinden uns in einer ähnlichen Lage wie unsere Urahnen,

Digitized by Google

die einem Chaos von Elementen und Mächten gegenüber sich behaupten mußten und erhöhen wollten. Wir sind wiederum Schöpferische, und unsere ersten Schöpfungen sind Mythen.

Der große Unterschied unserer Urepoche gegen jene Urepoche ist, daß uns schon eine Welt zerbrochen ist und daß wir auch uns selbst anzweifeln, also daß wir innen und außen von Trümmern umgeben sind. Daher kommt es, daß das, worein wir uns zurückziehn und woraus wir schaffen, die uns gewisse und alles tragende Kraft, nicht ein panischer Kosmos, sondern unsere orphische Psyche, das bedeutet: nicht der Umfang der äußeren und inneren Welt, sondern dieser doppelten Welt Grenze gegeneinander ist. Also ist auch unser Mythos kein Mythos des Kosmos, sondern ein Mythos der Psyche. Also ist alles, was heute Kosmos genannt wird, das Streben nach einem Kosmos, aber nicht die Form des Kosmos. Das Chaos der Psyche stellt noch sich selber dar, und alles Kosmische, Kosmoswerdende in ihm ist noch maßlos, embryonal und subjektiv.

Wir haben in Deutschland — außer Däubler — noch die beiden typischen Mythiker des Wortes: Alfred Mombert und Otto zur Linde. Die Geschichte des Geistes wird in ihnen allen und in wenigen Jüngeren, ebenfalls Ursprünglichen, die reichsten und tiefsten Quellen finden, wenn sie später einmal die gewaltigste Umwälzung, die der Mensch seit Urzeiten erlebt hat, verfolgen wird.

II

Däubler hat einen Weltmythos versucht. Nicht nur in seinem Hauptwerke, sondern überall. Denn dieser Weltmythos wurzelt in der Vorstellungswelt seiner Kindheit. Diese hat er niemals überwunden, niemals preisgegeben, sondern ungebrochen durchgerettet und fortgeleitet. Eine seltene, wahrscheinlich einzige Erinnerungskraft muß mitgewirkt haben: der jedes Zergliederns fähige, sprachlichen Darstellens geübte aus-

Digitized by Google

gereifte Mensch erzählt und gestaltet so frühe und formlose Erlebnisse des eben beginnenden Menschen, daß dadurch die Erkenntnis unseres Werdens um viele Stufen rückwärts vermehrt ist. Eine große Unschuld und Reinheit des Wesens, die von allem berührt und von keinem besessen wird, macht es möglich, jeden neuen Inhalt des persönlichen und allgemeinen Lebens, der Zeit und des Raumes und der Ewigkeit in die über- und unterweltlichen Gefäße der Kindheitsanschauung einzufüllen. So gelingt es wohl, daß die Einheit des Geistes vollkommen bleibt, der Reichtum der Welten ungeheuer wird, nur dies gelingt nicht: daß die Kristallisation des gesamten Stoffes auch nur eine entfernt vergleichbare Stufe wie die danteske erreiche: denn dafür ist das Urgefäß, aus dem unerschöpflich alles quillt, zu sehr unendlich, subjektiv und primitiv. Es hat, alle Kulturen zu fassen, den Raum, aber nicht sie zu entwickeln und durchzubilden Geduld noch Kraft. Hier ist die Grenze — sonst wäre es Dante.

Dafür aber, daß nichts vollendet sein kann, weist alles in die Zukunft. Auf der Stufe und in der Form des Mythos erstehen Welt und Mensch noch einmal: das Vergangene im Spiegel heutiger Erlebensmöglichkeit, das Kommende als Werkstatt und Werk des treu arbeitenden Geistes. Hier ist noch nichts vorbestimmt, noch nichts endgültig. Jede Empfindung, jeder Gedanke, die aus den Wirbeln tauchen, werden augenblicklich festgehalten, und die Macht — Rhythmus, Bild, Wort —, die sie bannt, gilt als Form. Noch herrschen nicht Formen, die mit Wahl und Wille Inhalte sichten und fügen, eine Naivität von überwältigender Unbekümmertheit — menschlich beneidenswert — schaut fast nur zu, mit allen Mitgefühlen, Neugier und Liebe, was der Krater herausschleudert, und freut sich an jedem gewachsenen Gebilde wie an dem tosenden Ausbruch. Dabei wird nun freilich das halbe Erdinnre und das ganze Seelinnre entblößt. Es ist unmöglich zu glauben, wenn man

Digitized by Google

nicht das Werk vollständig kennt, welche unzähligen Phänomene mit einer Intensität und Nuance, Tiefe und Zartheit, die selten ihresgleichen haben, fühlend erschöpft und sprachlich gestaltet sind. Da ist eine tropische Vegetation der Idee. Und all das ist eigen und neu, nicht eine Zeile, sie sei stark oder schwach, unerlebt; all das ist ein Schatz, dessen sich zu bemächtigen kein Leben ausreichen würde, aber vieler Leben gut angewandt wäre — denn, obwohl überall irgendwie geformt, vielfach vollkommen geformt: geprägt ist dieser Schatz nicht, sondern noch halb im Naturzustande der Seele. Darum vermögen wir auch — da weder der Schöpfer es bewältigt hat, noch wir es bewältigen können —, das Maß der Fruchtbarkeit nicht zu wissen, sondern müssen das Ganze, wie es ist, als einen neuen Urwald- und Kulturwald-Kontinent hinnehmen.

III

Däublers Werk, bei aller üppigen Vegetation, will eine Formung sein und ist eine Formung; nur eine durchgebildete und geschlossene Form ist es nicht. Der Urtrieb aller ersten und letzten Form ist zugleich sein innerster Gehalt: der Wille des Lichtes über die Finsternis und der Kampf der Lichtwelt gegen die Zwischenwelt. Nur ein von wirklichen Gespenstern, Totengeistern und Halbwesen des Selbstes, der Zeit, der Zeiten und der Ewigkeit bis zur Verzweiflung Gemarterter, nur ein Sieger über so viel Chaos und Halbchaos und Scheinkosmos, wie auszudulden keiner von unsern Lüsternen fähig wäre, konnte diese kriegerisch-priesterliche Rhapsodie hervorbringen. Denn wovon handelt sie? Von den Leiden und Taten der Sonne und von den Verhältnissen der Gestirne, der Erde, der Seelen, des Menschen zur Sonne. Es ist eine Apokalypse nach rückwärts und nach vorwärts, eine Offenbarung von allen Überwindungen der feindlichen Mächte, von allen wahren Triumphen der Lichtnatur, die ihre Schatten sich selber schafft und an den Rückständen ihres Schaffens als Vergiftete immer wieder

Digitized by Google

zugrunde geht, als Verjüngende immer wieder sich nährt bis zur Gewinnung gegenwirkender Eigenkräfte. Der äußere und innere Prozeß des Werdens des Geistes durch Stufenfolgen von Welten, deren jede ihren Raum und ihre Zeit, ihren Sinn und ihre Grenze hat, ist im Ich, in der Natur, in der Geschichte, im Geiste selbst dargestellt. Das Mittelmeer und seine Kultur; Ägypten und sein Kultus; Iran und seine religiöse Moral; Indien und seine Vergeistigung; Alexandria und sein Kulturen-Chaos und -Tod; das Christentum und seine ritterlich-geistliche Seele — dazu Elemente, Landschaften, persönliche Schicksale, alles überwuchernde Mythisierungen, Überfülle von derbsten Volksszenen und plastischen Darstellungen: dieser ganze Inhalt des „Nordlichts" steht unter der leitenden Macht eines herrlichen inneren Gestirns: desselben göttlichen Glaubens an den Sieg des Lichtes, wie ihn die Gründer der Urreligionen des Orientes gehabt haben. Und dieser Glaube ist keine Meinung, sondern eine Verantwortung, und dieses ganze Werk ist nicht nur Dichtung, sondern Händearbeit am Weltwesen. Solches mag mancher von manchem sagen, aber hier ist es wirklich so. Däubler fühlt sich für die kommenden Schicksale des Lichtes persönlich verantwortlich, genau so wie ein einfacher pflichttreuer Mensch für das Wohl dessen, was von ihm abhängt. Darin — wie in vielem — gehört Däubler in eine Generation und zu einem Charakter, die fast schon ausgestorben sind.

Der große Reichtum von Däublers eigenem Wesen macht die Seiten und den Inhalt seines Werkes unendlich, seine Sinnlichkeit und sein Schönheitssinn machen es lebens- und formenreich. Sein besonderes Verhältnis zur bildenden Kunst verwandelt auch noch das Unsichtbare zur eindrücklichen Landschaft und gewinnt für die mythisch-elementarischen Visionen, für die raumsprengenden dynamischen Katarakte immer noch einen Rahmen. Es ermöglicht auch die Zu-

Digitized by Google

sammenfassung ganzer Kulturen, wie zum Beispiel die der Renaissance in einer Reihung von Gemälden von Renaissancemeistern zu einem fortlaufenden Vorgange, wie wenn ein Teppich von wechselnden Bildern zu einem Ereignis aus vielen Handlungen sich webte. Diese einzelnen Schlußformen sind wie Kristalldrusen, mit mehr oder minder auskristallisierten Kristallen; in dem Ganzen aber ist der Kampf und das Spiel aller Titanen; denn mit Über- und Unterordnungen, Zusammenziehungen, Einfügungen, perspektivischen Verkürzungen, schließenden Horizonten, Auslese der Dinge, der Bilder, der Worte, mit Kargheit, Verschränkung, Andeutung, Form als Form — mit solcher klassisch aufbauenden Kunst ist dieses Werk nicht geschaffen. Dabei sind ihre Elemente dem Dichter vertraut, liegen in seinem Wesen, sind von ihm wie von wenigen gefühlt. So entsteht — als Gesamtform — ein Eigentümliches, Einzigartiges, das hingenommen und verstanden werden muß, wenn das Werk nicht abstoßen, sondern sich aufschließen soll.

Däubler ist Moderner und noch nicht Moderner und nicht mehr Moderner. Er vereinigt in sich wie keiner romanische und germanische Natur- und Kulturkräfte. Er ist mit einem tieferen Geiste als alle nach Nietzsche durch die französische Schule gegangen. Wir danken ihm Erleuchtungen und Offenbarungen über „moderne Kunst", wie sie nur die göttliche Kritiklosigkeit eines Genius haben konnte: er vergöttlicht Zersetzungsprozesse durch seinen unglaublichen Blick zu neuen Welten. Däubler hat einen Rest von alter starker Rasse, der seinen modernen Impressionismus und Expressionismus in eine solche Intensität und Dynamik steigert, daß diese Symptome aufgelöster Welten Welten aufbauend werden. Dennoch bleibt eine tragische Kluft, durch die es vor unendlichen Schöpfungen zu keiner runden Welt kommt. Es ist Trümmerwerk und Bilderstrom in einem: ein Gebirge in rasender Flucht: eine sich selbst

Digitized by Google

verschlingende Summe von Intensitätspunkten, eine Türmung und Stauung dynamischer Komplexe in exzentrische Räume. Aber in dieser Über- und Unterform wird hörbar und sichtbar, was noch nie aus dem Verschlusse der menschlichen Seele oder der unfaßlichen Elemente hervorgedrungen ist: sei es der präorganische Mythos einer Landschaft, der posthistorische Mythos einer Kulturstätte; seien es Verläufe wie die Wanderungen vormythischer Menschen der westlichen Sonne nach, oder die Wandelungen und Abwandelungen aller Erlebnismöglichkeiten der stufenweise überpersönlicher werdenden Geschlechter; sei es das selbstgeschaffene Symbol der Wüste oder des Waldes als kosmisch-psychischer Elemente mit allen ihren Gewalten, Gestalten und Verwandelungen; sei es die Reckung und Sprengung eines Ararat mit den Händen eines naiven Titanen, der das als halbe Form für eine Ewigkeit stehen oder stürzen läßt, im Grunde unbekümmert; oder sei es der Trubel von Saturnalien, Pöbelaufständen, Lustigkeiten und Liederlichkeiten, von allen Arten von Todes- und Lebenstänzen. All dies ist gleichzeitig als Ausdruck eines untersten Innern herausgebrochen und als Bewegung der äußerlichen Flächen dargestellt — Mythisches und Ästhetisches ist gleich stark.

Diesem allen gemäß sind Sprache und Vers. Sie leisten ein Letztes, sind aber nicht fertig. Die neue Ausgabe ist eine wesentlich höhere Stufe. Doch ist es kaum zu hoffen, daß dieses Werk, ohne neun Zehntel seiner Fülle zu verlieren, ja ohne seine vollkommene Inkommensurabilität einzubüßen, zu einer Vollendung gelange. Hat man das Bedürfnis zu messen, so messe man nicht die leicht erkennbaren Mängel, sondern das was da ist und nur hier ist, was, sei es vermeidbar, sei es unvermeidlich, jedenfalls tatsächlich an diese Mängel gebunden ist — es wird schwerlich ein Maßstab, den man anlegt, ausreichen ... Deutsche Sprache und deutsche Mythik haben aus europäischer Seele und grenzenloser Welt einen erratischen

Digitized by Google

Block von dem Umfange und Inhalte eines neuen Kontinents in das Meer der Zukunft oder den Sternenhimmel der Ewigkeit geworfen.

* * *

ALBERT SCHRAMM
DIE 42 ZEILIGE BIBEL GUTENBERGS

KEIN Druckwerk der Inkunabelzeit hat die Aufmerksamkeit der Bücherfreunde schon so früh auf sich gelenkt wie die sogenannte 42 zeilige Bibel Gutenbergs, und das mit Recht. Zwar ist es nicht ihre Seltenheit — die 36 zeilige Bibel ist in viel weniger Exemplaren auf uns gekommen —, sondern ihr unschätzbarer Wert als des ersten großen Druckdenkmals, der sie schon früh in den Vordergrund des Interesses gerückt hat. Freilich fesselte zunächst nur ihr prachtvolles Äußeres: die Schönheit von Type und Satz, die Gleichmäßigkeit und Sauberkeit des Drucks, das ausgezeichnete Papier oder Pergament, die tiefe Schwärze des Drucks; ihre große Bedeutung für die Frühgeschichte des Buchdrucks aber blieb lange verborgen. Man begnügte sich mit der Tatsache, daß in der Gutenbergbibel eine Druckkostbarkeit ersten Ranges vorlag. Niemand machte sich an eine genaue methodische Untersuchung des Werkes. Paul Schwenke, dem früheren Ersten Direktor der Preußischen Staatsbibliothek, ist es vorbehalten geblieben, auf seines Lehrers Dziatzko Arbeiten fußend, hier Bahn zu brechen, zunächst in der umfangreichen Festschrift, die die Berliner Königliche Bibliothek zur 450 jährigen Gutenbergfeier im Jahre 1900 herausgab, sodann durch die Faksimile-Ausgabe der 42 zeiligen Bibel im Insel-Verlag und jetzt durch den soeben erschienenen Einleitungsband zu dieser, an dem er bis in die letzten Tage seines Lebens gearbeitet hat und der das Ergebnis seiner Forschungen zusammenfaßt. Nur ein Mann von seiner Energie und seinem Scharfsinn konnte das, was in diesem wertvollen Textband zur Gutenbergbibel vorliegt, schaffen.

Digitized by Google

Schwenke ging systematisch zu Werke. Ehe mit der eigentlichen Arbeit begonnen werden konnte, galt es, die erhaltenen Gutenbergbibeln nicht nur festzustellen, sondern auch aufs genaueste zu prüfen. Nicht einmal, oft mehreremal, gelegentlich vielmal hat er die ihm erreichbaren Exemplare zur Hand genommen und bis aufs einzelne untersucht mit einer Gründlichkeit und Ausdauer, die uns mit Bewunderung erfüllt. Daß er zunächst in der bereits genannten Festschrift zur Gutenbergfeier uns ein Verzeichnis der bekannten Exemplare gab, haben wir ihm von jeher gedankt; daß in dem jetzt vorliegenden Textband des Insel-Verlags dieses Verzeichnis bedeutend vermehrt und ergänzt vorliegt, wird immer ein großes Verdienst bleiben, zumal es Schwenke gelungen ist, durch sein eifriges Durchforschen der Exemplare über Herkunft und ältere Geschichte derselben bedeutsame Resultate zu erzielen. Besonders zu erwähnen ist die Tatsache, daß er auch den Bruchstücken nachgegangen ist, so daß selbst ein scheinbar wertloser Überrest, den der Buchbinder oder Aktenhefter für seine Arbeit benutzt hatte, aufschlußreich werden konnte.

Die Einsicht in den größten Teil der Bibelexemplare ermöglichte Schwenke, Vergleichungen anzustellen, die vor ihm in dieser Ausgedehntheit niemand unternommen hatte. Er hat überhaupt mit der unmethodischen Arbeit der älteren Gutenbergforschung völlig aufgeräumt. Nicht genug damit: er hat alle Abweichungen zu bequemer Vergleichung uns, die wir nachprüfen wollen, leichtfaßlich zusammengestellt.

Das größte Interesse brachte Schwenke der technischen Herstellung der Gutenbergbibel entgegen. Sie interessiert naturgemäß auch weite Kreise. Es ist erstaunlich, was Schwenke in dieser Beziehung auf Grund seiner Beobachtung alles gefunden hat, wobei besonders anzuerkennen ist, daß er nicht starr an dem haften blieb, was sich ihm als Resultat ergab. Kamen ihm Zweifel oder wurden solche von anderer Seite ge-

Digitized by Google

äußert, so scheute er sich nicht, ihnen nachzugehen. Daß der Textband zur Reproduktion der Gutenbergbibel uns auch noch erkennen läßt, welche Stellung der Verstorbene zum Zedlerschen Buch „Von Coster zu Gutenberg" einnahm, wird viele lebhaft interessieren. Er steht den Ausführungen Zedlers skeptisch gegenüber; gerecht aber, wie er immer war, gibt er zu, daß die praktischen Versuche Zedlers und Moris zeigen, „wie die Vorgänge gewesen sein können, nicht wie sie gewesen sein müssen", eine Formulierung, die mehr als vieles andere zeigt, wie ernst Schwenke es mit der Gutenbergforschung nahm.

Daß Schwenke Papier und Wasserzeichen der Gutenbergbibeln genauestens geprüft hat, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Den breitesten Raum in seinen Untersuchungen nimmt aber das Schriftmaterial, Satz und Druck der Gutenbergbibel ein. Zwar sagt er bescheiden, daß er praktische Versuche nicht beurteilen könne, wer aber seine Ausführungen nicht nur in dem Textband der Insel-Reproduktion, sondern auch in seinen gelegentlichen anderen Ausführungen über die Geschichte des Frühdrucks durchliest, wird erstaunt sein über das hohe Maß von Wissen und Verstehen technischer Dinge, das einem auf Schritt und Tritt begegnet. Wer freilich weiß, mit welcher Gründlichkeit er alle Probleme behandelte, wie er die Sachverständigen der heutigen Gießereien befragte, wie er sich bei Setzern und Druckern nach den kleinsten Einzelheiten erkundigte, ohne dabei kritiklos hinzunehmen, was diese ihm sagten, wird vom Erstaunen zur Bewunderung der exakten Arbeit Schwenkes kommen.

Wie dankbar sind wir ihm für seine Typentafel, für die Möglichkeit, die Normalformen, die Anschlußformen, die Buchstaben mit Abkürzungszeichen, die Ligaturen rasch und einwandfrei überblicken zu können! Wie werden manchem durch seine Ausführungen wohl erst die einzelnen technischen Fragen klar! Sucht er doch die Regeln des Satzes der 42zeiligen

Digitized by Google

Bibeln zu ergründen, geht er doch der Orthographie nach, beachtet die Interpunktionszeichen, achtet auf die Ausrichtung der Zeilenenden, stellt Betrachtungen über die Setzerpraxis in den verschiedenen Arbeitsabschnitten an, spricht über die Befestigung der Druckbogen auf dem über die Form zu klappenden Deckel, über den Fortgang des Drucks, über Signaturen, Rubrizierung usw.

Über den buchtechnischen Fragen hat Paul Schwenke aber auch bibliographische und buchhändlerische Fragen nicht vergessen. Neben der Zeitdauer des Bibeldrucks interessiert ihn die mutmaßliche Höhe der Auflage in Papier und Pergament; die Kosten, die entstanden sind; der Verkaufspreis, der erlöst wurde; der Vertrieb überhaupt; der Einband, in den die einzelnen Exemplare der Bibel gebunden wurden; bei all diesen Fragen die kleinsten Kleinigkeiten beachtend, über die andere ohne weiteres weggegangen sind. Dankenswert sind seine Feststellungen über die ersten Abnehmer des Gutenbergschen Bibeldrucks: die Klöster und Kirchen in Mainz, die leider später alle ihrer Gutenbergbibeln beraubt wurden, über die Vertriebsstelle Erfurt, über die Lübecker Vermittlung usw.

Wann aber ist Gutenbergs Bibel erschienen? Keine Mitteilung hierüber ist uns überliefert. Heinrich Cremer, der Vikar von St. Stephan in Mainz, hat uns freilich in dem Papierexemplar der Pariser National-Bibliothek mitgeteilt, wann Rubrizierung und Einband dieses Exemplars fertig geworden sind: im August 1456, und zwar der zweite Band am 15., der erste am 24. August. Schwenke sucht nach weiteren Angaben. Schon Dziatzko hatte bemerkt, daß in dem Exemplar des Deutschen Buchmuseums in Leipzig am Fuß der Schlußseite des ersten Bandes die Jahreszahl 1454 sich findet, und diese übernommen. Schwenke schloß sich dem nicht ohne weiteres an. Er prüfte selbst. Wie hat er sich dabei um das Exemplar des Leipziger Buchmuseums bemüht, trotzdem es ihm wegen seiner „moder-

Digitized by Google

nen Verschönerungen" sehr verdächtig war! Immer und immer wieder — zuletzt noch kurz vor seinem Tode — hat er die Jahreszahl geprüft und schließlich, nach langem Schwanken, vorsichtig unter Beiziehung des Helmaspergerschen Notariatsinstruments vom 6. November 1455 die Entstehung der Gutenbergbibel auf Sommer oder Herbst 1454 errechnet.

Schwenke hat mit seinen tiefgründigen Untersuchungen eine Ehrenpflicht der deutschen Wissenschaft erfüllt, und Gutenbergs Heimatland ist damit dem Erfinder der Buchdruckerkunst die Beachtung nicht schuldig geblieben, die ihm gebührt.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Wir machen unsere Freunde auch an dieser Stelle darauf aufmerksam, daß wir, solange die Unsicherheit der Preisbildung anhält, unser Verlagsverzeichnis — das letzte datiert vom September 1922 — ohne Preisangaben erscheinen lassen; dafür wird ihm ein nach Bedarf wechselnder Preisschlüssel beigelegt. Auch unser Almanach hat zum erstenmal auf die Nennung der Preise verzichten müssen.

Rechtzeitig zum Weihnachtsfeste werden die folgenden Neuigkeiten vorliegen: Hermann Bahr, „Die Sendung des Künstlers", ein neuer Essayband; der letzte, sechste Band des Born Judas (mit dem Untertitel „Kabbalistische Geschichten"); die „Dichtungen" von Karl Theodor Bluth, den die Leser unserer Zeitschrift bereits kennen; Martin Buber, „Ich und Du". Dieses Buch, das der Verfasser als sein wichtigstes bezeichnet hat, gibt, seinen eigenen Worten gemäß, „eine Betrachtung des religiösen Urphänomens, als welches sich das Du-Sagen offenbart — das Du-Sagen nicht mit den Lautwerkzeugen, sondern mit dem ganzen Wesen. Die Welt hat einen zwiefachen Aspekt; sowie wir ein Ding nicht mehr als ein Es handhaben, sowie wir ihm als unserm Du gegenübertreten, eröffnet sich uns eine ganz neue Weltdimension". Martin Buber zeigt, „wie die Geschichte unseres Geschlechts sich zwischen Es-Welt und Du-Welt austrägt; wie das Überwuchern jener uns in die Entartung stürzt, und wie das Mächtigwerden dieser uns zur Erlösung führt. Das religiöse Urphänomen wird hier wohl vom Menschen aus, aber nicht psychologisch, sondern wesentlich erfaßt: als etwas, was nicht im Ich, sondern zwischen Ich und Du geschieht". Des weiteren kündigen wir das Erscheinen der lange vorbereiteten großen Ausgabe von Defoes „Robinson Crusoe" mit 31 farbigen Steinzeichnungen von Richard Janthur in einem stattlichen Quartband an.

Von Hölderlins Werken konnte der erste Band veröffentlicht

Digitized by Google

werden, der auch einzeln unter dem Titel „Gedichte" zu haben ist (am fünften und letzten Band arbeitet der Herausgeber); als dritter Band der „Deutschen Meister" ist Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Dargestellt von Paul Ferdinand Schmidt. Mit 80 Bildertafeln erschienen; von unserer Ausgabe von 1001 Nacht liegt der zweite Band vor. Als wichtige Neuerscheinung im Rahmen unserer Klassikerausgaben verzeichnen wir die Gesamtausgabe von Hölderlins Werken auf Dünndruckpapier in einem Band. Sie fußt auf der eben genannten großen kritischen Hölderlinausgabe Franz Zinkernagels. Kants Werke werden mit dem fünften Band wieder vollständig; die Storm-Ausgabe Albert Kösters erscheint mit dem 16.—18. Tausend in der alten Gestalt in acht Bänden.

Aus der großen Anzahl der neuen Auflagen nennen wir nur die wichtigsten: die zweite Auflage der „Physiologie des Geschmacks" von Brillat-Savarin; das 20.—23. Tausend von Goethes Gesprächen mit Eckermann; das 22.—25. Tausend von Jacobsens Sämtlichen Werken; die zweite Auflage der Vier Zweige des Mabinogi, dieses bedeutenden und fast einzigen Dokuments der walisischen epischen Prosa von der Wende des 12. zum 13. Jahrhundert; das 8. bis 10. Tausend des Romans „Irregang" von Georg Munk; die fünfte Auflage der „Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux" des Abbé Prévost, von der neben der allgemeinen eine Vorzugsausgabe erscheint, die sich dadurch auszeichnet, daß ihr Nachbildungen der acht Kupfer von J. J. Coiny beigegeben sind, die der 1797 bei Didot l'aîné erschienenen Ausgabe zum Schmuck gereicht hatten; das 10.—12. Tausend von Karl Schefflers „Italien"; die zweite Auflage von Eduard Saengers Übertragung der „Sonette" Shakespeares in einem schönen zweifarbigen Druck; das 5.—9. Tausend von Arthur Schurigs Mozart in einer gegen die erste Auflage wesentlich veränderten Gestalt; das 14.—17. Tausend von Stifters „Studien"; das 3.—4. Tausend der „Legende eines Lebens" von Stefan Zweig und das 13.—15. Tausend seiner „Drei Meister".

Einen kleinen Kommentar erfordern die in diesem Heft nachgebildeten Spielkarten Philipp Otto Runges. Wohl wußte man, daß der Künstler für einen Spielkartenverleger in Hamburg Entwürfe angefertigt hatte, die von dem Holzschneider Gubitz in Berlin in Holz geschnitten wurden, aber niemand war ihnen bisher auf die Spur gekommen. Erst vor einigen Wochen ist es Anton Kippenberg gelungen, die Holzstöcke aufzufinden. Sie waren noch in dem Besitz, auf den eine Angabe von Daniel Runge in den von ihm herausgegebenen „Hinterlassenen Schriften" seines Bruders gewiesen hatte, bei Georg Reimer, jetzt der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger in Berlin. Mit ihrer gütigen Erlaubnis sind die Entwürfe zum erstenmal in einem kleinen Privatdruck, der Albert Köster zum 60. Geburtstag am 7. November gewidmet war, veröffentlicht worden. Hier werden sie einem weiteren Kreise dargeboten.

Digitized by Google

DAS
INSELSCHIFF
*
EINE
ZEITSCHRIFT
VIERTER JAHRGANG / ZWEITES HEFT
OSTERN 1923
*

Ein Traum, ein Traum ist unser Leben auf Erden hier.
Wie Schatten auf den Wogen schweben und schwinden wir,
und messen unsre trägen Schritte nach Raum und Zeit;
und sind (und wissens nicht) in Mitte der Ewigkeit.

Herder

GOETHE
FRÜHLING

AUF, ihr Distichen, frisch! ihr muntern lebendigen Knaben!
Reich ist Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbei!

Reich ist an Blumen die Flur; doch einige sind nur dem Auge,
andre dem Herzen nur schön: wähle dir, Leser, nun selbst!

Rosenknospe, du bist dem blühenden Mädchen gewidmet,
die als die herrlichste sich, als die bescheidenste zeigt.

Viele der Veilchen zusammengeknüpft, das Sträußchen erscheinet
erst als Blume; du bist, häusliches Mädchen, gemeint.

Eine kannt ich, sie war wie die Lilie schlank, und ihr Stolz war
Unschuld; herrlicher hat Salomo keine gesehn.

Digitized by Google

Schön erhebt sich der Aglei, und senkt das Köpfchen herunter.
Ist es Gefühl? oder ists Mutwill? Ihr ratet es nicht.

Viele duftende Glocken, o Hyazinthe, bewegst du;
aber die Glocken ziehn wie die Gerüche nicht an.

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber;
doch bei der Nachtigall Schlag hauchest du köstlichen Geist.

Tuberose, du ragest hervor und ergetzest im Freien;
aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern!

Fern erblick ich den Mohn; er glüht. Doch komm ich dir näher,
ach! so seh ich zu bald, daß du die Rose nur lügst.

Tulpen, ihr werdet gescholten von sentimentalischen Kennern;
aber ein lustiger Sinn wünscht auch ein lustiges Blatt.

Nelken, wie find ich euch schön! Doch alle gleicht ihr einander,
unterscheidet euch kaum, und ich entscheide mich nicht.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Astern!
Hier ist ein dunkles Blatt, das euch an Dufte beschämt.

Keine lockt mich, Ranunkeln, von euch, und keine begehr ich;
aber im Beete vermischt sieht euch das Auge mit Lust.

Sagt! was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda,
farblos, ohne Gestalt, stilles, bescheidenes Kraut.

Zierde wärst du der Gärten; doch wo du erscheinest, da sagst du:
Ceres streute mich selbst aus mit der goldenen Saat.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, sie sagen
immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!

Schwänden dem inneren Auge die Bilder sämtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz sich hervor.

Digitized by Google

ALBRECHT SCHAEFFER

ALLTAG UND FESTTAG

Dieser Aufsatz ist die Einführung in ein neues Werk des Dichters, das unter dem Titel „Dichter und Dichtung. Kritische Versuche" in Kürze erscheint. Anknüpfend an die Namen Lessing, Mörike, Ludwig Strauß, Stefan George, dem das letzte und umfangreichste Kapitel gewidmet ist, und an die Begriffe Ballade, Sonett, Tragödie und Epos, will das Buch der Versuch einer Darstellung vom Wesen der germanischen bzw. deutschen Versdichtung, in den Formen der lyrischen, epischen und tragisch-dramatischen Kunst, sein.

FESTTAG, als Vorstellung gegensätzlich gedacht zu Alltag, Festtag nenne ich denjenigen Zustand des Menschen, der seine Form erhielt durch kein Gebot des im Alltag gültigen, allein Nutzen und Zwecke beobachtenden Verstandes, sondern durch Gesetzgebung der Seele. In ihm strahlen aus dem glühenden Kern in der Mitte des Lebens alle die tugendlichen, nämlich die allein vom Vorhandensein einer Seele uns Kunde gebenden Eigenschaften, als da sind: Frömmigkeit, Ruhe, Würde, Großheit des Herzens; Wahrheit, Liebe, Lauterkeit der Gesinnung; Reinheit des Strebens, Vollkommenheits-Sehnsucht, und im Handeln immer wieder die Vornehmheit des Herzens, das ist Würde: sie und auf Zwischenstufen unzählbare andere strahlen sich aus, ein Licht verbreitend, das festtäglich ist. Sie sind die allein Fordernden, Folge Heischenden, sind des Daseins Gesetz.

Am festlichen Tage der Kirche ist Gott allein der Herrscher; Handlung, Geschäft, jedwedes nutzhafte Vollbringen hat zu ruhen; es giebt keine Handlung außer den gottesdienstlichen. Im Alltage dagegen gebietet Verstand; in seinem Raum ist die Seele nur eine Möglichkeit; mit ihren strahlenden Eigenschaften kann sie sich zeigen, aber sie muß es nicht. Und wenn sie es tut, so kann sie es in keiner von ihr selber geschaffenen, nur ihr eigentümlichen Form tun, sondern sie kann nur die Alltags-Formen benutzen, um sich zu offenbaren; sie als

Digitized by Google

Leuchter nehmen, ihr Licht draufzusetzen. Was im Bedenken und Besorgen der Notdurft, in allen geschäftlichen Betrieben, auch in denen der Bildung und Lenkung des gesellschaftlichen Daseins, Seelisches sich kundmachen kann, hat nur die Erscheinung einer gewissen Nachgiebigkeit der, weil sie doch menschlich sind, nicht eisernen Alltagsgesetze gegen höhere Forderungen, die verlangen, daß eine Handlung moralisch sei, oder richtiger, nicht unmoralisch; daß die Kette der Nutzhaftigkeit nicht unzertrennlich sei oder nicht unbiegsam, sondern zu lockern und zu dehnen durch milde Rücksicht, Vorsicht und Nachsicht. Freilich auch dabei blinkt, aller Sonnenhaftigkeit fern, Seelisches nur wie ein Stern ins Dämmer. Rücksicht, Vorsicht und Nachsicht gehen auf eine Regel zurück, die von unten her, wurzelnd in der Gebundenheit aller menschlichen Zustände und Betätigungen, aus der Logik der Gemeinsamkeit, sich zur Ordnerin des Handelns erhob, und sich erhoben hätte, auch wenn es niemals die heiligen oberen Walter, die seelisch Thronenden, die Götter gegeben hätte. Tue dem Nächsten, was du von ihm dir getan wünschest, das ist der Spruch; tue ihm nicht an, was er dir nicht tun soll. Dies als Gebot erkannt, kann aus freudigem Herzen, kann aus frommer Seele erfüllt werden; es kann, aber Logik genügt, um den Menschen wissen zu machen, daß er sich schadet, wenn er gegen die Regel fehlt. Die Menschheit hat niemals eine andre befolgt, und wenn sie einmal härter, liebloser, unbarmherziger gewesen sein mag, so war sie es aus Gedankenlosigkeit, aus größerer Unbeherrschtheit ihrer Triebe, aus einem Preisgegebensein an die Macht des Augenblicks, aus Gedankenarmut, die nicht weiter dachte als: richte ich Schaden an, so werde ich mich gegen Folgen später zu wahren wissen. Es war das erste Gesetz, das vor allen andern der Mensch sich gab: zu bedenken, daß er nicht allein sei, sondern ein Glied von Gemeinsamkeit: denn ohne diese hätte es niemals Gesetze gegeben.

Digitized by Google

Das aber ist Seele, das allein verdient diesen Namen, jenes unerforschliche Organ des Wissens um ein heiliges Gutes, das, durch keinerlei Daseins-Beziehung verbürgt, sich nur dadurch beweist, daß es ist. Hierin liegt der hohe Sinn der evangelischen Verneinung: daß der Mensch gerecht werde nicht durch Gebet und Opfer und gute Werke, sondern allein durch den Glauben. Und das Aberglaubens-Element in der katholischen Kirche tritt hier zutage. Glaube an das Dasein Gottes, das ists; Glaube an ihn, als an den Urquell des wahren Lebens, des Gutseins um des Guten, des Frommseins um der Frömmigkeit, des Gerechtseins um der Gerechtigkeit, des Reinseins um der Reinigkeit willen; und daß, wer an Gott glaubt, sich vergottet. Es ist darum gesagt worden: So ihr nicht werdet wie die Kinder! da diese noch nicht um die Erzkette von Gut und Böse, um das endlos in sich zurücklaufende Gefüge von Wirkung und Gegenwirkung jeder Tat wissen, die fortzeugend Taten gebiert. Was du nicht willst, das man dir tue, das tue auch keinem Andern: hierin, sagte Christus, hange das Gesetz und die Propheten; sagte es, so ist das mißverstanden, als ob durch Gesetz und Propheten er sich habe verbürgen wollen. Jawohl hangen sie darin, Gesetz und Propheten, aber nun erschien Christus, auf der uralten, versteinten, erstorbenen Grundlage des Verstandes ein neues Gebäude der Liebe zu errichten: Wer an mich glaubt, der wird leben. Denn so war er der Mittler: wer an ihn glaubte, der glaubte an das, was er war; der ging ein in sein Wissen um das Ursein und Ansichsein des Göttlichen und des Guten, und alle Tat, die für ihn geschah und in seinem Namen, sie löste sich aus der Niedrigkeit, aus den Daseins-Bezügen der Nutzanwendung, löste sich auf in die Reinheit, in nur Seele. Gieb alle Reichtümer von dir, entsage allen Bedürftigkeiten; dann komm zu mir! O man kann, von diesem Sinne geleitet, wie von einer Wünschelrute geführt, den Finger auf jedes Wort legen, das von ihm ist, und das von

Digitized by Google

Menschen unter die seinen gemischt wurde; und man kann mühelos die Entstellungen wieder abstreifen, die an sein Wort von Andern geklebt wurden. Und auch jene, die gegenständlicher und simpler nur auf den Alltag gemünzt scheinen, auch sie strahlen das Eine Licht: Gieb dem Kaiser, was des Kaisers ist! Gieb dem Alltag deinen Verstand; bleibe eingedenk Gottes! — Wer nicht Vater und Mutter lassen kann um meinetwillen...: So müssen alle Bindungen des Alltags, auch die heilig scheinenden der Naturbande, erst zerfallen, ehe die wahre Freiheit glänzt. — Und wie lösen sich nun alle Widersprüche! Darin hangen das Gesetz und die Propheten, und: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, und wieder: Es wird auch kein Tittelchen verlorengehn vom Gesetz, und abermal: Ich will den Tempel zerstören und in drei Tagen wieder erbaun: sie alle blicken sich einig an in dem einen Licht: der Alltag ist, und erfülle du sein Gesetz; baue aber auf seinem Grund deine seelische Welt, und wenn du baust, so heißt das zerstören, den Sinn jenes tilgen für höheren Sinn. Du bist nicht mehr gefangen im Netz, du bist frei, und wahrlich so baust du in einem Tage ein höheres Heiligtum, als Völker bauten in den Jahrhunderten.

Aber auch das indische Wort, mit dem jenes identifiziert zu werden pflegt, in dem „das Gesetz und die Propheten" hangen, das: Tat twam asi, „Da bist auch du" hat einen eigenen und viel höheren Sinn. Indem es sich nicht nur auf die Menschen, sondern auch auf Tiere und Pflanzen bezieht, zeigt es diesen Sinn an, der nichts anderes ist als: Heiligkeit des Lebens. Da der Mensch das Maß ist, da er alles umher nur sich vorstellen kann in der Richtung auf ihn, so ist sein Leben das höchste, und die Mahnung erhält deshalb diese Form: jedes Leben sei dir heilig wie deines. Glaubt aber dieses der Mensch, so hebt er die Unterschiede auf; sein Leben ist nur eins in der Zahl, und die ganze Zahl der Lebendigkeit, alle Einzelgestalt erlischt

Digitized by Google

gleichsam in dem All-Licht des Lebens, in dem Leben ihres Lebens. Nicht sie, die Gestalten, das Leben ist das Heilige. Und da sie durch es allein und um seinetwillen sind, so schwindet auch hier wieder der Alltag, fällt wieder die Kette, steigt wieder die eine, die Mitte der Welt, die wir himmlisch nennen, weil wir irdisch, göttlich, weil wir Menschen, und das Gute nennen, weil wir ungut sind. Das Gute, das ich will, das tue ich nicht... Wüßten wir nicht um das Böse, wie wüßten wir denn um das Gute? Das alles sind Namen; wir tasten uns fort an Behelfen; wenn aber etwas in uns nicht um die ewige Hülfe wüßte, wie stünden wir überhaupt?

Wenn ich nun weiter an das erinnere, was ich über die von der Seele selber geschaffenen, nur ihr eigentümlichen Formen sagte, so erhebt sich die Frage nun: welche sind diese? — Wenige freilich. Das Gebet ist eine. Jede um ihrer selbst willen vollzogene Handlung der Liebe, als welche, da kein Ding in uns sein kann ohne Richtung, doch nicht um ihrer selbst willen getan wurde, sondern um Gottes Willen, mit der Richtung auf ihn. Und die Kunst ist eine, und ihre Form ist die festtägliche, die der Dichter meint:

Sind auch der dinge formen abertausend
Ist dir nur eine — meine — sie zu künden.

Und freilich kann auch der Alltag in Festtag verwandelt werden durch seelischen Einfluß. Ja sollte, wenn irgendeine, nicht diese die Eigenschaft der Liebe sein, daß sie gebieterisch auch im Alltage wird? Der Alltag prägt seine Form, aber Liebe, die sich hineinflößt wie ein himmlisches Gegengift, zersetzt diese Form unvermerkt, verwandelt sie in die ihre; sie bildet alles, was vor sich geht, zu einem Geschehn aus Liebe. Sie ist nicht zufrieden, sich als Gefühl zu haben und das in der Feiertags-Stunde hervorzuholen, bei Nacht oder im Mußegespräch, beim Geburtstage oder zu Weihnachten, an den bloß vom Alltag gestifteten Festpausen seiner Regeln, sondern sie setzt sich

Digitized by Google

vor, von Grund aus wirksam zu sein und des Alltags alltäglichste Verrichtung in Gold zu verwandeln, sei es auch nur mit einem leisesten Gleitenlassen durch ihre Hand. Besäßen die Menschen diese Kraft, diese Magie der Liebe, eine — da wir die schwarze und weiße haben — goldene Kunst, so hätten sie die Panazee des Lebens und das Paradies, nicht, in der sie leben, die Giftwelt.

Aber nicht das wollte ich gesagt haben, vielmehr wollte ich hinweisen auf den nicht gradmäßigen, sondern ursächlichen Unterschied von Alltag und Festtag. Der Fromme am Sonntagmorgen legt in der Reinigung des Gebets den alten Adam von sich und geht hin als ein andrer Mensch. Des Alltags Gesetze sind die seinen und des Festtags die seinen. Dieser kann die jenes auflösen; dann wird er der Herr; Herr kann immer nur einer sein.

So auch im Bezirke der Kunst. Daß sie eine allein seelische, eine nur gegen sich selbst gerichtete Angelegenheit sei, also in diesem Verstande schon alltagsfeindlich, fremd jedem seiner zweckhaften Anlässe: das kann als erwiesen angenommen werden. Und erwiesen und klar dürfte auch sein, daß ein jedes ihrer Werke sein Gesetz aus sich selber bezieht, nicht aber vom Leben her. Freilich: was nennen wir Kunst? Hundert und aberhundert Verrichtungen und Bildungen des Alltags-Seins, wo vielleicht ein Tropfen von wahrer Kunst beigemengt ist einer vom Gewerbe, vom Schmuck, von der Wissenschaft, der Lehre — irgendeiner von tausend gesellschaftlichen Bemühungen ursprünglich unternommenen Verrichtung. Von diesen rede ich nicht, sondern von solchem Ding, das oben und unten, links und rechts, innen und außen und durch und durch gemacht ist aus Kunst.

Ist nun aber dies Beides so, Kunst eine Angelegenheit der Seele, und eine seelische Angelegenheit festtäglich, so haben folglich die Kunstgesetze festtäglich zu sein, und die Eigen-

Digitized by Google

schaften, von denen sie leuchtet, sind solche, die wir als festtäglich erkennen.

Noch anders läßt es sich fassen. Die Kunst der Gotik, die hohe Kunst Ägyptens, und die plastische Kunst Chinas und Japans zeigen uns Kunst nur im Dienste, gleichsam als eine Strömung religiösen Lebens. Es war nicht so, wie wir etwa bei den Malern des Quattrocento uns denken, daß sie zwar Stoffe und Aufgaben von der Kirche in Empfang nahmen, in Wahrheit aber diese nur benutzten, um sich künstlerisch darin auszuleben, und deshalb auch gerne selbstwillig nach Stoffen griffen — aus der antiken Sphäre —, um ihren Kunstwillen zu betätigen; wie auch Dürer nicht nach Venedig gegangen wäre, wäre er noch Gotiker gewesen. Sondern jene chinesische wie jene Hofkunst Ägyptens war nicht denkbar ohne, dachte sich selbst als Religion, war nur eine Form von Religion, empfing keine Aufgaben, keine Stoffe, die ihr dienten, sich selber zu leben, und sie machte nicht Mönche und Priester, weil es verboten gewesen wäre, Heroen und nackte Frauen zu machen; sondern ihr Tun, schlechthin, war religiöses Tun; sie diente nicht, sie war. Kunst und Religion waren ein und dieselbe.

Wie aber war dies möglich? Möglich hier, und im heiteren Hellas nicht minder? Es war möglich deshalb, weil in diesen Völkern, bei jedem auf anderem Wege doch die gleiche Synthese sich vollzogen hatte zwischen der übersinnlichen und der sinnlichen Welt. Weil diese beiden Strömungen aufgingen in das eine Meer: die Heiligkeit des Lebens. Weil alle sinnliche Gestalt nicht durch sich bestand, sondern durch die alleinige Kraft des Lebens, den Schöpfer-Geist, der sie alle belebte. Der Gott und sein Bild und der Urheber des Bildes hatten Ein Leben und Eine Wahrheit. Wer das Bild schuf, drückte den Gott und sich selbst, er drückte das Leben aus. Er glaubte an Gott, er glaubte an sich selbst, er glaubte an die Heiligkeit des Lebens. Weil es war, war er.

Digitized by Google

Daß es zu allen Zeiten und in allen Kulturen außer dieser Kunst noch andre Bemühungen mit den gleichen Mitteln gegeben hat, die zwar unter dem Namen Kunst gehen, aber ihn nicht eigentlich verdienen, das braucht hier so wenig erläutert zu werden, wie die unterschiedlichen Arten, mit denen sich da und dort die Synthese vollzog, oder die Sonderstellung der gotischen Kunst, bei der die Synthese gleichsam Idee verblieb, die unheilbar zerteilt blieb in Tragik.

Wesentlich bleibt: Gott, Seele, Religion, Festtag, Kunst: das ist die unauflösliche Reihe.

* * *

HUGO VON HOFMANNSTHAL
VIER GEDICHTE

Botschaft

ICH habe mich bedacht, daß schönste Tage
Nur jene heißen dürfen, da wir redend
Die Landschaft uns vor Augen in ein Reich
Der Seele wandelten; da hügelan
Dem Schatten zu wir stiegen in den Hain,
Der uns umfing wie schon einmal Erlebtes,
Da wir auf abgetrennten Wiesen still
Den Traum vom Leben niegeahnter Wesen,
Ja ihres Gehns und Trinkens Spuren fanden
Und überm Teich ein gleitendes Gespräch,
Noch tiefere Wölbung spiegelnd als der Himmel:
Ich habe mich bedacht auf solche Tage,
Und daß nächst diesen drei: gesund zu sein,
Am eignen Leib und Leben sich zu freuen,
Und an Gedanken, Flügeln junger Adler,
Nur eines frommt: gesellig sein mit Freunden.
So will ich, daß du kommst und mit mir trinkst
Aus jenen Krügen, die mein Erbe sind,
Geschmückt mit Laubwerk und beschwingten Kindern,

Digitized by Google

Und mit mir sitzest in dem Gartenturm:
Zwei Jünglinge bewachen seine Tür,
In deren Köpfen mit gedämpftem Blick
Halbabgewandt ein ungeheueres
Geschick dich steinern anschaut, daß du schweigst
Und meine Landschaft hingebreitet siehst:
Daß dann vielleicht ein Vers von dir sie mir
Veredelt künftig in der Einsamkeit
Und da und dort Erinnerung an dich
Ein Schatten nistet und zur Dämmerung
Die Straße zwischen dunklen Wipfeln rollt
Und schattenlose Wege in der Luft
Dahinrolln wie ein ferner goldner Donner.

Die vierte der Terzinen über Vergänglichkeit

Zuweilen kommen niegeliebte Frauen
Im Traum als kleine Mädchen uns entgegen
Und sind unsäglich rührend anzuschauen,

Als wären sie mit uns auf fernen Wegen
Einmal an einem Abend lang gegangen,
Indes die Wipfel atmend sich bewegen

Und Duft herunterfällt und Nacht und Bangen,
Und längs des Weges, unsres Wegs, des dunkeln,
Im Abendschein die stummen Weiher prangen

Und, Spiegel unsrer Sehnsucht, traumhaft funkeln,
Und allen leisen Worten, allem Schweben
Der Abendluft und erstem Sternefunkeln

Die Seelen schwesterlich und tief erbeben
Und traurig sind und voll Triumphgepränge
Vor tiefer Ahnung, die das große Leben

Begreift und seine Herrlichkeit und Strenge.

Digitized by Google

Liedchen des Harlekin

Lieben, Hassen, Hoffen, Zagen,
Alle Lust und alle Qual,
Alles kann ein Herz ertragen
Einmal um das andere Mal.

Aber weder Lust noch Schmerzen,
Abgestorben auch der Pein,
Das ist tödlich deinem Herzen,
Und so darfst du mir nicht sein!

Mußt dich aus dem Dunkel heben,
Wär es auch um neue Qual,
Leben mußt du, liebes Leben,
Leben noch dies eine Mal!

Lied der Welt

Flieg hin, Zeit, du bist meine Magd,
Schmück mich, wenn es nächtet, schmück mich, wenn es tagt,
Flicht mir mein Haar, spiel mir um den Schuh,
Ich bin die Frau, die Magd bist du.
Heia!
Doch einmal trittst du zornig herein,
Die Sterne schießen schiefen Schein,
Der Wind durchfährt den hohen Saal,
Die Sonn geht aus, das Licht wird fahl,
Der Boden gibt einen toten Schein,
Da wirst du meine Herrin sein!
O weh!
Und ich deine Magd, schwach und verzagt,
Gott sei's geklagt!
Flieg hin, Zeit! Die Zeit ist noch weit!
Heia!

Aus dem Zuwachs zu der neuen Ausgabe der „Gedichte".

Digitized by Google



An Lilienen senkt sich mein Gemüthe,
Und ihrem Kelche lausch ich gern,
Die Lieb so mild mit Duft und Blüthe,
Und Sang ist Feiertag so fern.

Und weiß ist Sang die schönsten Reihen
Im abendkühlen Wandeln geht,
Und oft in süßen Träumereien
Von einer Gräce singend steht,

Da ist mir Ihnen zu Dir geworden,
Als lagen Lüfte Grüßen gleich
Der großen, weiten Blumenerde
Ein weites Leben Sang die Welt.

Ob sie nicht im Gefühl den Leben?
Fühlt nicht die Blumen Duft und Reiz?
Der Anmuth Huld und Lust vergeben,
Vergnügt bei Thau und Sonnenschein?

Gehorsam, Folgsamkeit die vom Kelche,
Wenn sie die Lüftlein Ihnen rührt,
Und neben in die große Nähe,
Zu Jedem Ihrem Schreiben.

(aus: Savonarola) N. Lenau

Scherenschnitt von Luise Duttenhofer
Das darunter stehende Gedicht in Lenaus Handschrift

Digitized by Google

DER ALTE GOETHE

Ein Brief Kräuters an die Gräfin von Hopfgarten

Auf Grund des in der Sammlung Kippenberg befindlichen Nachlasses von Goethes Sekretär Friedrich Theodor Kräuter entwirft in dem soeben erschienenen zweiten Bande von deren „Jahrbuch" Arthur Pollmer einen Abriß von dem Leben dieses treuen Dieners seines Herrn. Von den beiden am Schlusse des Aufsatzes nach dem Konzept mitgeteilten Briefen Kräuters an die Gräfin von Hopfgarten in Berlin sei der erste hier wiedergegeben, weil darin der alte Goethe mit einer seltenen Treue der Beobachtung und in sonst nirgends überlieferten Gewohnheiten vor unsere Augen gestellt ist.

Hochgeborne Gräfin,
Gnädige Frau!

DAS kostbare Geschenk, was mir von so hoher theurer Hand geworden, hat mich fast verwirrt; ich konnte nicht umhin in der Freude meines Herzens, es Freunden und Bekannten vorzuzeigen und ihre Bewunderung zu erregen, selbst Goethe sah es und mußte den Geschmack der Hohen Geberin, so wie die Berliner Kunstfertigkeit von neuem loben, er fand es äffischartig, und erinnerte sich bei dieser Gelegenheit, wie schon früher, mit Wärme der Hohen Gäste im botanischen Garten zu Jena. Meinen tief gefühltesten Dank dafür! in so beschränktem Zustande worin ich lebe, wird so ein theures Geschenk Familienschatz, und kann das Andenken an die Hohe Geberin nur mit dem Geschenk selbst vergehen.

Goethe befindet sich seit Anfang November wieder hier, in beliebter Gemüthlichkeit; hätte der Aufenthalt im reizenden Jena, was die Nähe so vieler talentreicher Männer ihm nur noch angenehmer macht, nicht auch seine Schattenseite, wir würden ihn wenig in Weimar zu sehen bekommen, ohngeachtet die Nähe des Hofs ihn nicht belästigt, und er von allen Gliedern

Digitized by Google

unserer Herrschaft fortwährend flattirt wird. Er ist den ganzen Winter nicht ein einzigmal an Hof erschienen, dagegen besuchten ihn der junge und alte Hof sehr fleißig, die Grosherzogin ausgenommen, welche seit jenem unglücklichen Fall in ihrem Zimmer kaum einmal im Theater gewesen ist. Alles strebt ihm sein Alter angenehm zu machen. Den ganzen drückenden Winter hat er nicht einen einzigen Tag im Bette zugebracht, ich finde ihn immer heiter und aufgeräumt und alle die ihn sehen meynen er werde von Tag zu Tag jünger. Er bleibt stets in Bewegung, kennt weder Sopha noch Armsessel und, außer beim Mittagsmahle, sitzt er des Tags keine Viertelstunde; immer für sich selbst sprechend, geht er in den Zimmern auf und ab oder beschäftigt sich sonst stehend, wie er des Nachmittags gewöhnlich mit Betrachtung seiner Kupfersammlung thut. Abends besucht ihn gewöhnlich der Hofrath Meyer wo die Unterhaltung mit diesem biedern lakonischen Schweitzer sich meist auf Kunstgegenstände bezieht. Der kürzliche Besuch desselben in Berlin hat neuen unerschöpflichen Stoff zur Unterhaltung gegeben, den sie beide mit patriarchalischer Heiterkeit nach und nach verarbeiten. Sonst sieht Goethe noch zuweilen den Canzlar von Müller, den Oberbaudirector Coudray und den Professor u. Bibliothekar Riemer welcher vordem, Hofmeister des jungen Goethe, mehrere Jahre in diesem Hause verlebt hat. Er hat bei herrlichen Naturanlagen und Kenntnissen seine ganze Bildung von Goethe erhalten und ich halte ihn für seinen würdigsten Schüler. Auch Damen sieht er fleißig, von welchen ich die beiden geistreichen jungen Gräfinnen von Egloffstein allein anführe. Ein herrlicher Genuß war es mir stets Augen- und Ohrenzeuge der Unterhaltung zu seyn, wie Goethe, bei allem natürlichen und bequemen Betragen, doch äußerst galant, gefällig und aufmerksam ist, voll Laune und Heiterkeit, die Damen hingegen, bezaubert von seinem Geist und seiner männlichen

Digitized by Google

Grazie, mit sorgsamer Ängstlichkeit jedes Wort aufnehmen und erwiedern. Gnädige Nachsicht dieser Abschweifung.

Goethes Geschäfte bleiben die alten, er führt noch eine lebendige Correspondenz und läßt fortwährend drucken; gar mancherley ist noch vorbereitet und angefangen. So jugendlich frisch ist noch sein Geist, daß er eben jetzt die Fortsetzung von Wilhelm Meisters Lehrjahren, nämlich dessen Wanderjahre herausgiebt, zwar war er anfänglich selbst bedenklich dabei und sprach seine Zweifel über das Gelingen dieses Wagnisses oft aus, aber er hats begonnen und hofft noch vor der Reise nach Carlsbad, welche im Anfang des Mays fallen wird, diese beiden Bände gedruckt zu sehen. Zwey Federn, welche er bey dieser Arbeit gebraucht hat, lege wohlverwahrt bei, ich müßte mich sehr irren wenn sie sich nicht einer huldvollen Aufnahme zu erfreuen haben sollten. Wie Goethe im Größten einzig ist, so is' ers auch im Kleinsten, und so kann ich versichern, daß Goethe mit keiner andern Feder schreiben würde, die nicht diesen auf ein Haar ähnlich sähe, sie darf weder zu lang noch zu kurz abgeschnitten seyn, den Busch daran leidet er gar nicht. Beweisgründe zu dieser mir selbst neuen Wahrheit gingen mir vor kurzem durch die Hände.

Da ich einmal diese lobenswerthen Eigenheiten Goethe's berühre so füge noch hinzu: daß er Eleganz, Nettigkeit und gefälliges Aussehen auch bei dem kleinsten Geschäft anzubringen sich bemüht, und, weil seine Umgebung trotz dem besten Willen ihn mit ihrem Beistande nicht Genüge leistet, vieles mit eignen Händen macht um es nach seiner Art gethan zu sehen. So muß ich bei Briefen, sie mögen an Vornehme oder Geringe seyn, stets mich bemühen an allen Seiten einen breiten gefälligen Raum zu lassen, und ich erndte jedesmal Lob ein, wenn es mir glückt den Brief so einzutheilen, daß alle Seiten gleich voll sind. Alles wird unter seinen Händen zu einem Bilde. Den Brief zu brechen versteht nur er mit dem Falz-

Digitized by Google

bein, so zierlich; das Tintenfaß darf nie zu voll seyn, die Feder taucht er mit Vorsicht ein, kein Tropfen darf daneben fallen; das Geschriebene abzusanden ist streng verboten, lieber stellt er sich damit eine Weile am Ofen. Mit gleicher Eleganz siegelt er alle Briefe, und, damit das zusammengebrochene Blatt zu dem Couvert genau passe, muß der Buchbinder das Papier mit großer Accuratesse beschneiden. Einen Vorrath quadratzollgroßer Blättchen hält er deswegen, um in jedem Brief eins auf die Stelle zu legen wo das Siegel darauf gedrückt wird, er will nämlich damit vermeiden, daß das Siegellack, im Fall das Couvert etwas knapp seyn sollte, nicht das beschriebene Blatt mit anklebe. Und das alles geschieht mit so viel Gewandtheit, Ruhe und Anstand, daß ich ihn auch hierin zu bewundern habe. Wie er nun gewohnt ist immer für sich einzelne Worte zu sprechen, oder zu brummen, so höre ich meist bei solchen Gelegenheiten sein: „Nur still! — Nur ruhig!" pp. Einzelne Blätter finden Sie bei ihm nie herum liegen, wenn sie nirgends hinpassen so klebt er von einem Bogen Papier eine Kapsel zusammen und macht eine Aufschrift drauf und nun erst werden sie [unleserlich]. Noch in einer andern Art ist er sehr eigen und leicht zu reizen, er kann nämlich kein zu kurz geschnaubtes Licht leiden, weil bei solchen die überflüssige Nahrung gewöhnlich herabfließt. So fügte es sich einmal in Jena daß sein ältester Freund, der Major von Knebel (der geistreiche Übersetzer des Properz), der Professor Riemer und ich auf dem Abend bei Goethe um den Tisch herum saßen, die Lichter waren lange nicht geschnaubt und leuchteten nur schwach. Knebel wollte endlich diesem Übelstande abhelfen und griff nach der Lichtbutze. Halt! rief Goethe, nahm sie ihm aus der Hand und schnaubte sie selbst; niemand durfte sich dieses Geschäftes annehmen, und so mußten wir diesen Abend, wenn er eine Weile nicht daran dachte, noch manchmal in der Dämmerung sitzen.

Digitized by Google

Verzeihung, gnädige Gräfin, wenn in diesem Briefe vieles Unbedeutende vorkommt, aber ich meine, es gehört auch zur genauen Charakteristik eines Mannes, und wenn Schillers Worte:

Wie er sich räuspert und wie er spuckt
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt,

auf mich passen, so bin ich schon damit zufrieden, denn wer hätte einen Maßstab für die geniale Tiefe seines Geistes? Wer in dieser Beziehung Goethen kennen lernen will, den verweise ich auf Ernst Schubarts in Breslau, schöne Darstellungen, mit denen Goethe selbst sehr zufrieden ist.

Mit der unterthänigen Bitte, mich dem Herrn Grafen, Hochgeboren, zu Gnaden zu empfehlen, geruhen Hochdieselben unser aller heiße Wünsche für Hochdero theures Wohl huldreichst anzunehmen, so wie die treuesten Versicherungen der tiefsten Ergebenheit und Verehrung in welchen lebenswierig verharren

Ew. Hochgebornen Gräfl. Gnaden

Theodor Kräuter.

Weimar d. 26. Jänner 1821.

* * *

KARL THEODOR BLUTH

MESSIAS

EINEN König
sähe dich reiten mein Auge
durchs gläserne Tor:
Strahlend über die Gassen,
mit den azurenen Augen
hinabgerichtet in die Wolken des Markts.
Niedersenkte sich, doppeltgereiht
mit den senkrechten Bäumen
und vor den Hufen in seinen Freudenwellen hinabgleitend,
hügelabwärts der Weg.

Digitized by Google

Aufrauschen die Wiesen vor deines Hauptes Gelock;
einander zu — wenn die Vögel aus den Bäumen
über deinen Scheitel hinweg flöteten —
rufen sich die Seelen Gestorbener; und sie haben
die Morgenröten in ihren Kehlen allerwärts
himmlisch des Golds. —

Bleich aber
und über deine thronenden, über deine
Schultern rückwende sie nicht,
deine zitternden Augen,
überwölke sie nicht mit gerunzelten Brauen.
Mit geängstigten Armen greife du nicht in die Mähnen,
oder in die Zügel — mit den an sich haltenden Händen
deines mit stählernen Beinen
ausschreitenden Pferds.
Denn es stoßen vorwärts die fanfarischen Klänge,
wenn sie dich ehern ausschmettern,
hingehaucht von den himmlischen Bläsern, die,
mit Rümpfen durchzuckt,
die lichtsprühenden vor sich hintragen,
ihre Posaunen und Pauken.

Nicht hinsinken darf
deine schwere,
deine großäugige Stirn;
umfangen dein Ohr: nicht darf es hinhalten sich
gen die Leichname, die hilflos
an den Kreuzen und über den
Hügeln sich winden, die von den
Mücken zerstochen sind und mit den blutigen Augen
hinsehn und heulen! —
Nicht umwittern soll deine prophetische Nüster
die faulige Dunstung eines
verwesenden Fleisches,
entgegentragend in siedender Hitze

Digitized by Google

und hinauf über die Hügel sich:
Ekel und der verätzende Hinhauch des Tods! —

Denn:
aus den schwarzen Lippen, wenn du
schreien sollst, wird sich
losreißen ein Vogel,
wenn dein Körper, eingespannt
auf die Balken, sich hinbiegt,
und aufsteigen wird, aus deinen Zähnen hervorbrechend,
ein Lobgesang; und zu deinen
blutig hintriefenden Füßen,
wenn sie ruchlos durchlocht und
mit Nägeln durchheftet sind,
niedersenkt sich, aus den bronzenen Himmeln
herniederfahrend
und mit all seinen Wolken der Vater:
niedersteigen soll er
und mit dem Purpur sich ausbreiten
all seiner Abende:
niederbrechen, wenn du geschlachtet sein wirst, vor deinem
Deswegen erhebe dich [Kreuz:
im Sattelwerk deines hinschreitenden Pferds;
biege dich auf, ein Engel
mit heldischem Rücken.
Die Himmel umrunden mit den
ungezählten Bögen dich ihres gnädigen Schwebens;
die Himmel, sie schlagen sich in großen Kreisen
um die Glorie deines erglühenden Haupts.
Und es folgen in deinem Zuge,
wenn sich deine Schultern hinabtragen,
tälerwärts die lobsingenden Hügel
und die großgläubigen, wenn sie dir nachpilgern
mit ihren Gletschern: die Berge! —

* * *

Digitized by Google

L. N. TOLSTOI

AUS DER KINDHEIT

Aus dem Bande: Kindheit / Knabenalter / Jünglingsjahre, Roman von L. N. Tolstoi, der als 82. Band der „Bibliothek der Romane" und gleichzeitig als 8. Band die Ausgabe von Tolstois Romanen zu einer Gesamtausgabe abrundend soeben erschienen ist. Die Übertragung ist von H. Röhl.

Mama

DIE Mutter saß im Salon und goß den Tee ein; mit der einen Hand hielt sie die Teekanne, mit der andern den Hahn des Samowars, aus welchem das Wasser über den Rand der Teekanne auf das Präsentierbrett floß. Aber obgleich sie unverwandt hinsah, bemerkte sie das nicht; sie bemerkte auch nicht, daß wir hereinkamen.

Es tauchen so viele Erinnerungen an die Vergangenheit auf, wenn man versucht, die Züge eines geliebten Wesens in der Vorstellung wieder wachzurufen, daß man sie durch diese Erinnerungen wie durch einen Tränenschleier hindurch nur trübe sieht. Das sind die Tränen des Gedenkens. Wenn ich versuche, mir meine Mutter so ins Gedächtnis zurückzurufen, wie sie zu jener Zeit war, so treten mir nur ihre braunen Augen vor die Seele, diese Augen, die immer die gleiche Herzensgüte und Liebe ausdrückten, dann das kleine Muttermal am Halse, ein wenig unterhalb der Stelle, wo sich die kleinen Härchen kräuseln, ferner der gestickte weiße Kragen und endlich die zarte, magere Hand, die mich so oft gestreichelt hat, und die ich so oft geküßt habe; aber der allgemeine Eindruck entschlüpft mir.

Links vom Sofa stand ein alter englischer Flügel; an dem Flügel saß mein brünettes Schwesterchen Ljubotschka; ihre rosigen, eben erst mit kaltem Wasser gewaschenen Fingerchen spielten mit merklicher Anstrengung Etüden von Clementi. Sie war elf Jahre alt und trug ein kurzes leinenes Kleidchen

Digitized by Google

und weiße, mit Spitzen besetzte Höschen; die Oktaven konnte sie nur „arpeggio" greifen. Neben ihr, halb ihr zugewendet, saß Marja Iwanowna, in einer Haube mit rosa Bändern und einer himmelblauen Jacke; ihr rotes, zorniges Gesicht nahm, sowie Karl Iwanowitsch[1]) eintrat, einen noch strengeren Ausdruck an. Sie warf ihm einen drohenden Blick zu und fuhr, ohne auf seine Verbeugung zu antworten, mit dem Fuße den Takt tretend, noch lauter und gebieterischer als vorher fort zu zählen: „un, deux, trois, un, deux, trois."

Ohne dem die geringste Beachtung zu schenken, ging Karl Iwanowitsch seiner Gewohnheit gemäß mit einer deutschen Begrüßung geradeswegs zu meiner Mutter hin, um ihr die Hand zu küssen. Sie kam aus ihrer Versunkenheit zu sich, schüttelte mit dem Kopfe, wie wenn sie durch diese Bewegung die traurigen Gedanken verscheuchen wollte, hielt Karl Iwanowitsch ihre Hand hin und küßte ihn auf seine runzlige Schläfe, während er ihr die Hand küßte.

„Ich danke, lieber Karl Iwanowitsch," sagte sie auf deutsch, und dieselbe Sprache beibehaltend, fragte sie:

„Haben die Kinder gut geschlafen?"

Karl Iwanowitsch war auf dem einen Ohre taub; jetzt aber hörte er infolge des Lärms am Flügel überhaupt nichts. Er beugte sich näher zum Sofa hin, stützte sich, auf einem Beine stehend, mit der einen Hand auf den Tisch, hob mit einem Lächeln, das mir damals als der Gipfelpunkt feinster Höflichkeit erschien, sein Käppchen ein wenig über seinen Kopf und sagte:

„Gestatten Sie gütigst, Natalja Nikolajewna?"

Karl Iwanowitsch nahm, um seinen kahlen Kopf nicht zu erkälten, das rote Käppchen niemals ab, bat aber jedesmal, wenn er in den Salon trat, um die Erlaubnis, es aufbehalten zu dürfen.

[1]) Der Hauslehrer.

Digitized by Google

„Bleiben Sie bedeckt, Karl Iwanowitsch ... Ich frage Sie, ob die Kinder gut geschlafen haben," sagte Mama, sich zu ihm hinbiegend, ziemlich laut.

Aber er hatte wieder nichts gehört, bedeckte seine Glatze mit dem roten Käppchen und lächelte noch liebenswürdiger.

„Warten Sie einen Augenblick, Mimi," sagte Mama lächelnd zu Marja Iwanowna. „Man kann nichts verstehen."

Wenn meine Mutter lächelte, so wurde ihr Gesicht, so schön es auch schon an sich war, noch unvergleichlich viel schöner, und alles ringsumher nahm gewissermaßen ein heiteres Aussehen an. Wenn ich in schweren Stunden meines Lebens auch nur für einen Moment dieses Lächeln sehen könnte, so würde ich nicht wissen, was Kummer ist. Mir scheint, daß allein im Lächeln das besteht, was man die Schönheit eines Gesichtes nennt: vermehrt das Lächeln den Reiz eines Gesichtes, so ist das Gesicht schön; läßt es das Gesicht unverändert, so ist dieses von der gewöhnlichen Art; verdirbt es das Gesicht, so ist dieses häßlich.

Was mein Vater für ein Mann war

Er war ein Mann des vorigen Zeitalters und besaß den der Jugend jenes Zeitalters gemeinsamen eigenartigen Charakter der Ritterlichkeit, der Unternehmungslust, des Selbstvertrauens, der Liebenswürdigkeit und der Vergnügungssucht. Auf die Menschen des jetzigen Zeitalters blickte er voll Verachtung hinab, und diese Anschauung ging bei ihm ebensowohl aus angeborenem Stolze hervor, als aus einem geheimen Ärger darüber, daß er in unserem Zeitalter nicht mehr den Einfluß ausüben und nicht mehr die Erfolge erzielen konnte, wie in dem seinigen. Seine beiden Hauptleidenschaften waren das Kartenspiel und die Frauen; er hatte im Laufe seines Lebens mehrere Millionen gewonnen und verloren und Beziehungen mit unzähligen Frauen aller Stände unterhalten.

Digitized by Google

Ein großer, stattlicher Wuchs, eine sonderbare Art, mit kleinen Schritten zu gehen, eine Angewohnheit, mit der einen Schulter zu zucken, kleine, immer lächelnde Augen, eine große Adlernase, unregelmäßig geformte Lippen, die sich in einer gewissermaßen ungeschickten, aber angenehm wirkenden Weise zusammenfügten, ein Mangel in der Aussprache (ein teilweises Lispeln) und eine große Glatze: das war das Äußere meines Vaters, solange ich mich auf ihn besinnen kann, ein Äußeres, mit dem er nicht nur verstand, für einen Mann à bonnes fortunes zu gelten und ein solcher zu sein, sondern auch allen ohne Ausnahme zu gefallen, Angehörigen aller Berufe und Stände, namentlich denjenigen, denen er zu gefallen wünschte.

Er verstand es, im Verkehr mit einem jeden die Oberhand zu gewinnen. Obwohl er nie zu den vornehmsten Kreisen gehörte, ging er immer mit Leuten dieser Kreise um, und zwar in einer solchen Art, daß er von ihnen geachtet wurde. Er wußte ganz genau, bis zu welchem Maße von Stolz und Selbstvertrauen er gehen durfte, um in der Meinung der vornehmen Gesellschaft eine hohe Stellung einzunehmen, ohne doch andere zu verletzen. Er war originell, aber nicht immer, sondern er bediente sich der Originalität als eines Mittels, das in manchen Fällen Vornehmheit oder Reichtum ersetzt. Nichts in der Welt vermochte bei ihm ein Gefühl des Staunens zu erwecken; mochte er sich in noch so glänzender Lage befinden, so schien es, als sei er für sie geboren. Er verstand es so gut, die allbekannte dunkle, von allerlei kleinen Verdrießlichkeiten und Kränkungen erfüllte Seite des Lebens andern zu verbergen und von sich fern zu halten, daß man nicht umhin konnte, ihn zu beneiden. Er war ein Kenner aller derjenigen Dinge, die einem Bequemlichkeit und Genuß verschaffen können, und verstand es, sich ihrer zu bedienen. Sein Steckenpferd waren seine glänzenden Verbindungen, teils mit Verwandten meiner Mutter, teils mit Jugendkameraden, über welche letzteren er

Digitized by Google

sich im stillen ärgerte, weil sie zu hohen Rangstufen hinaufgelangt waren, während er lebenslänglich Gardeleutnant a. D. blieb. Wie alle gewesenen Militärs verstand er es nicht, sich nach der Mode zu kleiden; aber dafür kleidete er sich originell und geschmackvoll. Er trug immer bequem und leicht sitzende Kleidung, schöne Wäsche, große umgeschlagene Manschetten und Halskragen. Übrigens stand ihm bei seinem großen Wuchse, dem kräftigen Körperbau, dem kahlen Kopfe und den ruhigen, selbstbewußten Bewegungen alles gut. Er war empfindsam und vergoß sogar leicht Tränen. Oft, wenn er laut vorlas und zu einer pathetischen Stelle kam, fing ihm die Stimme an zu zittern, die Tränen traten ihm in die Augen, und er legte ärgerlich das Buch hin. Er liebte die Musik und sang, sich auf dem Klavier selbst begleitend, Lieder seines Freundes A., sowie auch Zigeunerlieder und einige Opernmelodien; aber die gelehrte Musik mochte er nicht leiden und sprach, ohne sich um die allgemeine Ansicht zu kümmern, es offen aus, daß ihn die Beethovenschen Sonaten langweilten und einschläferten und er nichts Besseres kenne als „Weckt mich nicht, junge Frau", wie es die Semjonowa, und „Nicht eine", wie es die Zigeunerin Tanjuscha gesungen habe. Er gehörte zu denjenigen Naturen, die für eine gute Handlung ein Publikum nötig haben. Und er hielt nur das für gut, was das Publikum gut nannte. Gott weiß, ob er irgendwelche moralischen Grundsätze besaß. Sein Leben war so voll von Zerstreuungen jeder Art, daß er keine Zeit hatte, sich solche Grundsätze zu bilden, und er war auch in seinem Leben so glücklich, daß er keine Notwendigkeit dazu absah.

In seinem höheren Alter bildeten sich bei ihm feststehende Ansichten über die Dinge und unabänderliche Lebensregeln heraus, aber einzig und allein auf der Grundlage der Praxis: dasjenige Verhalten und diejenige Lebensweise, die ihm zu Glück verholfen oder ihm Genuß gewährt hatten, hielt er für

Digitized by Google

gut und fand, daß alle Menschen immer so handeln müßten. Er redete sehr eindrucksvoll und überzeugend, und diese Fähigkeit trug, wie ich glaube, dazu bei, die Biegsamkeit seiner Anschauungen zu steigern: er brachte es fertig, dieselbe Handlung wie einen allerliebsten Schelmenstreich und wie eine schändliche Gemeinheit zu erzählen.

Die Kindheit

O die glückliche, glückliche, unwiederbringliche Kinderzeit! Wie sollte man die Erinnerungen an sie nicht lieben, sie nicht hegen und pflegen? Diese Erinnerungen erfrischen und erheben meine Seele und bilden für mich eine Quelle des schönsten Genusses.

Da bin ich denn als Kind manchmal müde geworden vom Umherlaufen und sitze auf meinem hohen Stühlchen am Teetisch; es ist schon spät; ich habe schon längst meine Tasse Milch mit Zucker ausgetrunken; die Augen fallen mir vor Müdigkeit zu; aber ich rühre mich nicht von meinem Platze; ich sitze und höre zu. Und wie sollte ich auch nicht zuhören? Mama spricht mit jemand, und der Klang ihrer Stimme ist so süß und freundlich. Schon dieser bloße Klang sagt meinem Herzen so vieles! Mit meinen von Schläfrigkeit umnebelten Augen blicke ich starr nach ihrem Gesichte, und auf einmal ist sie ganz klein geworden, ganz klein, ihr Gesicht ist nicht größer als ein Knopf; aber es ist mir trotzdem ebenso deutlich sichtbar: ich sehe, wie sie mich ansieht, und wie sie dabei lächelt. Es macht mir Vergnügen, sie in so winziger Größe zu sehen. Ich kneife die Augen noch mehr zusammen, und sie wird so klein wie die Bildchen in den Pupillen; aber ich bewege mich — und der Zauber ist zerstört; ich verengere die Augen, drehe mich hin und her und versuche auf jede Art und Weise, ihn zu erneuern, aber vergebens.

Digitized by Google

Ich stehe auf, klettere auf einen Lehnstuhl und lege mich auf ihm bequem zurecht.

„Du wirst wieder einschlafen, Nikolenka!" sagt Mama zu mir. „Du solltest lieber nach oben gehen."

„Ich will nicht schlafen, Mamachen," antworte ich ihr, und unklare, aber süße Träumereien erfüllen meine Phantasie; ein gesunder Kinderschlaf schließt meine Lider, und eine Minute darauf ist mir das Bewußtsein geschwunden, und ich schlafe, bis ich aufgeweckt werde. Manchmal fühle ich im Halbschlaf, daß eine zärtliche Hand mich berührt; schon allein an der Art der Berührung erkenne ich sie, und noch im Schlafe ergreife ich unwillkürlich diese Hand und drücke sie fest, ganz fest an meine Lippen.

Alle sind bereits weggegangen; eine einzige Kerze brennt im Salon. Mama hat gesagt, sie selbst werde mich wecken; sie hat sich mit auf den Lehnstuhl gesetzt, auf dem ich schlafe, fährt mit ihrer wundervoll zarten Hand über mein Haar, und dicht an meinem Ohr ertönt eine liebe, wohlbekannte Stimme:

„Steh auf, mein Herzchen; es ist Zeit zum Schlafengehen."

Wenn Fremde zugegen sind, läßt sie sich durch deren gleichgültige Blicke nicht stören: sie scheut sich nicht, ihre ganze Zärtlichkeit und Liebe über mich auszugießen. Ich rühre mich nicht, sondern küsse ihre Hand noch wärmer.

„Steh doch auf, mein Engel!"

Sie faßt mich mit der andern Hand am Halse, und ihre Finger bewegen sich schnell und kitzeln mich. Im Zimmer ist es still, halbdunkel: meine Nerven sind durch das Kitzeln und Aufwecken erregt; Mama sitzt dicht neben mir; sie berührt mich; ich rieche ihren Duft und höre ihre Stimme. All dies bringt mich dazu, aufzuspringen, mit den Armen ihren Hals zu umschlingen und atemlos zu sagen:

„Ach, liebe, liebe Mama, wie lieb habe ich dich!"

Sie lächelt in ihrer traurigen, bezaubernden Art, faßt mit

Digitized by Google

beiden Händen meinen Kopf, küßt mich auf die Stirn und nimmt mich auf ihren Schoß.

„Du hast mich also sehr lieb?“ Sie schweigt ein Weilchen, dann sagt sie: „Hörst du wohl, habe mich immer lieb; vergiß mich nie! Du wirst deine Mama nicht vergessen, auch wenn sie nicht mehr leben wird? Du wirst mich nicht vergessen, Nikolenka?“

Sie küßt mich noch zärtlicher.

„Hör auf! Sprich nicht so etwas, mein Täubchen, mein Seelchen!“ rufe ich, indem ich ihre Knie küsse, und die Tränen fließen stromweise aus meinen Augen, Tränen der Liebe und des Entzückens.

Wenn ich dann nach oben gegangen bin und in meinem wattierten Schlafröckchen vor den Heiligenbildern stehe, was für ein wunderbares Gefühl empfinde ich manchmal, während ich sage: „Lieber Gott, beschütze meinen Papa und meine Mama!“ In den Augenblicken, wo ich die Gebete spreche, die meine Kinderlippen zum erstenmal der geliebten Mutter nachgestammelt haben, fließt die Liebe zu ihr und die Liebe zu Gott in eigentümlicher Weise zu einem einzigen Gefühl zusammen.

Nach dem Gebete wickle ich mich in meine Bettdecke; mir ist so leicht und licht und fröhlich ums Herz; ein phantastischer Gedanke jagt den andern — aber wovon handeln sie? Sie sind ungreifbar, aber erfüllt von reiner Liebe und von der Hoffnung auf ein ungetrübtes Glück. Manchmal erinnere ich mich auch an Karl Iwanowitsch und sein bitteres Los — den einzigen Menschen, von dem ich weiß, daß er unglücklich ist, und er tut mir so leid, ich liebe ihn so, daß mir die Tränen aus den Augen fließen und ich denke: „Lieber Gott, gib ihm Glück, gib mir die Möglichkeit, ihm zu helfen, seinen Kummer zu erleichtern; ich bin bereit, alles für ihn zum Opfer zu bringen.“ Dann stopfe ich mein Lieblingsspielzeug, ein por-

Digitized by Google

zellanenes Häschen oder Hündchen, in einen Winkel des Federkissens und betrachte mit Vergnügen, wie schön warm und behaglich das Tierchen da liegt. Ich bete noch, daß Gott allen Menschen Glück geben möge, damit alle zufrieden seien, und daß morgen schönes Wetter zum Spazierengehen sein möge; dann drehe ich mich auf die andere Seite, die Gedanken und Phantasien verwischen und verwirren sich, und ich schlafe mit noch tränenfeuchtem Gesichte sanft und ruhig ein.

Werden sie jemals wiederkehren, jene Frische, jene Sorglosigkeit, jenes Liebesbedürfnis und jene Kraft des Glaubens, die man in der Kindheit besitzt? Welche Zeit kann besser sein als jene, in der die beiden besten Tugenden, eine harmlose Fröhlichkeit und ein grenzenloses Liebesbedürfnis, die einzigen Triebfedern im Leben waren?

Wo sind jene heißen Gebete? wo die beste Gabe: jene reinen Tränen der Rührung? Ein tröstender Engel kam geflogen, wischte lächelnd diese Tränen ab und fächelte der unverdorbenen kindlichen Phantasie süße Träume zu.

Hat das Leben wirklich so schwere Spuren in meinem Herzen hinterlassen, daß diese Tränen und dieses Entzücken für immer von mir gewichen sind? Sind mir wirklich nur die Erinnerungen daran geblieben?



Schlußstück von Ludwig Richter

Digitized by Google

WILHELM SOLF

TAKEUTSCHI UND SEIN BUCH: DIE WAHRHEITSSUCHER

Wir geben im nachstehenden die Einleitung des soeben erschienenen Werkes wieder.

DAS Buch, das hier aus dem Nachlaß seines Verfassers der Öffentlichkeit übergeben wird, ist von einem Japaner, der Japan nie verließ, Deutschland niemals sah, in deutscher Sprache geschrieben worden. Die Tatsache ist ungewöhnlich genug, um einige Worte über den Autor und sein Werk zu rechtfertigen.

Xzo Takeutschi wurde am 17. Mai 1868 als Sohn eines Bauern in einem Dorf der südlichen Provinz Ise geboren, nicht weit vom heiligsten Tempel Ise Daijingu. Da seine Eltern nicht bemittelt waren, lernte der fleißige und lernbegierige Knabe früh harte Arbeit und Entbehrung kennen. Der Drang nach höherer Bildung führte ihn aus der Volksschule seines Geburtsortes nach Yamada in eine Vereinigung des Shintoismus, jenes altjapanischen Kultes der Vaterlandsliebe und der Ahnenverehrung, der, durch den Buddhismus lange Zeit verdrängt, in der Meiji-Periode, die in Takeutschis Geburtsjahr 1868 ihren Anfang nahm, wieder zur Staatsreligion erhoben wurde. Er studierte japanische und chinesische Philologie, Geschichte und Mythologie. Im Jahre 1885 kam er nach Tokyo und lernte in der Missionsschule „Aoyama Gakuin" Christentum, Ethik und Psychologie kennen. Aber der schulmäßige Unterricht befriedigte ihn nicht; noch vor dem Abgangsexamen verließ er die Schule, und man erzählt, er habe beim Abschied dem Direktor offen seine Meinung bekannt: er glaube an Christus als Menschen, nicht an den Gottessohn — ein Bekenntnis, das man auch in den Gesprächen dieses Buches finden wird.

Digitized by Google

In eifrigem Selbststudium erwarb sich nun Takeutschi gute Kenntnisse des Deutschen, Englischen, Französischen und Lateinischen. Als Journalist, Schriftsteller und Lehrer verdiente er sich seinen spärlichen Lebensunterhalt. Er gab die Zeitschrift „Nipponismus" heraus und schrieb kleine Abhandlungen über Ethik, Psychologie und Philosophie. Mehrere seiner Publikationen beschäftigen sich auch mit Mesmerismus, den er als erster in Japan bekannt machte, ohne freilich selbst je seine Theorien praktisch zu erproben. Diese Arbeiten und besonders eine über die Mesmerschen magnetischen Kuren, die eine gewisse sensationelle Wirkung hatte, brachten ihm allein äußeren Erfolg. Im übrigen trugen ihm seine Aufsätze viel Lob, aber wenig klingenden Lohn ein; die Zeitschrift, 1896 begründet, ging bald wieder ein; und ein größeres Werk kam nicht über die erste Lieferung hinaus. Jeder Geschäftssinn fehlte dem Autodidakten, der auch viel zu unbeholfen in den gesellschaftlichen Umgangsformen war, als daß er die freundschaftlichen Beziehungen zu mehreren ihm wohlwollenden Professoren ausgenutzt hätte.

Im steten Studium deutscher und französischer Philosophie bildete er sich zum Sprachlehrer aus, so daß er um 1891 Lehrkurse für Deutsch und Französisch einrichten konnte. 1915 siedelte er von Tokyo nach Osaka über und dehnte den Unterricht hier auf Philosophie aus. Schon seit 1897 trug er sich mit dem Plan, seine philosophischen Anschauungen in systematischer Form niederzuschreiben, und zwar in deutscher oder französischer Sprache, um sich der europäischen Gelehrtenwelt mitzuteilen. Es war eine seiner größten Enttäuschungen, daß Rudolf Euckens Besuch in Japan durch den Weltkrieg verhindert wurde; denn gegen Euckens Philosophie hatte er eine Reihe von Thesen aufgestellt und hoffte, die wichtigsten Streitfragen, die ihm am Herzen lagen, mit dem deutschen Gelehrten persönlich zu erörtern.

Digitized by Google

Nach dem Krieg beschloß er endlich, seine Gedanken in die Form eines Romanes zu kleiden.

Er zog sich deshalb im Jahre 1920 ganz von seiner Lehrtätigkeit zurück, mietete ein kleines Arbeitszimmer in Tokyo und schrieb nun an dem Werk, das seine Lebensweisheit enthalten sollte. Aber er erkrankte an Oberkieferkrebs und starb am 9. März 1921, ohne sein Werk vollendet zu haben.

Einer seiner Freunde, wohl sein liebster Freund, dem er auf dem Totenbett auch die Veröffentlichung seines Werks ans Herz gelegt hat, hat uns manche Einzelheit aus dem Leben dieses eigenartigen Menschen überliefert. Er rühmt seine Pünktlichkeit, seine Ordnungsliebe, die wohl nicht immer einer Gelehrtenpedanterie fern war. In einem Bericht an seinen Freund schildert Takeutschi selbst seinen Tageslauf in der Zeit, als er an dem Roman schrieb. „Frühmorgens um fünf Uhr wache ich auf und beginne zu schreiben, mache mir Notizen. Dann räume ich mein Zimmer auf und gehe um halb sieben Uhr zum Baden. Danach mache ich eine halbe Stunde einen kleinen Spaziergang im Tempelhofe ‚Tenjin', gehe nach Haus zurück und frühstücke. Ich blättere ein wenig in den Zeitungen und beginne dann wieder die Arbeit am Roman. Um zwölf Uhr esse ich zu Mittag. Dann lege ich mich auf einen Sessel, um auszuruhen; ab und zu nehme ich ein leichtes Buch zur Hand und lese. Um halb zwei Uhr setze ich meine Arbeit fort. Um fünf Uhr esse ich Abendbrot und warte dann, bis es dunkel wird. Mit der Dunkelheit mache ich mich auf den Weg nach dem Teich ‚Ikenohata', komme zur Brücke ‚Kangetau' und wandele weiter nach dem Park ‚Uyeno' und langsam durch den Wald. Da schreit die Eule in der stillen dunklen Nacht, da tönt melodisch Glockenklang durch tiefen Wald. Wundervoll ist das Gefühl, und in Gedanken vertieft komme ich langsam, Schritt vor Schritt, nach Haus zurück. Hier arbeite ich weiter oder schreibe etwas noch einmal ab bis gegen

Digitized by Google

zehn Uhr. Dann lege ich mich zu Bett, lese noch bis elf Uhr etwa in Goethes oder Nietzsches Werken und schlafe ein. Das ist mein tägliches Leben."

Goethe und Nietzsche — die Namen kehren, neben denen mancher anderen deutschen Philosophen, in dem Roman wieder, und wir glauben gern dem Freund, der uns versichert, Takeutschi habe während der Arbeit an seinem Roman ausschließlich deutsche Bücher gelesen, ja, er habe sich selbst und anderen die Fiktion suggeriert, als ob er ganz und gar in Deutschland lebte. Takeutschi hat uns in seinem Werk erklärt, warum er in deutscher Sprache schreiben mußte. Die alte japanische Schriftsprache ist nicht geschmeidig, nicht ausdrucksfähig genug für die westlichen Ideen und die differenzierten Gefühle des modernen Menschen. Auch das Gembun-itschitai, die um 1890 eingeführte Schreibweise, die Sprech- und Schriftsprache vereinigte, kann nicht genügen, wenn es sich darum handelt, philosophische Gedankengänge wiederzugeben. Nur in einer europäischen Sprache findet Takeutschi das Organ dafür, und er fordert daher, daß der Japaner neben seiner einheimischen Umgangssprache eine der großen Weltsprachen als zweite, als geistige Muttersprache sich vollkommen zu eigen mache.

Bis zu welchem Grad ihm selbst das bei der deutschen Sprache gelungen ist, zeigt sein Roman — wenn man das Werk denn schon so nennen will. Er selbst gab ihm diese Bezeichnung, hatte auch ursprünglich den romanhaften Titel „Ein Licht im Wald" gewählt. Unseren literarischen Anforderungen an die Kunstform des Romans genügt das Werk freilich nicht; allzu locker nur sind die Fäden einer Handlung gespannt, die fast ausschließlich darin besteht, Menschen zum Gespräch zusammenzuführen. Diese Gespräche aber fesseln uns in hohem Maß und sind von historischem Wert als Dokumente des modernen japanischen Geistes. Es sind Fragen der Politik, der

Digitized by Google

Erziehung, der Volkswirtschaft und zumal der Philosophie, die hier erörtert werden. Gelehrte, Politiker, Künstler unterhalten sich, und im Hintergrund, geheimnisvoll über alle erhöht steht Morita, der Weltweise, der Wahrheitssucher, des Dichters Ideal. Überall spürt man in diesen Gesprächen und kleinen Szenen das eigene Erlebnis des Autors. Er selbst trat, um nur etwas herauszuheben, für die Modernisierung des japanischen Schauspieles und Theaters ebenso ein, wie es in seinem Roman die reizende Schauspielerin Mitsu Akino, eine der plastischsten Gestalten des Werkes, tut. Er selbst hat mit dem Fanatismus des Autodidakten Theatermusik studiert, sich an der Verbesserung eines wichtigen Musikinstrumentes versucht und die Bildung der Schauspieler gefordert, von deren Bedeutung neben den Politikern und Erziehern sein Roman spricht.

Als Philosoph wendet sich Takeutschi gegen jedes bloße Studium philosophischer Systeme: und auch das entsprach seinem eigenen Wandel, denn seine Freunde versichern, er habe nie die Autorität eines Lehrers oder eines Buches kritiklos anerkannt. Sein Held, Morita, der Wahrheitssucher, steht ihm über Kant und Hegel, Schopenhauer und Nietzsche, die in Zweifel verstrickt geblieben seien.

Der Pazifismus, der nicht den Krieg an sich bekämpft, sondern sich nur gegen jeden Staatsegoismus zugunsten eines Menschheitsideals wendet; die pädagogische Tendenz einer höchsten Ausbildung der Persönlichkeit; die Abwehr jedes Nachäffens europäischer Sitten, aber auch aller engen Beschränktheit auf altjapanische Gebräuche — dies und vieles andere im Roman Takeutschis zeigt eine Aktivität des Geistes, die in all ihrer starken nationalen Eigenart doch unserem westlichen Wesen verwandt erscheint. Hier ist nicht der Osten, den wir in den alten Kulturen Indiens und Chinas finden, hier ist das östliche Reich des Fortschritts, das moderne Japan der

Digitized by Google

Meiji-Periode, die mit dem Wiederaufleben eines starken Nationalbewußtseins die geistige Eroberung der westlichen Kultur vereinte. Wie tief die Netze dieses geistigen Fischzuges in das gewaltige Meer abendländischen Bildungsgutes gesenkt wurden, davon machen wir, das heißt die Völker des Westens, uns in der Regel keine rechte Vorstellung. Takeutschis Werk zeigt, wie stark unsere Philosophie die Geister des fernen Ostens bewegt, gibt ein beredtes Zeugnis von dem Aneinanderprallen des abendländischen Individualismus mit der kollektivistischen Weltanschauung des Morgenlandes und wirft schließlich das japanische Problem an sich auf, nach dessen Lösung der Kenner und Freund Japans — wer Kenner ist, muß Freund sein dieses hochkultivierten Volkes — mit banger Sorge fragt: Lassen sich die beiden Weltanschauungen vereinen, oder ist es Öl und Wasser, die sich nicht vermischen? Und wenn die Mischung nicht möglich, welche Anschauung wird die siegreiche sein? Takeutschi führt uns in die Werkstatt, in der solche Gedanken geschmiedet werden.

Und daß dieser Dichter und Philosoph nicht in einsamer Höhe allein steht, daß vielmehr gleiche Strömungen die Gedankenfracht vieler Japaner tragen, dafür gibt es Zeugnisse genug. Vor mir liegen zwei Aufsätze, von Kriegsschülern der zweiten Klasse in Tokyo im März 1922 in deutscher Sprache, übrigens auch mit deutschen Buchstaben, niedergeschrieben. Der Zweck des menschlichen Lebens ist das Thema, zu dem sich die jungen Fähnriche zu äußern hatten. Der eine führt uns an einem Herbstabend auf einen Hügel seiner Heimat, wo er aus melancholischer Betrachtung des Sonnenuntergangs zum Meditieren über die letzten Dinge erwacht:

„Was ist Sterben? Was ist denn die Existenz selbst? Was bedeuten solche Welträtsel, denen man, mit Schleiern von Tradition und Gewohnheit eng verhüllt, jeden Tag ganz gleich-

Digitized by Google

gültig ins Auge schaut? Vom innigsten Herzensgrund also zu fragen, ist nur dem vernünftigen Menschen erst dann möglich, wenn er auf etliche Stunden von der alltäglichen, emsigen Arbeit um Brot sich abtrennt und, die Gewohnheitsschleier zerreißend, direkt ins eigene, tiefste Herz schaut. Nicht umsonst nannte Schopenhauer den Menschen ein ‚animal metaphysicum'. Aus den ruhigen Augen des Tieres leuchtet die glänzende Weisheit der Mutter Natur, aus den unruhigen des Menschen aber spricht die Frage nach Leben, Tod und Existenz. Insbesondere ist es die strenge Tatsache des Sterbens, die uns aufs äußerste zum metaphysischen Denken anspornt. Was ist Tod? Wie ist es nach dem Sterben? Fragt man solches vom tiefsten Herzensgrund aus, welch ein erschütternder Schauder packt uns an! Um sich von solchem Schauder und solcher Unruhe zu befreien, denkt man über die Unsterblichkeit der Seele oder über das Fortleben nach dem Tode nach, überhaupt strengt man sich an, diese Erscheinungswelt zu überspringen und die wesentliche, unveränderliche, ewige Welt zu suchen. Ideenwelt bei Plato, Nirwana bei Buddha, Paradies bei Jesus Christus, Ding an sich bei Kant: alle diese weisen in letzter Instanz auf die menschennatürliche Sehnsucht. Goethes schöne Verse sprechen davon:

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen,
Sind wir ja da!"

Und nach einem polemischen Exkurs gegen den Utilitaristen, der diese Dinge belächelt, fragt er weiter und abermals: „Was ist die Bedeutung des Lebens? Ich glaube, es sei ein unablässiges Ringen mit ungeheuren Nöten und Schmerzen. Hinsichtlich der Schmerzhaftigkeit des Lebens kann ich mit den Pessimisten übereinstimmen. Es war der Pessimismus fürwahr der steilste Pfad, der allein dem tapfersten, gewissenhaftesten,

Digitized by Google

wahren Philosophen Schopenhauer zugänglich war. Wer über das Leben ernst denkt, der wird einmal notwendigerweise von seinem erschütternden Ruf stark gefaßt, und doch zum Wunder sucht er gewöhnlich die Rettung in etwas — wer weiß, ob es ein Ausbruch vom ‚Willen zum Leben' ist — wie Nietzsche im ‚Übermensch' oder Tolstoi in der ‚Liebe', und wird er tapferer Soldat des Lebens. Ja, freilich ist das Leben sehr reich an Schmerz und Kummer! Doch es fehlt auch an Mut dem Pessimisten, der behauptet, daß man dieses schmerzhafte Leben vernichten und in der wollens- und schmerzenfreien, ästhetischen Anschauungswelt ein glücklicheres Leben finden solle. Je mehr das Leben schmerzlich ist, desto mehr ist es ertragungswürdig. Ist doch Freude oder Glück nur eine subjektive, relative Sache, sie ist nur durch dessen Gegenteil, nämlich durch Schmerzen oder Unglück, zu gewinnen. Wo es keine Schmerzen gibt, dort gibt es auch keine Freude. ‚Freude durch Leiden', wie Beethoven sagte, ist einzig und allein die wahrhafte Freude, folglich das größte Glück! Auf welche Weise kann man denn solch eine Freude oder ein Glück gewinnen? Die Antwort darauf ist nur eine: Führe dein Leben möglichst stark und tief, bringe jeden Augenblick deines Lebens mit Fleiß und Arbeit zu! Fleiß und Arbeit sind schon an sich eine Überwindung der Schmerzen, also: Freude durch Leiden. Äußerliches Gelingen oder Mißlingen ist schon kein Problem mehr. Das ist mein Motto. Wenn man täglich nach diesem Motto lebt, so kann man am Ende des Lebens mit Nietzsche laut ausrufen: So ist das Leben! Oh! noch einmal!" Und hymnisch fast schließen diese nächtlichen Meditationen mit einem Gebet zu den Sternen: „Gott! Sterne!... Oh, Ewigkeit!..."

Goethe, Kant, Schopenhauer, Nietzsche — Namen, die man im Aufsatze eines japanischen Kriegsschülers kaum erwartet haben dürfte. Es ist wie ein Echo des Rufes, den Takeutschi erklingen läßt. Und daß es von einer Seite widertönt, die ge-

Digitized by Google

wiß nicht zum Philosophieren und Wahrheitssuchen prädestiniert ist, macht es um so wertvoller für die Erkenntnis japanischen Geistes der Gegenwart.

Tokyo, im Frühjahr 1922

* * *

ALEXANDER PETÖFI
GEDICHTE

In der Silvesternacht von 1922 auf 1923 waren es hundert Jahre, seit Alexander Petöfi zu Kis-Körös im Pester Komitat das Licht der Welt erblickte. Auch ohne diesen äußeren Anlaß hat Petöfi es verdient, zur Feier seines Gedächtnisses in der Insel-Bücherei vertreten zu sein; eine Auswahl seiner Gedichte in den besten Übertragungen ist soeben darin erschienen. „Das Phänomen Petöfi", so sagt der Herausgeber Robert Gragger in seinem Nachwort, „war ein Naturereignis. Plötzlich, überraschend war es da, und ebenso plötzlich verschwand es; während noch die Blicke halb Europas seine Erscheinung zu ergründen suchten, während die Bettina begeisterte Briefe an ihren „Sonnengott" Petöfi schrieb, lag die Leiche des Sechsundzwanzigjährigen auf einem Schlachtfeld des tragischen Jahres 1849 in einem Massengrab verscharrt. So reif, so tief und — auch äußerlich — so reich war das Werk dieses Jünglings, daß Hermann Grimm ihn zu den fünf, später — mit Homer und Goethe — zu den drei größten Dichtern der Weltliteratur zählte."

Die Ruine der Csárda

O du mein schönes Tiefland, frei und weit,
Dir bleibt mein Herz gewidmet alle Zeit.
Das Hochland — Berg und Tal und Schluchten wild,
Ein Buch, wo's immer nur zu blättern gilt;
Doch du, mein Alföld, das nicht Berge hat,
Du bist und bleibst für mich ein offnes Blatt,

Digitized by Google

Und was darauf geschrieben groß und wahr,
Mit einem raschen Blick wird es mir klar!
Ach, daß mein Leben nicht als freier Mann
Ich auf der Pußta nur genießen kann!
Hier brächt ich glücklich meine Tage hin
Wie in Arabien der Beduin!
Die Pußta ist für mich der Freiheit Bild,
Die Freiheit ist der Gott, der mich erfüllt,
Dir, Freiheit, hab ich ja mich ganz geweiht,
Für dich zu sterben bin ich stets bereit,
Mein Leben segn' ich, das so fluchgetränkt,
Wenn man für dich mich in die Grube senkt!...

Doch Grab und Tod... mein Gott, was schwatz ich hier?
Kein Wunder: stehn Ruinen doch vor mir!
Nicht Burgruinen zwar, der Trümmer Spur
Erzählt von einer schlichten Schenke nur,
Doch fragt die Zeit erst, wenn sie niederreißt,
Ob's eine Burg, ob's nur ein Wirtshaus heißt?
Wohin sie tritt, das muß vernichtet sein,
Das schmilzt dahin, ob Eisen oder Stein!

Eh uns Osmanenhand geknechtet hat,
Stand hier ein Dorf einst, oder eine Stadt.
Da kam der Türke, der es grausam trieb,
So daß kein Stein hier auf dem andern blieb.
Die Kirche blieb allein — geborsten — stehn,
Auch nur um all das Elend rings zu sehn.
So trauerte sie manch Jahrhundert nach,
Bis, krank und siech, auch sie zusammenbrach.
Die Steine lagen da vom Gotteshaus,
Man baute später eine Schenke draus,

Digitized by Google

Ein Wirtshaus aus der Kirche!... Warum nicht?
Ists nicht auch für den Leib zu sorgen Pflicht?
Der Leib ist doch auch unsres Daseins Teil,
Sein Heil ist wichtig wie das Seelenheil.

Und muß man sich darob ereifern? — Nein!
Es kann ja beides gottgefällig sein,
Und reinre Herzen oft zur Schenke ziehn,
Als jene, die vor den Altären knien!...

Zerfallne Schenke du, zu froher Rast
War mancher Wandrer wohl bei dir zu Gast!
Du tauchst empor, und wieder wird, was war,
Ich sehe dich und deine Gäste klar:
Den Wanderburschen mit dem Knotenstock,
Den armen Schlucker im zerschlißnen Rock,
Den Brillenjuden mit dem langen Bart,
Den Rastelbinder, um den Tisch geschart,
Ha! und die junge Wirtin! Sapperment,
Der Spitzbub hält im Arm sie, der Student!
Dem hat der schlimme Wein den Kopf verdreht,
Die schlimme Frau das Herz, wie das schon geht!
Doch wo ihr Mann, der Wirt, ist? Meiner Treu,
Der macht ein Schläfchen just und träumt im Heu!...

Er schlief im Heu, nun träumt er längst im Grab,
Das schmucke Weibchen zog zu ihm hinab,
Auch ihr Student und die mit ihm gezecht,
Sie alle ein vermodertes Geschlecht!
Und auch die Csárda sank, vor Alter schwach,
Der Wind schlug ihr den Hut vom Haupt, das Dach,
Seht, wie sie wankend nun und barhaupt steht

Digitized by Google

Und ihren Herrn, die Zeit, um Schonung fleht!
Ein bißchen Schonung nur! Doch hilft's ihr nicht,
So wankt und schwankt sie, bis sie niederbricht;
Kaum wird man an der Ärmsten noch gewahr,
Wo einst die Türe, wo das Fenster war.

Der Rauchfang nur, verwittert, schwärzlich grau,
Ragt noch gespenstisch auf zum Himmelsblau,
Der Keller und der Brunnen, alle zwei
Zerfallen und verschüttet, längst vorbei!
Der Brunnenbalken nur ragt noch empor,
Ein Adler drauf, der sich hieher verlor,
Auf dieser höchsten Spitze sitzt er stumm
Und schaut aufs Trümmerfeld um sich herum,
Als ob er grade hier ergründen müßt,
Wie alles in der Welt vergänglich ist...

Der Sonnenball doch flammt in heller Lust,
Die Liebe schwellt ihm wonniglich die Brust,
Sein Liebchen, das voll Sehnsucht nach ihm schaut,
Fata Morgana ists, die Pußtenbraut!

Übertragen von Ignatz Schnitzer.

Das Meer ist aufgestanden...

Das Meer ist aufgestanden:
Der Völker Ozean!
Titanenmächtig streben
— Daß Erd und Himmel beben —
Die Wogen himmelan.

Seht ihr, seht ihr den Reigen?
Hört ihr die Weise? — Jetzt,

Digitized by Google

Wenn nicht in all den Jahren,
Jetzt könnt ihr es erfahren,
Wie sich das Volk ergötzt!

Das Meer erbraust und heulet,
Spielt mit den Schiffen Ball,
Bis sie zum Grunde treiben —
Nur Mast und Segel bleiben
Zerstückt, zerfetzt im Schwall.

Tob aus dich, Meer, tob aus dich
Und brause durch den Raum!
Zeig deiner Tiefen Gründe,
Laß schleudern ihre Schlünde
Zur Wolkenhöh den Schaum!

Schreib an die Wolkenwände
Es hin zur ewgen Lehr:
Ob auch die Schiffe drücken
Schwer auf der Wogen Rücken —
Der Herr ist doch das Meer!

Übertragen von Ladislaus von Neugebauer.

Nur ein Gedanke...

Nur ein Gedanke quält mich immerfort:
Auf weichem Pfühl im weichen Bett zu sterben;
Wie eine Blume langsam zu verderben,
Die, wurmbenagt, geheim und still verdorrt;
Still zu verglimmen, wie die Aschenglut,
Die auf verlaßnem, ödem Herde ruht.
O Herr, bewahre mich vor dieser Not,
Und gib mir keinen, keinen solchen Tod!

Digitized by Google

Ich möcht ein Baum sein, den der Blitz erlegt:
Ein Baum, den der Orkan vom Boden fegt;
Ein Felsen, den ein Donnerkeil mit Wucht
Vom Berge reißt und schleudert in die Schlucht...
...Wenn einst die Sklavenvölker dieser Welt,
Der Ketten müde, sich zum Kampf gestellt,
Das Antlitz rot, wie ihres Banners Samt,
Auf dem das Wort der heilgen Losung flammt:
„Weltfreiheit!" ach, für die sie längst erglüht —
Und wenn dann die Posaunen dieses Wort
Hinausgeschmettert über Süd und Nord,
Und auch die Tyrannei zu Felde zieht:
Dort, Herr der Welt,
Dort fall ich gern im Feld,
Ja, dort vergieß ich gern mein junges Blut;
Und tönt mein letztes Lied noch wohlgemut,
Verschlinge es das dröhnende Gewirr:
Kanonendonner, Schwert- und Sporngeklirr;
Und über meine Leiche jag,
Wenn ich verstummt am Boden lieg,
Der wilden Rosse Huf mit dumpfem Schlag
Zum Sieg, zum Sieg,
Was tut es da, vom Huf zerstampft zu sein!
Die Zukunft sammle mein verstreut Gebein.
Und wenn der große Totentag erscheint,
Dann bette sie's, gefolgt vom Trauerchor,
Und überwallt vom schwarzen Fahnenflor,
In ein gemeinsam Grab zur ewgen Ruh,
Mit dem Gebein der Heldenschar vereint,
Die einst ihr Leben auch für dich verlor,
Weltfreiheit, heilge, heilge Freiheit du!

Übertragen von Josef Steinbach.

* * *

Digitized by Google

I. Akt.

Hôtel de Bellegarde, eine Treppe (zum Spielhaus) Dantons. Julie.

Danton. Eine die selbst Dame, eine
Welt für die Liebe sind, verdient!
ja verschwendet sie verdient, man sagt
die Welt schenk ihnen Blumen über das
Meer und nahen Küsten das reifen
sie. [illegible] Es kommt
niemand auf in die Höhe verliebt warten
Julie. Glaubst du es nicht?
Danton. Und wieder eine Welt später
wenig inwendig. Welt sind Liebhaber,
wie Menschen die Hände waschen und
aber es ist unglaublich. Welt, wie wir
wir das ganze Leben umeinander ab, —
Welt sind Hasen einsam.
Julie. Du kennst mich Danton.
Danton. Ja, und wenn sie kennen sich.
Die fast dürftig Augen und lieblich
Hüten und nicht seinen Leib und
Hoffnung über mein Herz Gott Herz.

Der Anfang von „Dantons Tod“
in Georg Büchners eigenhändiger Niederschrift

Digitized by Google



Zeichnung von A. Hoffmann



Digitized by Google

Digitized by Google

RUDOLF KASSNER

DAS GRIECHISCHE GESICHT

1

DAS muß auseinandergehalten werden: der Rhythmus der ägyptischen und die Harmonie der griechischen Plastik. Der ägyptische Mensch, die Menschengestalt, ist nicht im Mittelpunkt der Welt, ob es sich auch um einen Gott oder um einen König handle. Der griechische Mensch ist im Mittelpunkt des Kosmos. Darum hier Harmonie und dort Rhythmus.

Vom ägyptischen Menschen dürfen wir wie von keinem anderen sagen, daß in der Ganzheit und Fülle sein Glück sei. Er ist nicht zu deuten, weil er ist. Er ist jetzt im Stein, wie er früher im Fleisch war. Was wir von ihm vor uns erblicken, ist nicht — in unserem Wortsinn — sein Bild, ein Abgezogenes. Oder nur insoweit, als eben dieses Abgezogene ist.

Wie auch nach dem Mythos der Schatten des Menschen und sein Name etwas für sich sind. Wie vermöchten wir einen Menschen zu analysieren, der seinen Namen ebensowenig von sich abzutun vermag wie sein Gesicht? Wie ihn beschreiben? Mit welchen Worten? Neid, Hochmut, Grausamkeit, Güte: muß er das alles nicht wieder an sich reißen und in sich, in seinen Körper verwandeln, kaum daß diese Worte ausgesprochen und damit zu Begriffen, zu einem Allgemeinen geworden sind? Was wir Bedeutung, Bedeuten nennen, das beruht zuletzt auf einem Gegensatz von Sein und Schein, Sein und Werden. Der Körper des ägyptischen Menschen ist dauernd, ist ewig. In vielen Reichen. Diese Reiche sind, wenn man will, seine Bedeutung, oder sie bedeuten ihn.

2

Oder dieser Körper (wir dürfen hier weniger als sonst von einem Gesicht reden, das nicht zugleich der ganze Körper wäre) kann nur wie der Rubin, der Saphir, der Smaragd, wie

Digitized by Google

das Gold, wie ein Planet, wie die Sonne gedeutet werden: als ein Magisches. (Das war ja schon Magie, daß die Worte, die Begriffe gleich wieder zu Dingen werden, oder besser: daß sie nie aufgehört haben, Dinge zu sein. Die Hieroglyphen sind in der Tat ursprünglich magische Zeichen.) Alle Eigenschaft in diesen Menschen ist Magie oder geht darauf zurück.

So bedeutet dieses Menschentum das äußerste Ende zu unserem Individualismus (oder auch zum Idealismus Kants). Das Königtum ist zuletzt auch nichts anderes als eine magische Eigenschaft des Menschen. Die Individualität hat, streng genommen, keine Eigenschaft, weil sich darin jede Eigenschaft in ihren Gegensatz auflöst. Der ägyptische König hat alle Eigenschaften, weil er Macht hat über alle Dinge, und alle Dinge sind. So ist er auch böse nicht um des Guten willen, sondern weil der Feind da ist. Sein Böses ist Macht über den Feind. (Der König ist nicht niedrig, weil Niedrigkeit keine Eigenschaft, sondern eine Ordnung ist. Eigenschaft und Ordnung sind wie Zeit und Raum. Alle Schöpfung ist daran gebunden.)

Was ich den Rhythmus nenne, ist die Entfaltung des magischen Seins. Gleichwie die Zahlen die Entfaltung der Einheit sind. Die Eigenschaft ist der gedeutete Rhythmus.

3

Ich gebrauche das Wort Magie noch in einem sehr weiten (darum nicht weniger bestimmten) Sinne und finde diesen Sinn in den ägyptischen Statuen. Magie ist auch das, daß alles Tiefe Gestalt hat, und je tiefer es ist, um so mehr; daß darum Tiefe kein Loch in uns, kein Abgrund, keine Zerrissenheit (oder dies nur bei einem Schauspieler), daß Tiefe keine Eigenschaft ist, auf die man ohne weiteres hinzuweisen in der Lage wäre. Die Deutschen haben die Neigung, die Tiefe eines Menschen, eines Buches also zu apostrophieren. Insofern über-

Digitized by Google

schätzen sie leicht die Tiefe oder was sie so nennen. Der tiefe Hebbel war keinesfalls so tief, wie er meinte, daß Adalbert Stifter langweilig wäre. Goethe war darum viel tiefer als Hebbel, weil Goethes Tiefe der Inbegriff aller Eigenschaften ist, während Hebbels Tiefe eine besondere Eigenschaft oder, was dasselbe ist, ein Problem bleibt. Darum ist Goethes Tiefe magisch und die Tiefe Hebbels ein Abgrund, zuweilen wohl auch nur ein Loch oder eine Stelle, die nicht zuwächst.

Genau diese Tiefe als Inbegriff aller Eigenschaften, als Eigenschaft aller Eigenschaften drückt der Rhythmus der ägyptischen Plastik aus. Insofern ist es nicht nur irreführend, sondern auch falsch, von einer Transzendenz der ägyptischen Kunst zu sprechen, wie das geschehen ist. Nein, die ägyptische Kunst ist tief in dem einzigen und bestimmtesten Sinne, den ich mit dem Begriff hier verbinde. Sie ist genau darum oder in dem Maße abstrakt, weil oder als sie tief (und nicht transzendent) ist. Das Geometrische an ihr, das Streben, Zahlenverhältnisse im Raumgebilde auszudrücken: auch das kommt aus dieser Tiefe. Aus der Tiefe einer Welt, in der das Geheimnis des Seins und das Geheimnis der Zahl eines waren.

4

Harmonie (zum Unterschied von Rhythmus) heißt also: die Menschengestalt im Mittelpunkt eines geordneten Ganzen, des Kosmos. Es ist sinnlos, von der Tiefe eines Mittelpunktes zu reden. In der harmonischen Welt wird die Tiefe der rhythmischen Welt zur Mitte. So steht die Tiefe zur Mitte. Darum kann man sagen: Seele und Körper sind hier wie Zentrum und Peripherie. Der Mythos (oder auch das Schicksal) ist die Bindung von Seele und Körper. Später (mit Plato) trat dann an die Stelle des Mythos (oder des Schicksals als eines explizierten Mythos) der Geist, die Geisteswelt. (Plato und das Johannesevangelium.)

Digitized by Google

Es ist über alles wichtig für den, der die Welt der griechischen Plastik verstehen will, zu begreifen, daß der griechische Seelenbegriff kein rationaler, sondern ein mythischer war. Ursprünglich. Später ist er freilich rationalisiert worden. Mit diesem rationalisierten Seelenbegriff hängt auch der falsche Begriff von Harmonie (Mittelmaß mehr als Maß) zusammen, den Friedrich Nietzsche zu zerstören hatte.

Nur an dieser mythischen Seele ist es gelegen, daß der Naturalismus, dessen Hauch wir durchaus in der ägyptischen Kunst spüren, in der griechischen Plastik, in der ganzen griechischen Kunst unmöglich, ich möchte sagen, in einem logischen Widerspruch zu dem griechischen Seelenbegriff gewesen wäre. Die Behauptung, in der sich die Geister des 18. Jahrhunderts gefallen haben, der Grieche habe die Roheit der Natur nicht vertragen, diese habe seinen ästhetischen Sinn verletzt, ist sowohl platt wie auch falsch. Für den Griechen gab es keine Natur (und damit auch keinen Naturalismus) in unserem Sinne. Erst der Begriff des Geistes, der Freiheit, löst unseren Begriff der Natur aus oder macht Natur möglich. Wie diese Natur zum Geiste, so steht die Seele zum Mythos. Die griechische Natur ist gewissermaßen die griechische Seele, die verkörperte Seele oder der beseelte Körper, die Harmonie beider, der Kosmos, der Mythos.

Denselben Mythos, dieselbe Seele haben wir in der Tatsache zu suchen, daß in der griechischen Tragödie das Gräßliche, das Schaurige nicht vor den Augen des Zuschauers geschieht, sondern durch den Boten berichtet wird. (Shakespeares Naturalismus ist korrelativ zu seinem Spiritualismus.)

Denselben Mythos, dieselbe Seele finden wir in der griechischen Karikatur, die phallischen, priapischen Ursprungs ist. Der karikierte Mensch als solcher ist aus Maßlosem geformt, ist der Mittelpunkt eines in sich Maßlosen. (Die moderne, die französische, die nordische Karikatur und Groteske kommt

Digitized by Google

aus der Kritik, aus der Revolte, aus der Negation, sie ist spirituell; das ist ein tiefgehender Unterschied.)

Dieselbe Seele fühlen wir endlich in der synthetischen Geometrie der Griechen (zum Unterschied von der analytischen spirituellen des Descartes, Leibniz u. a.). Wenn ein Bekenntnis hier erlaubt ist: Ich finde dasselbe unerschöpfliche Vergnügen an den ersten Lehrsätzen des Euklid wie an dem physiognomischen Sehen griechischer Plastiken.

5

Physiognomisch ist das griechische Gesicht von der Stirn aus beherrscht. An keinem anderen Teil ist die Identität des Gedankens und des Willens so deutlich ausgesprochen und niedergelegt (die Gedankenwelt der Vorsokratiker, keineswegs die Platons oder des ganzen späteren Platonismus bis Schopenhauer). Diese Stirn (die des Zeus von *Otricoli* etwa) kommt von der Tierstirn. Sie ist durchaus unspirituell, ganz und gar verschieden von den Stirnen der Idealfiguren bei Michelangelo, Leonardo, Dürer. Die spirituelle, gewölbte Stirn läßt oft andere Teile des Gesichtes, das Kinn, auch den Mund verkümmern oder macht beide weich, kindlich, frauenhaft (der *Daniel* des Michelangelo). Der Gedanke bewegt die Dinge nicht unmittelbar. Diese spirituelle Stirn denkt nicht mehr Dinge, sondern Ideen. Nicht so die Stirn des Zeus, als welche schafft und zerstört, indem sie denkt. Es ist nicht mehr Magie und noch nicht Idee, sondern in der Mitte zwischen beiden: das, was ich hier das Denken und das Sein des Anfangs, genau so, nennen will. Denn wo wir einen Anfang setzen, dort setzen wir unmittelbar die Identität des Denkens und des Seins. Es ist schwer, von diesem Anfang zu reden: es ist jener Augenblick, in welchem Zeus, die Gottheit ganz allein da war: ohne den Leugner. Es ist der Augenblick des Wunders. Gott würde ohne den Leugner nur Wunder wirken oder aus dem Wunder gar nicht herauskommen. Dieser Augenblick also, sage ich,

Digitized by Google

blitzt auf aus der Stirn des Zeus. Aus der Stirn, der Tierstirn jenes Zeus, der sich in Tiere, in Menschen verwandelt. Denn nur aus diesem Anfang, aus der unerhörten, ewigen Position des Anfanges ist Verwandlung möglich und sinnvoll. (In der allegorischen Physiognomik des Aristoteles haben wir eine Rationalisierung dieser Verwandlungswelt.)

Es besteht auf dem griechischen Gesicht die vollkommenste Übereinstimmung zwischen Stirn und Kinn, so daß also weder auf dem einen noch auf dem andern der Eigensinn Platz findet. Wenn auf der griechischen Stirn Eigensinn sein soll, so müssen aus ihr Bocks- oder Widderhörner wachsen. Eigenschaft im griechischen Gesicht, in der Welt der Harmonie, des Kosmos, ist ganz und gar an jedem Punkt und in jedem Augenblick Gestalt. (Nicht mehr Magie und noch nicht Idee. Der spirituelle Mensch auf seinen höchsten Höhen, Pascal, Goethe, hat alle seine Eigenschaft in Idee verwandelt. So steht Idee zu Magie.) Darum ist dieser Mensch des Kosmos (der als solcher weder endlich noch unendlich, sondern auch Gestalt ist) dort stolz, wo der spirituelle hochmütig ist. Die Seele ist stolz, oder der Stolz kommt aus der Seele; der Geist ist hochmütig. Deutlicher: es gibt kein modernes spirituelles, pathetisches Gesicht, dessen Stolz, so es sich um diesen handelt, nicht an Hochmut grenzte. Jason ist auch in Dantes Hölle, wo er unter den Verführern weilt, stolz, nicht mehr und nicht weniger.

Das seelische, das antike Gesicht kann darum auslaufen, leer werden, das spirituelle dagegen eitel. Das ist in Zusammenhang zu bringen mit dem, was über die Karikatur gesagt wurde. Der phallische Mensch ist aufgedunsen, geschwollen, leer (in seiner Fülle). Die Eitelkeit des spirituellen Menschen ist positiv, ist Sünde.

6

Wer die griechische Stirn zu fühlen und einzusehen vermag, wird auch die griechische Nase zu fühlen und einzusehen

Digitized by Google

wissen. Sie wächst daraus hervor. Es ist etwas von der Tiernase darin bewahrt. Sie ist das Organ der Hauch- und Atemseele, als welche sich an den Rändern und Enden in Leidenschaft aufkräuselt. Alles, was an der Stirn Mut ist, wird in ihr als Gemüt strömend, flüssig. Sie darf im höchsten Maße als unspirituell bezeichnet werden: sie ist nicht kühn, nicht hochmütig, ganz ohne jede Eigenschaft und nur Brücke zwischen Oben und Unten, zwischen Auge und Mund. In der Nase des Odysseus (Neapel) haben wir einen unendlich zarten Versuch, das Gesicht zu individualisieren: die Nase ist gegen das Ende zu ein wenig eingezogen (gekrümmt wäre schon zu viel gesagt), an das Gesicht gehalten. Konnte die Verschlagenheit des Helden, das An-sich-Haltende, das Überlegen-Listige bestimmter und zugleich keuscher angedeutet werden? Denken wir uns den Bug, die Krümmung um einen halben Millimeter mehr nach einwärts, und wir haben nicht mehr den Helden, den Dulder, den Schützling Athenes, den Mann, der die Unterwelt besuchen durfte, sondern einen leidenschaftlichen Partikulier oder einen Mann, dessen List nie weise sein wird, einen unberühmten, vielleicht darum ruhmsüchtigen, ehrgeizigen Mann.

Der griechische Mensch der Statuen ist im entschiedensten Sinn kein Grenzwesen — genau darin liegt seine Harmonie. Also kann seine List gleich der des Odysseus weise sein, also ist er vor allem stolz. Und nur so ist jede seiner Eigenschaften gleich Gestalt, oder sieht er so aus, wie er ist. Je mehr sich der Mensch aus diesem Kosmos entfernte, um so weniger sah er so aus, wie er ist. Ein Mensch, der nur noch mehr Grenze wäre, würde überhaupt kein Gesicht mehr oder nur ein ganz, ganz fremdes (keine Maske) haben. Das ist der letzte Sinn des Kosmos, daß in ihm keine Grenzwesen leben, daß jede Eigenschaft eines „kosmischen" Wesens aus der Mitte kommt oder Mitte ist. Die List des Odysseus ist darum Weisheit oder weise,

Digitized by Google

weil sie aus der Mitte ist und nicht vom Rande, nicht spitz, übertrieben, abstoßend.

Der Einschnitt zwischen Stirn und Nase hält Schritt mit einer zunehmenden Individualisierung, welche nach Phidias einsetzt. Anmut tritt an die Stelle der Schönheit. (Nebenbei: nur für den Griechen, für den Bewohner des Kosmos besteht streng ein Unterschied zwischen Schönheit und Anmut. Die genaue Definition der Art hat ihren besonderen Sinn nur im Kosmos und ist von dort auf uns gekommen. Für den Grenzmenschen, dessen Künstler wohl Rodin war, ist eine solche Unterscheidung, sind alle ähnlichen Unterscheidungen und Definitionen pedantisch.) Wir finden den Einschnitt ferner im Faun, im Gesicht des Gefangenen, des Sklaven, im Gesicht des Sokrates, dessen Büste mehr als ein Porträt war. In dieser Welt der Skulpturen ist der individualisierte Mensch zunächst ein Leidender, Unfreier, ein Trotzender, ein Halbgott, eine Art griechischen Grenzwesens. Nur über diesen Leidenden konnte der Weg zum spirituellen Menschen und zu dessen Gesicht führen.

7

In nichts fühle ich die Harmonie so sehr wie in der Beziehung von Auge und Mund zueinander. Hier ist das Tier überwunden, hier ist der hohe Mittag des Menschentums erreicht. Auge und Mund sind die beiden Arme eines Hebels, die zwei Schalen einer Wage und Eimer eines Ziehbrunnens, und das, was hier gewogen und geschöpft wird, ist die Sprache. Von der Goethe sagt, daß sie der höchste Ausdruck des Bewußtseins sei. Die griechische Sprache vor allem mit ihren volltönenden Endungen, dem wechselnden Akzent, dem Gleichgewicht von Rhythmus und Metapher, von Periode und Sinn. Im spirituellen, im pathetischen Gesicht ist das Gleichgewicht zwischen Gesicht und Mund labil, das eine sieht oder sagt mehr als das andere: in der Sprache lebt zuletzt das Bild vom Mark

Digitized by Google

des Wortes, ertrinkt der Sinn in der Periode, ist der Teil mehr als das Ganze. Ich finde, daß in dem Maße, als die Sprache im Ausdruck und in der Form Routine wird, diese Spannung zwischen Auge und Mund nachläßt, bis sie endlich ganz zerrissen ist. Was weiß in dem Gesicht eines Mannes, der im mechanischen Betrieb seines Lebens die Sinne allmählich stumpf gemacht hat, noch der Mund vom Auge und umgekehrt?! In einem solchen Gesicht ist jegliches Wachstum ausgerottet, die Lippen, die Nase wuchern, das Auge schielt oder späht, der tiefste und letzte Sinn der Sprache, das wahrhaft göttliche Gleichgewicht aller Sinne, ist verloren gegangen. Keine geistige Welt ist so sehr zugleich eine Sprachwelt wie die griechische. Die Eigenschaft des griechischen Kosmos ist Sprache. Der Kosmos reicht nicht über die Sprache hinaus. Ihr Geheimnis und das Geheimnis der Welt, die von ihr erfüllt ist, ist kein anderes als die Volikommenheit. Im Gesicht Rembrandts deutet das Wort auf das Schweigen, das geheimnisvoller als das Wort ist; denn das Leben des spirituellen Menschen ist ein Kampf zwischen Wort und Schweigen, und das Gleichgewicht ist nicht im Menschen, sondern in der Idee. Das Schweigen des griechischen Menschen ist seine Offenheit. In dieses Schweigen strömt die Welt ein.

8

Man darf nicht sagen, der griechische Mensch sei, nach seinem Gesicht zu urteilen, ein Augenmensch (zum Unterschied vom Ohrenmenschen). Das Ohr, das auf eine unsagbar diskrete Art sehr hoch über dem Hals wie verborgen und entrückt und nur edler Botschaft zugänglich eingesetzt ist, vermittelt wie die Nase, nur heimlicher, geistiger, innerlicher, zwischen Auge und Mund. (Ein tiefsitzendes Ohr ist fast immer schlecht geformt, fleischig, gemein, schlau, in die Welt der Begehrlichkeit gesetzt, dem Mund näher, den Lippen ver-

Digitized by Google

wandter als dem Auge, einem unrhythmischen, nicht getragenen, nicht schwebenden Menschen gehörig.) Die griechische Welt aber ist eine Antlitzwelt. Zum Unterschied von der spirituellen, dynamischen. Der *Jeremias* von Michelangelo verdeckt mit der gespreizten rechten Hand den Mund oder drückt, besser, seinen Prophetenmund in der aufgetanen rechten Hand zu, damit er tiefer zu sinnen vermöchte. Diese Gebärde ist ungriechisch, ist die Gebärde eines neuen Menschen. Niemand liebte es so, die Hand ins Gesicht einzubeziehen, wie Michelangelo. Die spirituelle Welt ist notwendig eine dynamische. Man denke an die Erschaffung Adams in der Sistina. Diese Erschaffung ist eine Erweckung. Das ist der tiefste Sinn der spirituellen, der Ideenwelt, daß es in ihr keine andere Erschaffung als die Erweckung gebe. Und darum auch keinen Anfang wie in der des Zeus. Wer die beiden Welten, die der Seele und die des Geistes, in ewigen Symbolen verkörpert einander gegenüberstellen will, muß in Gedanken den Zeus von Otricoli und die Erschaffung Adams zusammenbringen.

Auch der Sinn des Gottmenschen ist nicht die Erschaffung, sondern die Erweckung. Wenn ich die Welt des Zeus, die Welt, die aus dieser Stirn hervorgegangen ist, die Identitätswelt nenne, so will ich sie damit eben von der des Gottmenschen unterschieden haben.

9

Die Schönheit des griechischen Gesichtes ist konstitutiv. Das Gesicht ist aus Schönheit geschaffen. Die Schönheit ist der Anfang. (Erst Platon machte aus diesem Anfang eine Idee.) Für den Menschen der griechischen Statuen ist Schönheit keine Sehnsucht, sondern ein Bestand. Daher auch kein Widerspruch zwischen Gut und Schön. Daher das Nicht-Verführen-Wollen des griechischen Künstlers. Der einzige moderne Künstler, für den die Schönheit konstitutiv im griechischen Sinn war, ist Leonardo da Vinci. Er sucht und findet

Digitized by Google

sie im Gleichgewicht des Weiblichen und des Männlichen. Und doch ist das Ergebnis, sind die schönen Frauen und Jünglinge durchaus ungriechisch. Das Produkt dieser Mischung des Weiblichen und des Männlichen ist keine neue Art, sondern die Verführung, ein neues Individuum, dessen Art eben die Verführung, dessen Art unfruchtbar ist. Kein Mensch gehört so sehr der spirituellen Welt an wie der schöne Mensch Leonardos. Die unfruchtbare Schönheit ist keine griechische Vorstellung. Ich kann nicht darauf eingehen, wie Platon auch hier zwischen den beiden Welten steht, der Seelen- und der Geisteswelt.

10

Die ägyptische, die griechische und die Kunst Michelangelos sind wie Körper, Seele und Geist oder sind wie der magische, der seelische und der geistige Leib. (Wir finden dasselbe Verhältnis zwischen Bach, Mozart und Beethoven.) In der Welt des Sinnes, nicht in der der Ursachen...

Aus der in Kürze erscheinenden Sammlung von Rudolf Kassners Essays.

* * *

ARTHUR SCHURIG
ZUR NEUEN AUSGABE MEINES MOZART-BUCHES

AUCH die Werke und Taten der Unsterblichen sind dem Wechsel im Urteil der Zeiten unterworfen. Mozart ist ein Beispiel dafür.

Otto Jahns Biographie, auf der alle anderen Lebensdarstellungen des Meisters fußen, die zwischen 1856 und 1912 geschrieben sind, ist in einer Epoche entstanden, da der Durchschnittsdeutsche ein beschaulicher Bürger war. Jahns Mozartgestalt sollte als Musterbild wirken. Die folgende Generation, das Zeitalter Bismarcks und Richard Wagners, ließ sich diesen artigen Mozart allenfalls noch gefallen, aber unsere Zeit lehnt

Digitized by Google

sich dagegen auf, die großen Männer des Volkes, gleichviel auf welchem Felde, zu Musterknaben verfälscht zu sehen.

Mozarts göttliches Werk hat das neunzehnte Jahrhundert überlebt und wird auch das zwanzigste überdauern. Es spricht zum Menschen von heute, frisch wie am ersten Tage, ergreift ihn, rührt ihn, erhebt ihn, denn es verkündet, was der Welt heute allerorts fehlt: Freude und Liebe. Mozarts rührende Persönlichkeit, die in der zweiten Hälfte des vergangenen Säkulums geradezu erstarrt war, ist von neuem lebendig geworden. Sein Leben war Leid und Not, sein Trost die erhabenste Vision, rastlose Arbeit seine Befriedigung. Nirgends bot sich ihm Sieg und niemals Freiheit. Aber kam es darauf an, wie er lebte? Wäre er im Reichtum der Wirklichkeit glückselig gewesen? Hatte er nicht seinen hohen Beruf erkannt und damit das Glück der Idee?

Mozart wußte, wozu er auf die Erde gekommen war, vom Wendepunkte seines Lebens ab, seit jenem 9. Mai 1781, als er, bis dahin der folgsamste aller Söhne, ohne des herrschsüchtigsten aller Väter Einwilligung eingeholt zu haben, den ihm verhaßten erzbischöflichen Dienst brüsk quittierte und das kühne Wagnis begann, sich als freier Musikus und Komponiteur zu ewigem Ruhme durchzuringen. „Ich möchte es stark bezweifeln, ob Ihr Herr Sohn den Verhältnissen gewachsen ist", hatte der lebenskundige Melchior von Grimm anderthalb Jahre vordem an den besorgten Leopold Mozart geschrieben, als es sich fragte, ob Wolfgang nach dem Tode der Mutter in Paris allein bleiben solle oder nicht. „Wolfgang ist zu treuherzig, wenig tatkräftig, allzu leicht zu täuschen, zu unbewandert in den Mitteln, die zum Erfolge führen..." In der Tat: dem Kampfe mit dem Leben und um den Erfolg war Mozart nicht gewachsen. Zehn Jahre später sank er ins Armengrab.

Otto Jahn sah in Leopold Mozart den Vater ohnegleichen, wobei er das Scherzwort aus einem der Briefe des Sohnes

Digitized by Google

buchstäblich nahm: „Nach dem lieben Gott kommt gleich der Papa!" Er sah in Wolferl ein von halb Europa umjubeltes Wunderkind, in Wolfgang einen von frühem, unverwelkbarem Lorbeer überschütteten unfehlbaren jungen Opernkomponisten, in Wolfgang Amade den zielbewußten Träger der Idee vom deutschen Musikdrama, begönnert von edlen Mäzenen, bewundert von Freunden, gepriesen durch alle Zeiten als den süßen Sänger ewig lachender Grazie.

Wenig von alledem ist Wahrheit! Die Strapazen der jahrelangen Reisen nach München, Wien, Paris, London, den Haag, Zürich usw. haben dem allzu jungen kleinen Virtuosen die Gesundheit für immerdar untergraben. Die Erfolge der siebziger Jahre südlich der Alpen existierten mehr in Leopolds prahlerischen Episteln denn in der nicht sehr glücklichen Wirklichkeit. Zum mindesten verrauschten sie allzu rasch, als daß Wolfgang Mozart die damals unerläßliche Qualifikation eines Maëstro der Italienischen Oper mit nach Hause gebracht hätte. Seine Opern, nicht nur die Jugendwerke, sind niemals in Italien unbestritten anerkannt worden, kaum später, zu Stendhals Zeit, der uns allerlei Amüsantes über die Einstudierung und Aufführung der Entführung in der Scala im Jahre 1807 und des Don Juan im Jahre 1814 erzählt. Schließlich: Mozart im josephinischen Wien? Er blieb weit davon entfernt, von entscheidender Hörerschaft zum Dekan des Geschmackes erkoren zu werden. Gluck, Salieri, Cimarosa waren und blieben die Lieblinge der Mode. Mozarts Genie trauerte jahrelang unbeachtet und unbeschäftigt. Und zwischen der urdeutschen Entführung (1782) bis zur urdeutschen Zauberflöte (1791) stehen — Hermen unter hundert anderen am breiten Wege der italienisch-deutschen Opernentwicklung — die Nozze di Figaro, der Don Giovanni, Così fan tutte und der Tito, vielfach geschmäht und bei weitem nicht als Meisterwerke geschätzt. Mozarts Don Juan war für Prag ge-

Digitized by Google

schrieben, der Titus ist ein bestelltes Hofstück, gemeine Brotarbeit, und die Zauberflöte verdankt ihr Dasein dem Bedürfnis einer Vorstadtbühne. Weder Joseph II. (so sehr er sich persönlich um sein Hoftheater gekümmert hat) noch Leopold II. haben Mozart je gefördert. Als er am 5. Dezember 1791, schwindsüchtig, halbverhungert und zu Tode gearbeitet, starb, war er alles andere als weltberühmt, nicht einmal als Lokalgröße gefeiert.

Seine Freunde? Van Swieten war sicherlich keiner, denn er hat den Toten vor dem Massengrabe nicht bewahrt. Die Logenbrüder von der Neugekrönten Hoffnung? Sie ebensowenig. Auch Joseph Haydn war nicht Amades Herzensfreund; das ist fromme Legende. Sie waren gute Kollegen. Wahrscheinlich viel näher standen ihm lockere Gesellen wie der Musikus Anton Stadler, der in Mozarts Nachlaßverzeichnis auf ewig als Schuldner von fünfhundert Gulden prangt. Oder der immer lebens- und unternehmungslustige Emanuel Schikaneder, den die verständnislose Tradition als Mozarts Feind und pekuniären Schädiger hinstellt, was er ganz gewiß nicht war. Waren ihm seine Schüler und Schülerinnen wahrhafte Freunde? War Frau Therese v. Trattnern seine *amie amoureuse*? Was war ihm die Duschek, die Bondini? Ach, Wolfgang Amade war in seiner Seele wohl der Einsamsten einer!

Sein Leben lang geriet er vor weiblichen Reizen leicht in Flammen. Wäre dies nicht so gewesen, so entbehrten wir des Schönsten und Besten, was er geschaffen und hinterlassen hat. Es ist das Eigentümliche bei Mozarts Liebschaften, daß er sich seelisch nicht an das geliebte Weib zu verlieren vermochte, wohl aber in eine ungeheure amouröse Traumwelt, die ihn von der Geliebten eher trennte denn mit ihr vereinte. Im Verkehr mit den Frauen, die Wolfgang im Laufe seines kurzen Lebens geliebt hat, war er immer nur das tändelnde, scherzende, übermütige, zumeist recht naive Kind. Seinen ernsteren

Digitized by Google

inneren Zustand, seine im Grunde ziellose große Sehnsucht hat er vielleicht keiner geoffenbart.

Mozart war trotz seiner starken Sinnlichkeit kein Fraueneroberer. Es fehlte ihm an unbewußter Suggestionskraft. Nicht einmal Konstanze, seine spätere Frau, an die ihn eine Art animaler Liebe fesselte, ist seinem Werben erlegen. Im Komplott mit ihrer Mutter hat sie sich ihn wie einen Gimpel gefangen. Wenn er später, in Prag und Wien, ein paar romantische Frauenherzen gewonnen hat, so war ihm seine Musik die Helferin.

Und doch war er dazu auserlesen, die höchste Vergötterung der sinnlichen Liebe und der männlichen Verführungskraft zu schaffen, in der Gestalt seines Don Giovanni. Da eine schöpferische Brücke von Mozarts Mannestum zu dem wunderbarsten seiner Werke vorhanden sein muß, so kann man sich kaum anders helfen als im Don Juan die große Tat zu seinem tatenlosen Liebesleben zu sehen. Dieses Werk ist eine merkwürdige Blüte am Baume der germanischen Kunst. Die durch und durch romanische Gestalt des ewigen Verführers, eines schönen Raubtiers ohne Reue und Mitleid, erlebt das seltsame Schicksal, in der zärtlichen Seele eines deutschen Werthers die höchste Verklärung zu erfahren. Eine scheue Werthernatur, das war Wolfgang Amade als Mensch. Dauernd im glühenden Zustande des Verliebtseins, der zärtlichsten Sehnsucht, des Sichverlierens an imaginäre Dinge aus namenloser Einsamkeit, hat er in seinem Leben niemals mit einem andern Wesen die große Leidenschaft geteilt, die in seinen Träumen und Visionen lodert. Nie aber auch überkam ihn die große Enttäuschung, die tiefe Ernüchterung, die kühle Resignation, die in die Werke andrer Künstler infernale Schatten wirft. In Mozarts Werk leuchtet vom ersten bis zum letzten Tage die heitere Morgenröte jugendlicher Liebe.

Mozart heiratete am 4. August 1782 wider den väterlichen

Digitized by Google

Rat und Willen die Schwester seiner ehedem angebeteten Aloysia: Konstanze Weber. Über ihren Charakter fehlt uns das Urteil eines maßgeblichen zeitgenössischen Menschenkenners. Wir müssen ihn uns aus ihrem Verhalten rekonstruieren. Als sie Wolfgangs Frau ward, war sie noch nicht zwanzig Jahre alt. Sie ist, neunundsiebzig Jahre alt, 1842 in Salzburg gestorben. Nach Mozarts Tod hat sie sich dem Kampf ums Dasein durchaus gewachsen gezeigt. Und auch nachdem sie abermals Witwe geworden war — sie hatte 1809 den dänischen Staatsrat Nikolaus (von) Nissen, nach bereits langjährigen vertrauten Beziehungen, geheiratet, den bekannten Biographen Mozarts — erscheint sie uns als Frau, die zielbewußt und tatkräftig durch das Leben schreitet, ihr Vermögen gut verwaltet und gelegentlich vermehrt, ihren beiden Söhnen Hochachtung, ja Verehrung einflößt und in jeder Beziehung auf Ordnung und Ansehen hält. Ihrem zweiten Gatten bewies sie allezeit Liebe und Anhänglichkeit, auch nach seinem Tode. Sie hat ihm ein Grabmal gesetzt und sein Grab gepflegt, während Mozarts Grab verschollen ist, weil Konstanze es niemals besucht hat; und so kann kein Zweifel bestehen, daß sie den zweiten Gatten als Menschen höher geachtet hat als den ersten. So spießbürgerlich das Folgende klingen mag: trotz ihrer Anlage zur Wirtschaftlichkeit (nach Mozarts eigener Aussage!) hat in seinem Haushalt dauernd die größte Unordnung geherrscht, wie alle Zeitgenossen einstimmig versichern. Konstanze hat vielleicht zu Anfang ihrer Ehe Versuche gemacht, ökonomisch zu sein. Es war vergebens. Konstanze paßte sich sodann der Sorglosigkeit ihres Mannes und Führers an und lebte sehr bald genau so in den Tag hinein wie er. Schon 1783 steckte er in Schulden, die mehr und mehr wuchsen. Die Sorgen und vor allem des Meisters unregelmäßige Lebensführung haben seinen frühen Tod beschleunigt.

Konstanze war ein primitives Geschöpf, ungebildet, aber

Digitized by Google

auch unverbildet. Höhere Sittlichkeit, erhabene Gefühlsart, wahre Religiosität und Drang nach allseitiger Entwicklung waren ihr fremd. Ihr geistiger Gesichtskreis ist lebenslang eng geblieben. Obgleich sie die Tochter eines Theatermannes war, der, zwar eine gestrandete Existenz, immerhin aber Ideale und Enthusiasmus in sich trug, hat sie während ihrer beinahe zehnjährigen Ehe mit einem genialen Musiker nicht erkannt, wie ungeheuer hoch ihr Lebensgenosse über dem Alltag stand, und daß er Dinge schuf, die alles Zeitgenössische überstrahlten. Musikalischen Sinn hatte sie ererbt, aber ihr Geschmack hing mit Vorliebe an Rührungsvollem. Den Zusammenhang zwischen Erleben und Schaffen hat sie nie geahnt. Mozart hat ihr verschiedene Werke gewidmet, aber mit Recht hat Köchel gesagt: „Es waltet ein eigenes Verhängnis über den Kompositionen, die Mozart seiner Frau zugedacht hatte: sie sind alle mit zärtlichen Aufschriften versehen — und sie sind alle unvollendet geblieben!" Vor allem gilt dies von der großen C-Moll-Messe von 1783. Aber eines der echtesten Werke Mozarts erinnert immerdar an die unbedeutende Konstanze, seine Entführung, als die funkelnde Kristallisation der damals helllodernden Sinnenliebe des jungen Paares. Darf die Nachwelt schließlich Höheres von Mozarts Gefährtin fordern, als Mozart von ihr erheischte?

Als Gattin Mozarts war Konstanze launisch, unzufrieden, kokett und eifersüchtig. Zuweilen machte sie ihm maßlose Szenen. Er, der unendlich Friedsame, unerschöpflich Gütige, ewig Selbstlose, der sich jedweder Frau angepaßt hätte, verstand sie geschickt zu nehmen und die bösen, häßlichen, ordinären Elemente in ihr zu bändigen und zu bannen. Die eheliche Treue hat er ihr nicht lange gehalten, aber man darf wohl kaum anders sagen: Mozart hat seine Stanzi geliebt, wie ein Mozart eben eine Konstanze lieben kann. Er tat ihr alles zu Gefallen. Er verstand sie gewohnheitsmäßig zu umschmeicheln. Er

Digitized by Google

wußte sie immer wieder in gute Laune zu bringen. Mit Vorliebe spielte er vor ihr, wie früher vor Eltern und Schwester, den Hanswurst oder, milder ausgedrückt, den immer lustigen, fröhlichen, leichtherzigen Kameraden, den sorglichen, zärtlichen, verliebten Gatten. So wie wir im sechsunddreißigsten Auftritte der Zauberflöte Papageno und Papagena singend und kosend zusammen herumtanzen sehen, so hat mancher Freund und Bekannte des bescheidenen Hauses Mozart in Wien das immer vergnügte und muntere Ehepaar erblickt.

Konstanze hat zu Lebzeiten Wolfgangs keinen rechten Respekt vor dem Kindskopf gehabt, als der er ihr allezeit erschien. Erst viel, viel später, als von nah und fern ehrfürchtige Verehrer kamen, um die Reliquien des großen Meisters zu schauen und sich aus seinem Erdengange von ihr erzählen zu lassen, da ging ihr ein wenig die Erkenntnis auf, daß sie ahnungslos ein Jahrzehnt lang mit einem wunderbaren Menschen zusammengelebt hatte. Begriffen hat sie wohl nie, daß Wolfgang Amade seine irdische Existenz mit ihr geteilt hatte, das banale Lust und Leid der Alltage, nicht aber das ihm heilige heimliche, hohe Paradies seiner Visionen.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Ein beträchtlicher Teil unserer Tätigkeit in den letzten Monaten galt der Weiterführung unserer Gesamt-Ausgaben. Mit dem soeben erschienenen Bande Bunte Steine ist, nachdem, wie von den Studien, nun auch vom Nachsommer und Witiko neue Auflagen vorliegen, unsere fünfbändige Ausgabe von Adalbert Stifters Werken (die damit überhaupt zum erstenmal gesammelt erscheinen) vollständig geworden; mit dem Bande Kindheit — Knabenalter — Jünglingsjahre, der auch einzeln in der Bibliothek der Romane erschien, haben wir die bisherige Ausgabe der Meisterromane zu einer achtbändigen Ausgabe von Tolstois Sämtlichen Romanen erweitern können. Der Büchner, in der Ausstattung der Dünndruck-Klassiker-Ausgaben. ebenso Hölderlin werden Anfang April vorliegen. Nach langer Vorbereitung werden in Kürze die ersten Bände unserer neuen Ausgabe von Balzacs Menschlicher Komödie erscheinen. Die neue Auflage, sorgfältig revidiert und gegenüber der ersten um eine be-

Digitized by Google

trächtliche Anzahl Romane und Novellen erweitert, wird zehn Bände auf Dünndruckpapier umfassen. Jeder Band wird einzeln lieferbar sein. Eine Ergänzung wird eine einbändige Ausgabe der Tolldreisten Geschichten in gleicher Ausstattung auf Dünndruckpapier bilden. — Auch unsere Shakespeare-Ausgabe in Einzelbänden wurde weitergeführt; erschienen ist Antonius und Cleopatra, fast vollendet sind die Komödie der Irrungen und Romeo und Julia.

Mit besonderer Liebe arbeiteten wir an einigen Vorzugsdrucken, die im Laufe des März und April erscheinen sollen. Hofmannsthals Großes Salzburger Welttheater wurde für uns von Jakob Hegner in Hellerau in der von ihm wieder aufgefundenen echten Fleischmann-Antiqua in 300 Exemplaren gedruckt; sie wurden in farbiges Pergament und in Halbpergament gebunden. Als fünfter und letzter Druck der Janus-Presse erschien Chamisso, Peter Schlemiels Schicksale, die Urfassung des Peter Schlemihl, geschmückt mit holzgeschnittenen Initialen, Zierleisten und Titel von Walter Tiemann. Die Tätigkeit der Janus-Presse ist damit beendet; die für ihre Drucke benutzte Schrift wurde dem Archiv des Insel-Verlags einverleibt. Als drucktechnische Meisterleistung dürfen wir Rainer Maria Rilkes Duineser Elegien bezeichnen; sie wurden als erstes Buch in der neuen Tiemann-Antiqua von Gebr. Klingspor in Offenbach zweifarbig auf echtem Büttenpapier in 300 Exemplaren gedruckt, ein Teil der Auflage wird besonders kostbar in Oasenziegenleder gebunden. Von Rilkes Sonetten an Orpheus, deren einfache Ausgabe soeben erschien, sind 300 Exemplare auf Büttenpapier abgezogen und mit der Hand in Leder und Halbleder gebunden worden. In Quartformat erscheint in Kürze eine Ausgabe der Gedichte des Li-Tai-Pe mit sechzehn Lithographien von Rudolf Großmann, ebenfalls in 300 Exemplaren auf Büttenpapier und mit der Hand in Halbpergament gebunden. Von unseren Faksimile-Ausgaben ist Töpffers Bibliothèque de mon oncle, woraus wir im vorletzten Heft zwei Federzeichnungen wiedergaben, soeben vollendet worden, ebenso Chodowieckis Reise nach Danzig, eine Folge von Blättern seines Tages- und Skizzenbuches aus dem Jahre 1776. Die Auflage beträgt 2000 Exemplare, so daß es möglich ist, die schöne Ausgabe zu verhältnismäßig niedrigem Preise herauszubringen. Endlich wird noch ein kleines Bändchen der Rokokozeit wiedererstehen: Goethes Gedichtbuch aus der Leipziger Zeit Annette, das von seinem Freunde Behrisch geschrieben und mit reizenden Vignetten geschmückt wurde und uns im Nachlaß des Fräuleins von Göchhausen erhalten blieb.

Von den übrigen Neuerscheinungen erwähnen wir: Verhaeren, Der seltsame Handwerker mit Holzschnitten von Frans Masereel, den zweiten Band des Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg, Taulers Predigten (in der Sammlung Der Dom), des Japaners Takeutschi Roman Die Wahrheitssucher und Gedichte von Alexander Lernet-Holenia; ferner den Ergänzungsband

Digitized by Google

zur Faksimile-Ausgabe der Gutenberg-Bibel, der mit einer umfangreichen Abhandlung Paul Schwenkes über Geschichte und Entstehung des Bibeldruckes und mit 95 Lichtdrucktafeln aller variierenden Seiten ein selbständiges Werk bildet. Als neue Bände der Bibliothek der Romane erscheinen Emile Zolas Meisterwerke Germinal und Das Werk, beide in Übertragung von Johannes Schlaf.

Von neuen Auflagen ist zunächst das Wiedererscheinen unserer sechzehnbändigen Goethe-Ausgabe zu verzeichnen; durch Neudruck von zehn Bänden hoffen wir es zu erreichen, diese nächst der Sophien-Ausgabe vollständigste aller Goethe-Ausgaben in diesem Jahre dauernd liefern zu können. Ferner sind erschienen: Balzac, Physiologie der Ehe, 11. bis 14. Tausend, als Taschenausgabe auf Dünndruckpapier, Buber, Ekstatische Konfessionen, 5. u. 6. T., Cortes, Die Eroberung Mexikos, 6. bis 10. T., Däubler, Der sternhelle Weg, 3. Auflage, Goethes Werther mit den Kupfern von Chodowiecki, 7. A., Homers Odyssee in R. A. Schröders Übertragung, 21. bis 25. T., Kellers Sämtliche Werke, 11. bis 14. T. und Der grüne Heinrich, 10. bis 15. T., Georg Munks Novellenbuch Die unechten Kinder Adams, 2. A., Schaeffer, Elli, 9. bis 12. T., Stefan Zweig, Amok, 11. bis 21. und Erstes Erlebnis, 16. bis 19. T.

Von unseren Kunstbüchern sind in neuer Auflage erschienen: Glaser, Cranach, 6. bis 10. T., Waldmann, Dürer, 21. bis 24. T., so daß auch der schöne Halblederband, der alle drei Teile des Gesamtwerkes enthält, wieder lieferbar ist, Scheffler, Deutsche Maler und Zeichner im 19. Jahrhundert, 10. bis 12. T., Ernst Reisingers Griechenland mit den neunzig ganzseitigen Tafeln nach Aufnahmen der Preußischen Meßbildanstalt, 11. bis 15. T., und die zweite verbesserte Auflage von Karl Voll, Die altniederländische Malerei von Jan van Eyck bis Memling, ein starker Band im Format der Deutschen Meister.

Luise Duttenhofer, die berühmte Silhouettenschneiderin, von der wir einen Scherenschnitt auf Seite 77 abbilden, lebte von 1776 bis 1829 und hat beinahe die Hälfte ihres Lebens in Stuttgart zugebracht; Lenau kam erst 1831 dorthin und kann sie also nicht gekannt haben. Wahrscheinlich ist der Scherenschnitt eine Illustration zur dritten Szene des zweiten Aufzugs von „Romeo und Julia", in der Romeo den Bruder Lorenzo im Klostergarten aufsucht, um seine Einwilligung zu erlangen, ihn mit Julia zu trauen. Auch Savonarola tritt in Lenaus Gedicht bei seinem Begehren um Aufnahme ins Kloster einem Bruder entgegen, der „unter Blumenscharen im Garten auf und nieder geht". Die Ähnlichkeit der Situation ist es zweifellos, die Lenau veranlaßt hat, unter den Scherenschnitt, den ihm seine Freundin Emilie Reinbeck vorgelegt haben wird, die auch von uns wiedergegebenen Verse zu setzen. Das Blatt befindet sich im Nachlaß von Paul Weisser in Stuttgart, einem Neffen von Emilie Reinbeck.

Digitized by Google

DAS

INSELSCHIFF

*

EINE

ZEITSCHRIFT

VIERTER JAHRGANG / DRITTES HEFT

JOHANNI 1923

*

Das Bild seiner selbst, das als Keim in jedem liegt, ist eines Tages vollständig nach außen übertragen und steht da als die Werke, die ihm nachfolgen. An die Stelle der Bruchstücke des mühsamen, rätselhaften, oft stockenden, zuweilen sich überstürzenden Lebens tritt die gesammelte Gestalt und geht ihren Weg zum Himmel oder zur Hölle. *Ricarda Huch*

FELIX BRAUN

DER ÖSTERREICHISCHE SCHRIFTSTELLER

Zu Hermann Bahrs sechzigstem Geburtstag

19. Juli 1923

DIE Deutschen, als eine religiös zwiespältige, ethnisch und politisch vielunterteilte Volkheit, haben es nicht leicht, einen Schriftsteller, das heißt: einen stellvertretenden Mann, der schreibend festhält, ausdrückt, darstellt, was die Nation zur Stunde angeht, zugleich aber auch für sie dauernd bezeichnend, wichtig, wesentlich bleibe, hervorzubringen, wie ihn die Franzosen in Voltaire, die Engländer in Dickens, die Russen in Dostojewski und Solowjeff gefunden haben. Es war das Verhängnis des größten deutschen Schriftstellers, Luthers, sein Volk, das er durch die Schöpfung der Sprache geeinigt hatte,

Digitized by Google

durch das Werk seiner Lehre auf immer und unversöhnlich in zwei Parteien scheiden zu müssen. Es ist die Tragik des nächstgrößten deutschen Schriftstellers, Goethes, daß er sein Volk nur einmal, im ersten Sturm der Jugend, erreichte und seither immer noch nicht im Kern erreicht hat. Es zählt mit zu den vergeblichen Taten des letztgrößten Schriftstellers der Deutschen, Bismarcks, daß er schreibend nicht über das hinaus zu wirken vermochte, was er bereits schaffend vollbracht hatte. Andere bedeutende deutsche Schriftsteller wieder verblieben als Forscher, Lehrer, Philosophen in abgegrenzteren geistigen Gebieten: so Lessing in der Ästhetik, Jakob Grimm in der Sprachwissenschaft, Gustav Freytag in der Vergangenheitskunde — und wirkten darum nicht in den Tag. Dagegen entspricht es der föderativen Zusammengesetztheit Deutschlands, daß den einzelnen Stämmen, Landschaften und Provinzen wiederholt Volksschriftsteller erstanden, deren Lebensaufgabe es war, für diesen kleinen deutschen Bruchteil, in dem sie sich selbst als blutverbunden mitempfanden, schreibend und lehrend tätig zu sein: dies haben Fritz Reuter und Klaus Groth für Niederdeutschland, Jeremias Gotthelf für die Schweiz, Heinrich Hansjakob für den Schwarzwald, Peter Rosegger für die Steiermark getan. Es scheint, als ob heute dieser pfarrerliche Schriftstellertyp ausstürbe. Einen Willen, ins Gesamtdeutsche zu wirken, sehen wir rühmlich durch Thomas Mann und Wilhelm Schäfer ausgeübt. Sowohl ans Gesamtdeutsche sich wendend als auch aufs geliebt heimatliche Österreichische sich beschränkend, dann wieder mit dem vollen Ehrgeiz, in Europa vernommen zu werden, erzeigt sich Hermann Bahr als der gegenwärtig wohl einzige Schriftsteller unserer Sprache, der gleichzeitig der Nation als einer Idealität wie als einer Realität zu dienen strebt, ein Praeceptor Austriae, Germaniae, Europae, freilich vornehmlich, wie die großen Humanisten, von deren echter Art er ist, ein Magister littera-

Digitized by Google

rum, dennoch auch ein Doctor vitae, welcher Grad für den Beruf eines Schriftstellers immerhin unerläßlich ist.

In einem wertvollen Aufsatz über Adalbert Stifter hebt Rudolf Pannwitz hervor, daß die Prosa der „Studien" und des „Nachsommers", wie überhaupt das Schriftdeutsch aller österreichischen Dichter, eine Kunstsprache vorstelle, die nicht aus der lebendigen Sprache des Volkes unmittelbar gewonnen sei. Obschon dem nicht völlig so ist — der Österreicher hört aus den schönsten Versen Grillparzers oder Landschaftsschilderungen Stifters den heimatlichen Anklang wohl heraus —, muß doch zugegeben werden, daß im allgemeinen ein traditionelles Sprachmaß, das für ganz Deutschland gilt, rein eingehalten ist, welche Feststellung den Nichtösterreicher nicht länger verwundern wird, wenn er bedenkt, daß bei uns das Imperfekt, die eigentlich erzählende Zeitform, nicht im Gespräch gebraucht wird, also nicht lebendig existiert, sondern — auch in Briefen, wo man es gern verwendet — als fremd, unnatürlich, bestenfalls als eine durch Übereinkunft ausgemachte Gepflogenheit empfunden wird. Ein Schriftsteller, der das Imperfekt nicht spricht — wie soll er es schreiben? Selbst Peter Rosegger, der erste Österreicher, dem die Mundart ins Hochdeutsche durchbricht, hat die Konvention nicht verlassen, auch Stelzhamer nicht in seiner Prosa, Karl Schönherr nur eine Stilisierung der Volkssprache zu einer Art Versnähe durchgeführt. Hermann Bahr ist der erste, der schreibt, wie er spricht. Zwar kann auch er das Imperfekt nicht entbehren, bei ihm aber hat es nicht mehr den befremdlichen Klang, sondern es ist völlig einverwebt in das ganz und gar Österreichische seiner Diktion, deren Elastizität bald kräftiger angespannt, bald anmutiger nachgelassen zu werden verträgt, so daß sie, hier wie eine Rede sich ergießend, dort zu einer Anschauung verweilend, jetzt wieder Satz um Satz wie ein Lehrgebäude sich errichtend, stets durch Abwechslung in Anteilnahme hält: eine

Digitized by Google

scheinbar ganz ohne Kunst abgefaßte, unmittelbar aus der Fülle des Geistes und Lebens quellende, wie im Gespräch sich überstürzende Prosa, die aber, wenn man sie an sich betrachtet, sich augenblicks als eine Kunstgestalt herausstellt, als welche sie, eben weil sie gar nichts Ästhetisierendes an sich hat, den Leser niemals durch die Pflicht zur Bewunderung ermüdet, sondern im Gegenteil erfrischt und ergötzt. Hermann Bahrs Sprache wird kaum antiquieren, ihr kompliziertester Periodenbau kann immer noch gesprochen werden, es ist eine lebendige Sprache, wie sie auch bei den größten Prosaisten Deutschlands selten ist. Das macht: es speist sie die Heimatmundart, davon bleibt sie lebhaft, beweglich, unfertig. Es ist aber auch ein lebhafter, beweglicher, unfertiger Geist, der sie bildet, der weiß, daß er nicht in Erz gräbt, sondern ins Fließende schreibt: dadurch gerade erhält er sich im Lebendigen. Nichts ja ist sterblicher als das Vollendete.

Wer sich die Mühe machen wollte, das gesamte Werk Hermann Bahrs durchzustudieren, die Menge der Bände, in denen der nun Sechzigjährige durch wohl schon vierzig Jahre ausgesprochen, dargelegt, verkündet, gelehrt hat, was ihn jeweils begeisterte oder bedrängte, würde darin sämtliche Zeitströmungen des Geistes, der Kunst, der Wissenschaften, der Politik, der Wirtschaft bewahrt finden, aber — und das ist wichtig — nicht nur betrachtet, sondern erlebt. Hermann Bahr hat alle Generationen, Bewegungen, Tendenzen, Ismen tätig, anteilnehmend, schaffend wie empfangend, mitgemacht. Wer das tadelt, mag ein römischer Charakter sein; Eines begreift er nicht: daß Leben heißt: Werden. Der deutschnationale Student, der sozialistische Revolutionär, der naturalistische Vorkämpfer, der liberale Kritiker, der Lustspiel- und Romandichter, der Freund Mahlers und Klimts, der gleichwohl Expressionist wird, endlich der Bekenner seines katholischen Kindheitsglaubens: immer doch ist es derselbe Mensch, der in-

Digitized by Google

brünstige Jasager zu allem Lebendigen, der Alles Begreifende, Alles Ergreifende, der in Allem und Jedem, Menschen wie Dingen, Gedanken wie Taten, das eine Göttliche Fühlende, das wir nicht genügend ehrfürchten, wenn wir es in seiner Abgezogenheit hochhalten und nicht in allen seinen Inkarnationen, und seien es die geringsten, wieder erkennen. In Bahrs gesamtem Werk gibt es keine Negation. Selbst seinem einzigen Feind, dem österreichischen Hofrat, wird nicht ausdrücklich das Lebensrecht abgesprochen, er wird vielmehr dem Humor überantwortet, und das heißt ja doch: dem guten Leben erhalten. Positiv, produktiv, aufbauend, anregend, bildend und mahnend zu wirken, war von Anbeginn an Bahrs edles Ziel. In den drei großen Essaybüchern des Insel-Verlages, namentlich aber in seiner „Summula", die wir sein Hauptwerk nennen dürfen, sehen wir die lange ringende Sehnsucht eines ungebärdigen, schwer sich abgrenzenden, schwer sich befriedenden Geistes zur Gestalt, zur Weltanschauung, durchaus zu jener hohen Sophia geworden, die nun das Drängen und Streben des Jünglings und Mannes lohnt. Wir wissen, daß ohne die Konversion, die im Grunde ja nur das Neuerlebnis eines im Wesen nie Verlorenen war, diese geistig-geistliche Erfüllung nie möglich geworden wäre.

„Summula" — mit bewußtem Hinblick auf Thomas von Aquin ist dies Titelwort gewählt, und in der Tat stellen alle Aufsätze des Bandes, namentlich der bedeutendste, „Vernunft und Glaube", eine nicht geringe Summe Lebens, Kämpfens, Denkens und Fühlens auf. Hier auf diesem vor unseren Augen Schritt um Schritt zurückgelegten Geistesweg werden wir zum erstenmal der fest auf das Ziel gerichteten Entschiedenheit des Wanderers inne, den wir sonst gern abschweifen, suchen, fragen, in Gesprächen verweilen, spielerisch sich versäumen sahen. Von Goethe ausgehend, den er wie wenige kennt, in den er sich in einem Grad zu verlieren weiß, mit dem die

Digitized by Google

Lebensgrenzen fließend werden und mystischer Anteil beginnt, über Kant, Jacobi, nochmals und wieder und unersättlich Goethe, endlich durch die ganze eilends vorgerufene Geschichte des Menschengeistes wird der Erkennende allmählich zum Bekennenden, der den Primat des Glaubens vor dem Wissen einsieht und so von allen Philosophieen keine mehr für sich nutzen kann als die auf dem Glauben ruhende: das aber ist die große „Summe" des Doctor mundi, des heiligen Thomas von Aquin, das christliche „Organon", das auf dem Glauben gegründete höchste Geistesgebäude der abendländischen Menschheit. Denn nur vom Glauben her ist Wissen möglich, nur in der Religion kann Philosophie frommen. Ist denn nicht allem Leben und so auch allem Denken das Glauben vorausgesetzt, selbst der exakten Wissenschaft, die ohne die Tatsache, daß wir daran glauben, einander zu verstehen, nicht das einfachste mathematische Axiom halten könnte? Vernunft und Glaube sind keine Gegensätze, wie die liberalen Köpfe postulierten, sie stehen vielmehr wie Vergil und Beatrix in Dantes Gedicht in einer heiligen Unter- und Überordnung zueinander. Völlig einleuchtet, was das von Bahr zitierte Vaticanum aussagt: „Obschon es wahr ist, daß der Glaube über der Vernunft steht, so kann doch niemals zwischen Glauben und Vernunft ein wirklicher Zwiespalt herrschen, weil beide aus einem und demselben wandellosen Wahrheitsquell, Gott, entspringen und einander wechselseitig zugute kommen müssen." Wie viele Jahrhunderte hat die Menschheit an diesem eingebildeten und künstlich verbildeten Gegensatz laboriert, wie viele geistige und sittliche Kräfte an diesen unfruchtbaren Konflikt verschwendet, den es gerade für die größten Naturforscher — Kopernikus, Kepler, Newton, Goethe — niemals gegeben hat! Dieser verdienstreiche Aufsatz „Vernunft und Glaube" darf zu den positiven Leistungen der deutschen Philosophie gerechnet werden.

Digitized by Google

Dem aufmerksamen Leser der Bahrschen Schriften wird nicht entgangen sein, daß es fast stets dieselben Geister sind, die den seinen anziehen, ja, daß es auch meist dieselben Werke und Worte sind, die er nicht müde wird zu betrachten, zu ergründen und anzuwenden. Goethe, Stifter, Dostojewski, Walt Whitman, Nietzsche, von Zeitgenossen Chamberlain, Konrad Burdach, Ernst Cassirer lassen ihn nicht los: sich mit ihnen auseinanderzusetzen, an sie anzuknüpfen, ihnen zu danken, ist die schöne Leidenschaft, deren unmittelbare Herzlichkeit und Begeisterung den Leser mitergreift. Wenn heute Stifter endlich zu seiner Würdigung gelangt, das Alterswerk „Witiko" nach mehr als einem halben Jahrhundert neugedruckt und von den Besten der Nation als eines ihrer kostbarsten Besitztümer erkannt worden ist, so ist diese Mehrung deutschen Gutes vor allem Bahr zu danken. Eine andere solche Schatzhebung versucht der Unermüdliche an dem halbvergessenen Werk des edlen Dichters, Philosophen und Arztes Ernst Freiherrn von Feuchtersleben, den der schöne Aufsatz in dem letzten Buch: „Sendung des Künstlers" darstellt: ganz Österreich lebt mit in diesem liebevollen Bildnis eines hohen und reinen Mannes. Österreich — das Land, das Schicksal, die Menschen, die Musik, das Leben, die versäumte Aufgabe — wo fände es sich besser erkannt, wo treuer abgebildet als in den vielen Versuchen seines zürnend-liebenden Sohns, es auf den rechten Weg, das heißt: zu sich selber, zu seiner von ihm selber unbegriffenen Idee zu bringen? Ihm ist Österreich die große politisch-humanistische Schöpfung des Barock, des geliebten Zeitalters der Gegenreformation, das er immer noch nicht als vergangen gelten lassen will, ja sogar in Dostojewski, in Walt Whitman, im Expressionismus spürt und das ja auch in ihm selbst lebendig ist: mit seiner Musik und seiner Mimik, seinen Nischen und Schnörkeln, seinem scheinbaren Sturm und Brand, der aber doch nur geistig ist und in hohe, kühle Kirchenhallen

Digitized by Google

verweht, darin aber wieder ein Zwang und Zauber waltet, der Nacken und Knie beugt — allein die Seele kaum bis in den Grund zu wandeln vermag. Wenn es auch so gut wie fest steht, daß im Barock der uralt gotische Wille fortzeugt — und insbesondere trifft das für die deutsche und österreichische Kunst zu, für welche die Renaissance nur eine Episode bedeutet hatte —, so muß man sich doch hüten, das zwar nicht an Ausdruck, aber an Wesen Geringere dem Elementar-Gewaltigeren gleichzusetzen, als das die Gotik das Barock überragt. Es bleibt Ersetzendes, Erzwingendes, Nachahmendes, Schauspielendes im Barock. Bach ist ein Gotiker so gut als Michelangelo: er gehört noch zu den großen deutschen Meistern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts: zu Grünewald, Dürer, Cranach, Peter Vischer, die er durch das Mittel der Musik fortsetzt. Allerdings aber ist dies Einsetzen der Musik, die vom siebzehnten Jahrhundert an die führende Kunst wird und sodann die anderen Künste, namentlich die Architektur, beeinflußt, rhythmisiert, das entscheidende Wandlungszeichen der neuen Zeit: man kann es geradezu an den Porträts des Secento sehen, wie die Musik die Gesichtszüge der Menschen löst, bewegt, schwingend, seelisch macht. Die Musik der katholischen Kirche ist die Wurzel des Barocks, nicht erst Il Gesù in Rom oder gar Michelangelo. In diesem Sinn kann verfochten werden, daß Wagner — im „Parsifal" — und Bruckner zum Barock mitgehören, ja selbst Mahler und Reger stehen noch in diesem mächtigen, nun verebbenden Zeitstrom. —

„Man merkt auch deutlich, daß das Barock ganz unversehens über ihn gekommen ist; es hat ihn, wie jedem geschieht, der dem Barock einmal den kleinen Finger reicht, einfach nicht mehr ausgelassen", sagt Bahr rühmend von einem neueren Kunstschriftsteller und meint damit sich. Fast immer meint der Schriftsteller sich, auch dort, wo er nur zu dienen wähnt. Jedoch wie treu er auch diene — der Ertrag bleibt un-

Digitized by Google

gewiß. „Und was wir auch sinnen und wie wir uns auch mühen mögen, keiner von uns erfährt bis zum Jüngsten Tag, was er ist und was er tut. Ich weiß ja noch nicht, was aus mir folgt. Ich weiß nicht, wer mir antworten wird, noch was verhallen wird. Ich weiß von meiner Saat nichts, weder was aufgeht, noch was eindorrt. Es kann sein, daß mein Österreich wird, so bin ich ein Seher; oder es bleibt unvollbracht, und ich war ein Narr. Nichts weiß ich von mir: denn alles hängt davon ab, ob ich die Partitur erraten habe." Vortrefflich — durchaus wie ein Schriftsteller von Gewissen sich selbst und sein Werk ansehen muß! Wenn einmal das heute immerhin in nicht gar so wenigen Menschen noch fortlebende alte Österreich gänzlich verschwunden sein wird, mag es wohl den romantischen Trieb einer späten Jugend reizen, in die nun weit genug entrückte Vergangenheit zurückzustreben. Was dann von den Lehren, Gedanken und Meinungen Hermann Bahrs wohl noch zu wirken vermöchte? Wir glauben: vieles. Denn jedes Werk, dem der Glaube an den Geist, der Glaube an das Leben, der Glaube an die Jugend innewohnen, hat die Bürgschaft der Dauer in sich, soweit Menschliches dauern kann. Es bleibt ja von allem Guten — diese Einsicht entlehnen wir Bahr selbst — nur ein Hauch zurück, ein letztes Ätherwesen, das aber auf geheimnisvolle Weise posthum mitlebt. „Das Geringste, mit großem Sinn gebraucht, wirkt fort; das Höchste, scheel benutzt, zerstiebt. Was geschieht, erhält, lange nachdem es geschehen, erst vom Geiste Sinn, Wert und Siegel aufgedrückt."

* * *

MICHELANGELO
FRAGMENT

Übertragen durch Rainer Maria Rilke

EIN Riese ist noch, über alles groß,
uns unten hier sehn seine Augen nicht.
Oft stürzt er Städte um mit einem Stoß,

Digitized by Google

die seine Sohle zudeckt und zerbricht.
Zur Sonne läßt er seine Türme los,
erreicht und sieht doch nicht des Himmels Licht;
denn seinem Körper, diesen starken Massen,
ward nur ein Aug im Absatz eingelassen.

Auf Erden sieht er die Vergangenheit
und hält das Haupt starr in die Sternenhelle.
Von da hinab sieht man zwei Tage weit
die großen Beine mit dem harten Felle,
von da hinauf reicht keine Jahreszeit,
des Sommers nicht und nicht des Winters Welle;
und wie die gleichen oben ihn umgeben,
so tritt sein Fuß die Berge unten eben.

Wie unter uns ein Sandkorn ist im Sand,
sind unter ihm Gebirge. In den Zotten
an seinen Beinen scheint sich allerhand
Geziefer riesenhaft zusammzurotten:
ein Walfisch hätte dort der Fliege Stand.
Nur manchmal, wenn ein Windstoß ihm die flotten
Späne und Rauch und Staub ins Auge jagt,
verwirrt er sich, wird traurig, weint und klagt.

Und eine große Alte schwer und träg
gibt ihm die Brust und säugt das Ungeheuer,
bestärkt es noch und drängts, als ob ihr läg
an seinem blinden unverschämten Feuer.
Gezwängt in enger Höhle hockt sie schräg,
Felsen um sich und mächtiges Gemäuer.
Er lebt in Nichtstun, sie in Finsternissen
und hat des Volkes Not auf dem Gewissen.

Ganz fahl und gelb trägt sie im schweren Schoß
den Stempel einzig ihres einen Herrn.
Wird schwach vom Glück, vom Elend andrer groß
und hört nicht auf, den Fraß in sich zu zerrn.
So ist ihr Treiben end- und zügellos.

Digitized by Google

Sie hat ein Herz von Stein, Arme aus Eisen,
und Berg und Meer kann ihr im Bauche kreisen.

Von diesen kommen sieben Söhne her,
die, wie von Pol zu Pol, zu allem dringen,
die Guten zu bekriegen, während mehr
als tausend Häupter jedem noch entspringen.
Der ewige Abgrund tut sich auf: nur er
vermag, was sie anhäufen, zu verschlingen;
uns winden ihre Glieder ein und ein,
wie Efeu Mauern nimmt von Stein zu Stein —

. . . . . .

* * *

JEAN PAUL

TRÄUME

Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei

WENN man in der Kindheit erzählen hört, daß die Toten um Mitternacht, wo unser Schlaf nahe bis an die Seele reicht und selber die Träume verfinstert, sich aus ihrem aufrichten, und daß sie in den Kirchen den Gottesdienst der Lebendigen nachäffen, so schaudert man der Toten wegen vor dem Tode und wendet in der nächtlichen Einsamkeit den Blick von den langen Fenstern der stillen Kirche weg und fürchtet sich, ihrem Schillern nachzuforschen, ob es wohl vom Monde niederfalle.

Die Kindheit, und noch mehr ihre Schrecken als ihre Entzückungen, nehmen im Traume wieder Flügel und Schimmer an und spielen wie Johanniswürmchen in der kleinen Nacht der Seele. Zerdrückt uns diese flatternden Funken nicht! — Lasset uns sogar die dunkeln, peinlichen Träume als hebende Halbschatten der Wirklichkeit! — Und womit will man uns die Träume ersetzen, die uns aus dem untern Getöse des Wasserfalls wegtragen in die stille Höhe der Kindheit, wo der Strom des Lebens noch in seiner kleinen Ebene schweigend und als ein Spiegel des Himmels seinen Abgründen entgegenzog? —

Digitized by Google

Ich lag einmal an einem Sommerabende vor der Sonne auf einem Berge und entschlief. Da träumte mir, ich erwachte auf dem Gottesacker. Die abrollenden Räder der Turmuhr, die elf Uhr schlug, hatten mich erweckt. Ich suchte im ausgeleerten Nachthimmel die Sonne, weil ich glaubte, eine Sonnenfinsternis verhülle sie mit dem Mond. Alle Gräber waren aufgetan, und die eisernen Türen des Gebeinhauses gingen unter unsichtbaren Händen auf und zu. An den Mauern flogen Schatten, die niemand warf, und andere Schatten gingen aufrecht in der bloßen Luft. In den offenen Särgen schlief nichts mehr als die Kinder. Am Himmel hing in großen Falten bloß ein grauer, schwüler Nebel, den ein Riesenschatten, wie ein Netz, immer näher, enger und heißer hereinzog. Über mir hört' ich den fernen Fall der Lawinen, unter mir den ersten Tritt eines unermeßlichen Erdbebens. Die Kirche schwankte auf und nieder von zwei unaufhörlichen Mißtönen, die in ihr miteinander kämpften und vergeblich zu einem Wohllaut zusammenfließen wollten. Zuweilen hüpfte an ihren Fenstern ein grauer Schimmer hinan, und unter dem Schimmer lief das Blei und Eisen zerschmolzen nieder. Das Netz des Nebels und die schwankende Erde rückten mich in den Tempel, vor dessen Tore in zwei Gifthecken zwei Basilisken funkelnd brüteten. Ich ging durch unbekannte Schatten, denen alle Jahrhunderte aufgedrückt waren. — Alle Schatten standen um den Altar, und allen zitterte und schlug statt des Herzens die Brust. Nur ein Toter, der erst in der Kirche begraben worden, lag noch auf seinem Kissen ohne eine zitternde Brust, und auf seinem lächelnden Angesicht stand ein glücklicher Traum. Aber da ein Lebendiger hineintrat, erwachte er und lächelte nicht mehr; er schlug mühsam ziehend das schwere Augenlid auf, aber innen lag kein Auge, und in der schlagenden Brust war statt des Herzens eine Wunde. Er hob die Hände empor und faltete sie zu einem Gebete; aber die Arme verlängerten sich und löseten sich ab, und

Digitized by Google

die Hände fielen gefaltet hinweg. Oben am Kirchengewölbe stand das Zifferblatt der Ewigkeit, auf dem keine Zahl erschien, und das sein eigner Zeiger war; nur ein schwarzer Finger zeigte darauf, und die Toten wollten die Zeit darauf sehen.

Jetzo sank eine hohe, edle Gestalt mit einem unvergänglichen Schmerz aus der Höhe auf dem Altar hernieder, und alle Toten riefen: „Christus! ist kein Gott?"

Er antwortete: „Es ist keiner."

Der ganze Schatten jedes Toten erbebte, nicht bloß die Brust allein, und einer um den andern wurde durch das Zittern zertrennt.

Christus fuhr fort: „Ich ging durch die Welten, ich stieg in die Sonnen und flog mit den Milchstraßen durch die Wüsten des Himmels; aber es ist kein Gott. Ich stieg herab, so weit das Sein seine Schatten wirft, und schauete in den Abgrund und rief: Vater, wo bist du? Aber ich hörte nur den ewigen Sturm, den niemand regiert, und der schimmernde Regenbogen aus Westen stand ohne eine Sonne, die ihn schuf, über dem Abgrunde und tropfte hinunter. Und als ich aufblickte zur unermeßlichen Welt nach dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren, bodenlosen Augenhöhle an; und die Ewigkeit lag auf dem Chaos und zernagte es und wiederkäuete sich. — Schreiet fort, Mißtöne, zerschreiet die Schatten; denn Er ist nicht!"

Die entfärbten Schatten zerflatterten, wie weißer Dunst, den der Frost gestaltet, im warmen Hauche zerrinnt, und alles wurde leer. Da kamen, schrecklich für das Herz, die gestorbenen Kinder, die im Gottesacker erwacht waren, in den Tempel und warfen sich vor die hohe Gestalt am Altare und sagten: „Jesus! haben wir keinen Vater?" — Und er antwortete mit strömenden Tränen: „Wir sind alle Waisen, ich und ihr, wir sind ohne Vater."

Da kreischten die Mißtöne heftiger — die zitternden Tem-

Digitized by Google

pelmauern rückten auseinander — und der Tempel und die Kinder sanken unter — und die ganze Erde und die Sonne sanken nach — und das ganze Weltgebäude sank mit seiner Unermeßlichkeit vor uns vorbei — und oben am Gipfel der unermeßlichen Natur stand Christus und schauete in das mit tausend Sonnen durchbrochne Weltgebäude herab, gleichsam in das um die ewige Nacht gewühlte Bergwerk, in dem die Sonnen wie Grubenlichter und die Milchstraßen wie Silberadern gehen.

Und als Christus das reibende Gedränge der Welten, den Fackeltanz der himmlischen Irrlichter und die Korallenbänke schlagender Herzen sah, und als er sah, wie eine Weltkugel um die andere ihre glimmenden Seelen auf das Totenmeer ausschüttete, wie eine Wasserkugel schwimmende Lichter auf die Wellen streuet: so hob er, groß wie der höchste Endliche, die Augen empor gegen das Nichts und gegen die leere Unermeßlichkeit und sagte: „Starres, stummes Nichts! Kalte, ewige Notwendigkeit! Wahnsinniger Zufall! Kennt ihr das unter euch? Wann zerschlagt ihr das Gebäude und mich? — Zufall, weißt du selber, wenn du mit Orkanen durch das Sternen-Schneegestöber schreitest und eine Sonne um die andere auswehest, und wenn der funkelnde Tau der Gestirne ausblinkt, indem du vorübergehest? — Wie ist jeder so allein in der weiten Leichengruft des Alls! Ich bin nur neben mir — O Vater! o Vater! wo ist deine unendliche Brust, daß ich an ihr ruhe? — Ach, wenn jedes Ich sein eigner Vater und Schöpfer ist, warum kann es nicht auch sein eigner Würgengel sein? . . .

„Ist das neben mir noch ein Mensch? Du Armer! Euer kleines Leben ist der Seufzer der Natur oder nur sein Echo — ein Hohlspiegel wirft seine Strahlen in die Staubwolken aus Totenasche auf eure Erde hinab, und dann entsteht ihr bewölkten, wankenden Bilder. — Schaue hinunter in den Abgrund, über welchen Aschenwolken ziehen — Nebel voll Welten steigen

Digitized by Google

aus dem Totenmeere, die Zukunft ist ein steigender Nebel, und die Gegenwart ist der fallende. Erkennst du deine Erde?"

Hier schauete Christus hinab, und sein Auge wurde voll Tränen, und er sagte: „Ach, ich war sonst auf ihr: da war ich noch glücklich, da hatt' ich noch meinen unendlichen Vater und blickte noch froh von den Bergen in den unermeßlichen Himmel und drückte die durchstochne Brust an sein linderndes Bild und sagte noch im herben Tode: ‚Vater, ziehe deinen Sohn aus der blutenden Hülle und heb' ihn an dein Herz' ... Ach, ihr überglücklichen Erdenbewohner, ihr glaubt Ihn noch. Vielleicht gehet jetzt eure Sonne unter, und ihr fallet unter Blüten, Glanz und Tränen auf die Knie und hebet die seligen Hände empor und rufet unter tausend Freudentränen zum aufgeschlossenen Himmel hinauf: auch mich kennst du, Unendlicher, und alle meine Wunden, und nach dem Tode empfängst du mich und schließest sie alle ... Ihr Unglücklichen, nach dem Tode werden sie nicht geschlossen. Wenn der Jammervolle sich mit wundem Rücken in die Erde legt, um einem schönern Morgen voll Wahrheit, voll Tugend und Freude entgegenzuschlummern, so erwacht er im stürmischen Chaos, in der ewigen Mitternacht — und es kommt kein Morgen und keine heilende Hand und kein unendlicher Vater! — Sterblicher neben mir, wenn du noch lebest, so bete Ihn an: sonst hast du Ihn auf ewig verloren."

Und als ich niederfiel und ins leuchtende Weltgebäude blickte, sah ich die emporgehobenen Ringe der Riesenschlange der Ewigkeit, die sich um das Welten-All gelagert hatte, — und die Ringe fielen nieder, und sie umfaßte das All doppelt — dann wand sie sich tausendfach um die Natur — und quetschte die Welten aneinander — und drückte zermalmend den unendlichen Tempel zu einer Gottesackerkirche zusammen — und alles wurde eng, düster, bang — und ein unermeßlich ausgedehnter Glockenhammer sollte die letzte Stunde

Digitized by Google

der Zeit schlagen und das Weltgebäude zersplittern ... als ich erwachte.

Meine Seele weinte vor Freude, daß sie wieder Gott anbeten konnte, — und die Freude und das Weinen und der Glaube an ihn waren das Gebet. Und als ich aufstand, glimmte die Sonne tief hinter den vollen purpurnen Kornähren und warf friedlich den Widerschein ihres Abendrotes dem kleinen Monde zu, der ohne eine Aurora im Morgen aufstieg, und zwischen dem Himmel und der Erde streckte eine frohe, vergängliche Welt ihre kurzen Flügel aus und lebte, wie ich, vor dem unendlichen Vater; und von der ganzen Natur um mich flossen friedliche Töne aus, wie von fernen Abendglocken.

*

Walts Frühlingsfeier

Er sprang so innig-vergnügt aus dem Bette in den Tag, als wär's ein Brauttag. Er wußte keinen Grund, als daß er die ganze Nacht einen immer zurückflatternden Traum gesehen, wovon er kein Bild und Wort und nichts behalten als einige anonyme Seligkeit. Wie Himmelsblumen werden oft Träume durch die Menschennacht getragen, und am Tageslicht bezeichnet nur ein fremder Frühlingsduft die Spuren der verschwundenen.

Die Sonne blitzte ihm reiner und näher, die Menschen sah er wie durch einen Traum der Trunkenheit schöner und werter gehen, und die Quellen der Nacht hatten seine Brust mit so viel Liebe vollgegossen, daß er nicht wußte, wohin er sie leiten sollte.

Zu Papier sucht' er sie anfangs zu bringen; aber kein Streckvers und kein Kapitel gelang. Er hatte einen Tag wie nach einer vertanzten Nacht; man will nichts machen als höchstens Träume und auch nichts anderes haben — alles soll sanft sein, sogar die Freude — sie soll nicht mit Windstößen an den Flügeln reißen, still sollen die ausgestreckten Schwingen das dünne Blau durchschneiden und durchsinken — nur Abendlieder will der Mensch

Digitized by Google

sogar am Morgen, aber kein einziges Kriegslied, und ein Flor, aber ein hellgefärbter, bezieht und dämpft die Trommel des Erdentobens.

Walt konnte nichts anderes machen — „nur heute kein Instrument, das gebe Gott!“ wünschte er — als einen Spaziergang in das Van der Kabelsche Hölzchen, das er einst erben kann, und wo er den entfremdeten Grafen zum ersten Male auf der Erde gesehen. Um ihn flogen, gingen, standen Träume aus tiefen Jahrhunderten — aus Blüten- und Blumenländern — aus Knabenzeiten — ja, ein Träumchen saß und sang im spannenlangen grünen Weihnachtsgärtchen der Kindheit, das sich der kleine Mensch auf vier Rädern am Faden nachzieht. Siehe, da bewegte vom Himmel sich ein Zauberstab über die ganze Landschaft voll Schlösser, Landhäuser und Wäldchen und verwandelte sie in eine blütendicke Provence aus dem Mittelalter. In der Ferne sah er mehrere Provenzalen aus Olivenwäldern kommen — sie sangen heitere Lieder in heitrer Luft — die leichten Jünglinge zogen voll Freude und voll Liebe mit Saitenspielen in die Täler vor hohe goldbedeckte Burgen auf fernen Bergspitzen — aus den engen Fenstern sahen ritterliche Jungfrauen herunter — sie wurden herabgelockt und ließen in den Auen Zelte aufspannen, um mit den Provenzalen ein Wort zu reden (wie in jenen Zeiten und Ländern, wo die Erde noch ein leichtes Lustlager der Dichtkunst war und der Troubadour, ja der Conteur sich in Damen höchsten Standes verlieben durfte), — und ein ewiger Frühling sang auf der Erde und im Himmel; das Leben war ein weicher Tanz in Blumen.

„Süße Freudentäler hinter den Bergen,“ sang Walt, „ich möchte auch hinüberziehen in das morgenrote Leben, wo die Liebe nichts verlangt als eine Jungfrau und einen Dichter — ich möchte drüben in wehender Frühlingsluft mit einer Laute zwischen den Zelten mitgehen und die stille Liebe singen.“

Aus dem Bändchen (Nr. 356) der Insel-Bücherei „Traumdichtungen“ von Jean Paul, herausgegeben von Johannes Reiher.

Digitized by Google

JOHANN GAUDENZ VON SALIS-SEEWIS
(1762—1834)

LIED
zu singen bei einer Wasserfahrt

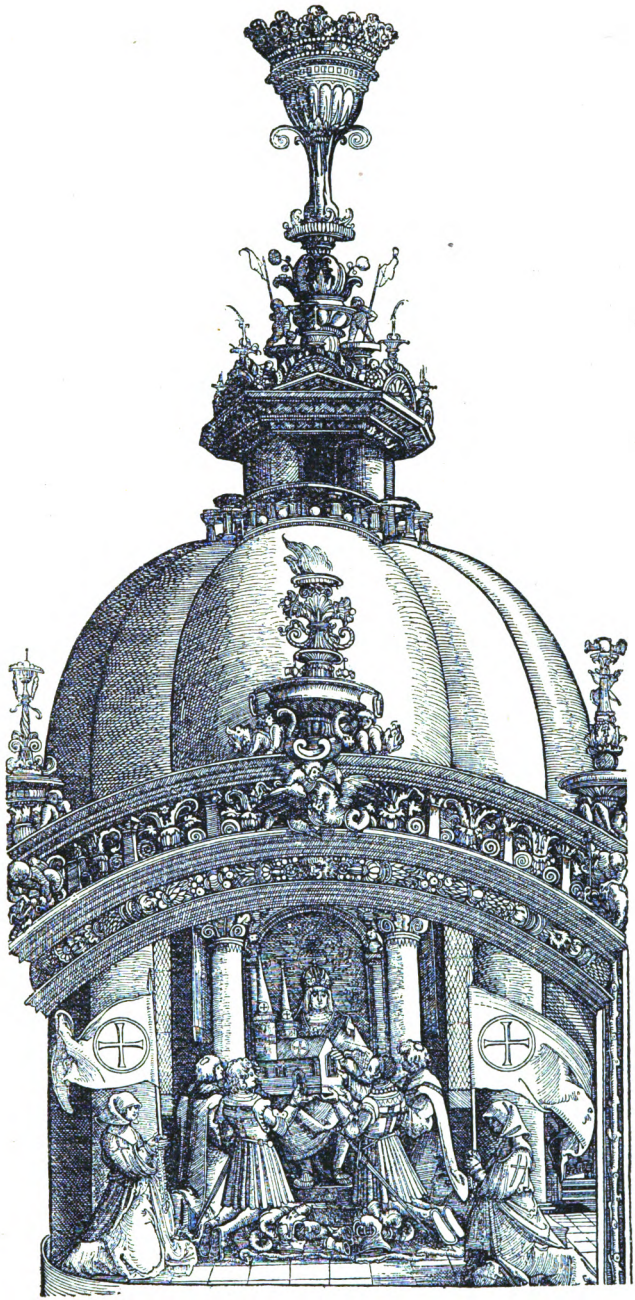
WIR ruhen, vom Wasser gewiegt,
Im Kreise vertraulich und enge;
Durch Eintracht wie Blumengehänge
Verknüpft und in Reihen gefügt:
Uns sondert von lästiger Menge
Die Flut, die den Nachen umschmiegt.

So gleiten, im Raume vereint,
Wir auf der Vergänglichkeit Wellen,
Wo Freunde sich innig gesellen
Zum Freunde, der redlich es meint!
Getrost, weil die dunkelsten Stellen
Ein Glanz aus der Höhe bescheint.

Ach! trüg uns die fährliche Flut
Des Lebens so friedlich und leise!
O drohte nie Trennung dem Kreise,
Der sorglos um Zukunft hier ruht!
O nähm uns am Ziele der Reise
Elysiums Busen in Hut!

Verhallen mag unser Gesang,
Wie Flötenhauch schwinden das Leben,
Mit Jubel und Seufzern verschweben
Des Daseins zerfließender Klang!
Der Geist wird verklärt sich erheben,
Wann Lethe sein Fahrzeug verschlang.

Digitized by Google



Albrecht Altdorfer:
Die Gründung des St. Georgsordens
Holzschnitt aus der Triumphpforte des Kaisers Maximilian

Digitized by Google

RICARDA·HUCH

BAKUNINS IDEEN

Das zwölfte Kapitel aus dem neuen Buche „Michael Bakunin und die Anarchie".

IN dem ersten Sommer [1862], den Bakunin in London noch ohne seine Frau zubrachte, verfaßte er eine kurze Abhandlung unter dem Titel: „Romanow, Pugatschew oder Pestel?" die im September im Druck erschien. Daß eine vollständige Umwälzung der Verhältnisse in Rußland notwendig sei, war das Selbstverständliche, wovon er ausging; schließlich aber konnte sie in sehr verschiedenem Sinne und auf sehr verschiedene Weise herbeigeführt werden. Romanow hieß die in Rußland herrschende Dynastie, Pestel war der bedeutendste unter den Dekabristen, Pugatschew der Führer der aufständischen Bauern unter Katharina; die drei Namen bezeichneten verschiedene Möglichkeiten, die Bakunin näher untersuchte. Am 2. März 1861 hatte Alexander II. den denkwürdigen Ukas erlassen, durch welchen die Leibeigenschaft aufgehoben wurde. Der Kaiser hatte sein ganzes Ansehen gebrauchen müssen, um gegen die widerstrebende Adelspartei seinen Willen durchzusetzen, immerhin hatte er Klauseln zugelassen, welche den Gutsherren den Übergang wesentlich erleichterten. Das Land, das die Bauern als Eigentum erhielten, war so mit Abgaben belastet, daß ihre Lage fast schwieriger wurde als zur Zeit ihrer Knechtschaft, und dies war der Grund, daß die revolutionären Führer nicht in den dankbaren Jubel einstimmten, der den Befreier begrüßte. Trotzdem erweckte natürlich dieser so langersehnte, so heftig bekämpfte Erlaß für den Herrscher, der sich mutig dafür eingesetzt hatte, Sympathie, wie sich das auch in Bakunins Schrift zeigte. So unbedingt er das System der Selbstherrschaft verdammte — er definierte sie als das unbestrittene Recht, Böses zu tun, und die Machtlosigkeit, etwas Gutes zu leisten —, war ihm die Anhänglichkeit des Volkes an den Zaren

Digitized by Google

doch wohl bekannt, und jemand, der wie er das Volk als die Quelle einer organischen Entwicklung ansah, konnte nicht gleichzeitig Ideen bekämpfen, die so ausgesprochen im Volke lebten. Hatte ja auch Pugatschew es für nötig gehalten, sich für den Zaren Peter auszugeben, und in der Gegenwart traten die Revolutionäre wohl auch als Beauftragte des Zaren auf. Michel hatte über diese im Volke so fest wurzelnde Idee nachgedacht und war zu der Einsicht gekommen, daß es im Zaren die symbolische Vorstellung der Größe, der Einigkeit und des Ruhmes Rußlands verehrte. „Das Volk lebt in der Hoffnung, daß der Zar den Adel, die Obrigkeit und die Popen ausrotten werde, und dann werde für Rußland die Epoche der goldenen Freiheit anbrechen." Es ist die dem Volke eingeborene Idee des Helden oder des höchsten Richters, der um der Harmonie des Ganzen willen die Schwachen stützt und die Übermütigen dämpft und die Frevler straft. Bakunin war Russe genug und volkstümlich genug, um diese Idee zu verstehen; die Frage war nur, ob ein moderner Petersburger Kaiser je zum Volkszaren im Sinne des alttestamentlichen Richters werden könne? In späterer Zeit hat Bakunin behauptet, er habe immer gewußt, daß die Dynastie Romanow nicht dazu imstande sei, und sie war es ja auch nicht; dazu gehört eine gesunde Kühnheit, die Glieder einer seit lange erblich regierenden Familie nicht mehr besitzen. Wie dem aber auch sei, er erwog die Möglichkeit zu einer Zeit, wo Alexander II. tatsächlich eine Reihe wichtiger Reformen durchführte, namentlich im Gerichtswesen und für die Selbstverwaltung. Trotz seines revolutionären Temperaments sah Michel ein, daß eine Revolution nicht das ist, was man sich zum Vergnügen anschafft. Blutige Revolutionen, sagte er, seien dank der menschlichen Dummheit zuweilen notwendig, aber immer ein Übel, ein ungeheures Übel und ein großes Unglück. Ließe sie sich in Rußland dadurch vermeiden, daß der Zar sie selbst in die Hand nähme, indem er das für

Digitized by Google

notwendig Erkannte durch Reformen vollzöge, so wäre das am meisten zu begrüßen.

Für Pestel persönlich hatte Bakunin große Verehrung, als für einen der ersten, der die Notwendigkeit einer Umwälzung ausgesprochen hatte und heldenmütig für seine Überzeugungen gestorben war; aber seine eigentliche Vorliebe machte sich fühlbar, als er auf Pugatschew zu sprechen kam. Gerade deswegen, weil Pugatschew ein Betrüger und nicht viel mehr als ein Räuber war, gefiel er Bakunin. Er wäre nicht wie die Graubündner gewesen, die sich beleidigt fühlten, weil Schiller ihr Land zum Aufenthalt für Räuber wählte.

Er liebte die Räuber als die unversöhnlichen Feinde des Staates und der ganzen vom Staat errichteten Ordnung. Natürlich meinte er nicht Einbrecher und Großstadtdiebe, sondern Banden, die frei in der Wildnis leben nach Art der Kosaken, bevor sie von der Regierung gefesselt wurden. Ihre Wildheit und Grausamkeit faßt er auf als einen Gegenschlag gegen die schlimmere Grausamkeit des Staates, vor der sich Unzählige in die Freiheit unzugänglicher Gebirge und Steppen flüchteten. Er nennt das Räuberwesen eine der ehrenhaftesten Formen des russischen Volkslebens, einen verzweifelten Protest des Volkes gegen die niederträchtige Ordnung des Staates. „Das Räuberwesen ist einzig und allein ein Beweis von der Leidenschaft, der Lebensfähigkeit und der Kraft des Volkes. Das Aufhören des Räuberwesens in Rußland würde entweder den endgültigen Tod des Volkes oder aber seine völlige Befreiung bedeuten." Dieses Urteil Bakunins entsprang demselben Gefühl, aus welchem heraus Goethe seinen Götz und Schiller seine Räuber schrieb, aus welchem heraus Schiller die Soldaten des Dreißigjährigen Krieges als die einzig freien Menschen pries inmitten einer Welt, wo es nur Herren und Knechte gebe; es ist die Abneigung gegen den Staat zugunsten der persönlichen Initiative.

Digitized by Google

Man hat Bakunin den Vater des Anarchismus genannt, und er selbst bezeichnet den Zustand, den er im Gegensatz zum Staate wünscht, als Anarchie. Dies Wort gibt zu Mißverständnis Anlaß; bedient sich doch Michel selbst mehrmals des Wortes in dem abschätzigen Sinne, den man ihm gewöhnlich beilegt, wenn er z. B. schreibt: Dies und das würde zur empörendsten Anarchie führen; dies und das würde ein widerwärtiger Zustand von Anarchie sein, womit er mehr noch Willkür als Unordnung meint. Man solle nicht meinen, hat er einmal geradezu gesagt, er wäre für absolute Anarchie in Volksbewegungen. Eine solche Anarchie würde nichts anderes sein als die vollständige Abwesenheit von Idee, Ziel und gemeinsamem Verhalten und müßte notwendigerweise auf gemeinsame Ohnmacht hinauslaufen. Alles Wirksame geschähe in einer gewissen Ordnung, die ihm innewohne und offenbare, was in ihm sei. Am besten kennzeichnet er, welches Ideal ihm als Anarchie vorschwebt, in dem gelegentlichen Satze: „Alle diese unsterblichen Schöpfungen des deutschen Genies sind hervorgebracht nicht aus der Einheit, sondern aus der deutschen Anarchie .... Die politische Einheit wird unfehlbar die lebendigen Quellen des schöpferischen Geistes in Deutschland töten und beginnt schon, es zu tun.“ Übersetzt er gelegentlich Anarchie mit Herrschaftslosigkeit, strebt er die Vernichtung des Staates an, so ist das doch nur etwas Negatives. Daneben definiert er die Anarchie gelegentlich als „freie Initiative freier Individuen in freien Gruppen“ oder „allseitige Entwicklung aller auf Grund der frei organisierten Arbeit“; ferner: das Erwachen des spontanen Lebens aller lokalen Leidenschaften auf allen Punkten, und: die vollständige Offenbarung des entfesselten Volkslebens, aus welcher Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, eine neue Ordnung hervorgehen wird.

Karl Schurz erzählte eine hübsche kleine Geschichte aus der Zeit, wo er Kinkel befreite. Um die Tat auszuführen, bedurfte er der Hilfe von Gesinnungsgenossen, und unter anderen war

Digitized by Google

er an einen Mecklenburger gewiesen, den er auch aufsuchte. Dieser teilte ihm zu seinem Erstaunen mit, daß er ein Vollblutreaktionär sei und von der Freiheit und Gleichheit gar nichts halte. Nach seiner Meinung würde die Menschheit am besten fahren, wenn sie recht bunt gegliedert sei mit Fürsten, Rittern, Kaufleuten, Handwerkszünften, Bauern, Geistlichen und Laien und verschiedenen Rechten und Pflichten. Doch sei er bereit, Schurz zu helfen, da es ein Skandal sei, einen Mann wie Kinkel ins Zuchthaus zu sperren. Er erwies sich auch als zuverlässig und hilfreich. Praktisch stellte er sich also auf die Seite derer, deren Motto Freiheit und Gleichheit war, vielleicht weil sie beide Gegner des modernen Staates waren, vielleicht in dem dunklen Gefühl, daß kein so großer Gegensatz zwischen ihnen bestand, wie es dem Worte nach schien.

Kein Mensch konnte mechanischer Gleichheit mehr Feind sein als Bakunin. Einmal hat er sich ausführlich darüber ausgesprochen. „Die Mannigfaltigkeit der Menschen ist, wie mein geliebter Philosoph Ludwig Feuerbach gesagt hat, der Reichtum der Menschheit. Lieber Freund, lassen Sie es sich sagen, diese Harmonie ist nicht zu verwirklichen und sie ist nicht einmal wünschbar. Diese Harmonie ist die Abwesenheit des Kampfes, die Abwesenheit des Lebens, es ist der Tod. Nehmen Sie die ganze Geschichte und überzeugen Sie sich, daß zu allen Zeiten und in allen Ländern, wo es Entwicklung und Überfluß an Leben, an Gedanken, an schöpferischer und freier Tat gegeben hat, es auch Streit, intellektuellen und sozialen Kampf, Kampf der politischen Parteien gegeben hat, und daß gerade inmitten dieser Kämpfe und dank ihrer die Völker die glücklichsten und mächtigsten im menschlichen Sinne des Wortes gewesen sind. Dieser Kampf hat nicht oder fast nicht in den großen asiatischen Monarchien existiert; aber es war dort auch eine vollständige Abwesenheit menschlicher Entwicklung. Sehen Sie auf der einen Seite die persische Monarchie mit ihren zahllosen disziplinierten Truppen und auf der anderen

Digitized by Google

das freie Griechenland, nur lose verbündet, beständig durch die Kämpfe seiner Stämme, seiner Ideen, seiner Parteien erregt. Wer hat gesiegt? Griechenland. Welches war die fruchtbarste Epoche der römischen Geschichte? Diejenige des Kampfes zwischen den Plebejern und Patriziern. Und was hat die Größe und den Ruhm Italiens im Mittelalter gemacht? Sicherlich nicht das Papsttum noch das Kaisertum, sondern die freien Gemeinden und die inneren Kämpfe der Meinungen und Parteien. Napoleon dem Dritten ist es gelungen, die inneren Kämpfe in Frankreich einschlafen zu lassen, und gerade dadurch hat er es getötet. Möge das Schicksal Ihr schönes Vaterland vor einer Epoche bewahren, wo alle Geister beruhigt und einmütig wären; es würde die Epoche seines Todes sein."

„Ich werde nie müde werden, zu wiederholen: Die Einförmigkeit ist der Tod. Die Mannigfaltigkeit ist das Leben."

Und wiederum: „Aber die Einförmigkeit ist nicht die Einheit, sie ist die Abstraktion davon, das caput mortuum, der Tod. Die Einheit ist nur wirklich und lebendig in der breitesten Mannigfaltigkeit."

Es ist demnach klar, daß Bakunin, wenn er sich zu dem Grundsatz „Freiheit und Gleichheit" bekannte, an nichts weniger als an mechanische Gleichheit dachte. Ist aber die Ungleichheit der modernen Gesellschaft, wo sich die Bourgeoisie und das Proletariat fremder gegenüberstehen als zwei verschiedene Völker, dasselbe wie bunte Mannigfaltigkeit? Ist sie etwas Erfreuliches, Notwendiges? Ohne eine gewisse Gleichheit gibt es überhaupt kein Volk. Die Kultur eines Volkes beruht auf der Gleichheit aller seiner Glieder, wenn auch nicht auf einer mechanischen. Es kann weder Religion, noch große Taten, noch große Kunst und Dichtung geben, wenn sie nicht aus dem ganzen Volke hervorgeht und vom ganzen Volke verstanden wird. Die Gleichmacherei, welche mit Recht gefürchtet wird, ist eine Folge der Zentralisation, wozu eine ausgespro-

Digitized by Google

chene Tendenz von jeher in Frankreich bestand. Herzen schildert ebenso abschreckend wie komisch, wie die Franzosen zu Tausenden nach einer Schablone produziert werden; wie in allen französischen Städten zur gleichen Stunde aus denselben Büchern unterrichtet wird, dieselben Fragen gestellt und dieselben Antworten erwartet und gegeben werden.

Zur Zeit, als diese Tendenz in Frankreich sich durchsetzte, gab es weder Sozialismus noch Monarchie; allerdings aber nahmen die sozialistischen Theorien in Frankreich auch den Charakter despotischer Gleichmacherei an. Gerade das ist es, was Bakunin bekämpfte. Die deistische Zivilisation unterscheidet Regierer und Regierte und will die Herde der Regierten möglichst groß und möglichst gleichartig. Dieser Spaltung stellte Bakunin die Forderung der Gleichheit oder, wie er auch sagte, Ebenbürtigkeit gegenüber. Er sprach auch von der Gleichheit des Ausgangspunktes. Es ist dasselbe wie die altgermanische Freiheit, die jedem eigen war, der sie nicht durch ein Verbrechen verwirkt hatte, in der der Geringste und Ärmste dem Höchsten gleich war, und die jeden berechtigte, sowohl seinen König zu wählen wie zum König gewählt zu werden. Allerdings forderte Bakunin auch eine gewisse Vermögensgleichheit, wenn auch nicht eine mechanische. Er betonte deshalb gern, daß er nicht Kommunist sei, sondern Kollektivist; unter Kollektivismus ist eine Bildung von Gruppen zu verstehen, die Grund und Boden und Arbeitsmittel gemeinsam besitzen und alle ihre Angelegenheiten selbst verwalten. Was er wollte, war Gemeinsamkeit auf Grund gemeinsamer Interessen und gemeinsamen Besitzes und zugleich Wahrung persönlicher Freiheit und persönlicher Initiative. Der Vergleich mit dem Mittelalter wird immer am ehesten ein Bild davon geben, welche Art von Gesellschaft ihm vorschwebte. Auch Hegel hatte ja gesagt, daß die alten Zunftkreise und Gemeinheiten in reformierter Gestalt wiederhergestellt werden müßten.

Digitized by Google

Die untersten, einfachen Zellen des Volksorganismus sollten sich zu immer größeren Einheiten gliedern, deren letzte das Vereinigte Europa oder die Europäische Republik sein würde. Ähnlich ist es ja auch im Mittelalter gewesen, so zwar, daß die deutsche Nation eine Art von Vorherrschaft hatte; aber das wäre ja auch nach Bakunin ein denkbarer Zustand, wenn er sich nur von unten nach oben wirkend, das heißt organisch herangebildet hätte, auf der Notwendigkeit der Tatsachen und auf Freiwilligkeit beruhend.

Was auf Freiwilligkeit beruht, kann nur bestehen durch Glauben an eine übermenschliche sittliche Macht, also durch Religion. Warum, so muß man sich fragen, sprach Michel nicht nur nicht von Religion und nicht vom Mittelalter, sondern griff beides mit den härtesten Worten an? Dies hatte einleuchtende Gründe. Es wurde Michel, als einer religiösen Natur, nicht leicht, öffentlich gegen Gott und den Glauben aufzutreten, er, der seine skeptischen Freunde so wirksam zum Christentum zu bekehren pflegte; dennoch tat er es nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft ausdrücklich und bekannte sich zu Feuerbachs „religiösem Atheismus". Was er bekämpfte, war der Deismus, der Gott, der als Portier für die zahlungsfähigen Gäste des Hotels zu sorgen hat, der als Uhrmacher die Uhr des Lebens aufzieht und möglichst gleichmäßig abschnurren läßt. Indem er sich über die Grundlagen des bourgeoisen Bewußtseins klar zu werden suchte, fand er sie hauptsächlich in der deistischen Metaphysik, welche, wie er sagt, aus der protestantischen Idee Gottes als des absoluten Ich die Beziehungen aller menschlichen isolierten Ichs sowohl zu diesem absoluten Ich wie zu den anderen Menschen abgeleitet habe. Sie sei dabei nicht von der materiellen und sozialen Natur der Menschen, nicht von natürlichen Tatsachen ausgegangen, sondern von einer absoluten und fiktiven Idealität, welche die Verneinung der menschlichen Solidarität sei.

Digitized by Google

Mit seinen Angriffen auf den Protestantismus zielte Bakunin nicht auf Luther, für den er eine lebhafte Sympathie und mit dem er sich verwandt fühlte, sondern auf die Entwicklung, die der Protestantismus genommen hatte. Tatsächlich wurde im ganzen westlichen Europa Gott nur im deistischen Sinne verstanden, nämlich als individueller Gott und erste Ursache einer Kausalkette, nicht als der dreieinige Gott der Bibel, der sich im unendlichen Ganzen, im erscheinenden Ganzen und in der Person offenbart. Um nicht auf das häßlichste mißverstanden zu werden, mußte man andere Ausdrücke als die üblichen wählen. Auf einem ganz neuen Wege, durch Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, durch exaktes Denken, Anschauung und Gefühl kamen ahnungsvolle Geister zur Gottheit zurück und benannten sie diesem Wege entsprechend mit anspruchslosen, nüchternen Namen. In dem Buche eines Professors Stein aus dem Jahre 1843 lese ich folgendermaßen: „Das ganze äußere Leben der Menschen ruht auf zwei Angelpunkten, die man gleichsam die beiden absoluten Tatsachen des menschlichen Lebens nennen kann. Diese sind die Selbständigkeit des Einzelnen, die einzelne Persönlichkeit und die selbständige Einheit dieser Einzelnen, die allgemeine Persönlichkeit. Beide greifen fortwährend ineinander, beide bedingen, durchdringen, bekämpfen, erheben und tragen sich gegenseitig; beide sind gleichartig und dennoch auf das wesentlichste voneinander verschieden; keine kann ohne die andere sein, und dennoch sind beide stets im Begriff, sich einander zu unterwerfen und ineinander aufzuheben.“ Diese Urtatsachen des Lebens, die zu gleicher Zeit Urkräfte sind, haben die Völker stets gefühlt und Gott genannt, ihre persönliche Wurzel begreifend. Der Zusammenhang des Ganzen mit dem Einzelnen spiegelt sich in der Idee von Gott Vater und Gott Sohn; nur freilich kann man jenes als leeren Begriff fassen, während dieser Ausdruck die Fülle der sittlichen Kraft, natürlichen

Digitized by Google

Schönheit und Geistesgröße ahnen läßt, die die unendliche Masse der Erscheinungen zu einem vernünftigen und wundervollen, unerschöpflichen und unergründlichen Kosmos machen. Michel wurde es um so weniger leicht, auf die weihrauchschweren alten Namen zu verzichten und sich der Sprache der Wissenschaft zu bedienen, als er das unfruchtbare Wesen derselben durchschaute und bekämpfte. Er bekämpfte sie als diejenige Macht, die immer vom Leben abstrahiert und folglich im Grunde ohnmächtig ist. „Nur das Leben schafft Dinge und wirkliche Wesen. Die Wissenschaft schafft nichts, sie konstatiert, erkennt die Schöpfungen des Lebens." Noch schärfer sagt er, sie bedeute ständige Opferung des Lebens auf dem Altar der Abstraktion. Er nennt die Wissenschaftler eine besondere Kaste, die viel Ähnlichkeit mit der Priesterkaste habe; sie hätten weder Sinn noch Herz für individuelle, lebende Wesen, er spricht von ihrer größenwahnsinnigen Anmaßung, die nicht kleiner sei als ihre Unfähigkeit, von ihrem abstrakten Gelehrtenhauch, unter dem alle Lebensquellen austrocknen würden. Wenn er an anderer Stelle sagt, daß die Wissenschaft an die Stelle der Religion treten müsse, so ist es nach dem Vorhergehenden klar, daß er etwas anderes dabei im Sinne hat als die von ihm bekämpfte Gegnerin des Lebens. Er meinte damit jedenfalls jenes Ausgehen von den Urtatsachen des Lebens, kurz gesagt vom Leben, welches er der Abstraktion, er nennt es auch Idealität, entgegenstellt.

Die Ausdrücke, die Bakunin gebraucht, dürfen uns also nicht darüber täuschen, daß er eine Religion, einen Glauben verkündet; wenn er an die Freiwilligkeit der Menschen appelliert, handelt es sich durchaus nicht darum, daß jeder tue, was ihm beliebe. Er nennt den Mittelpunkt seines Glaubens die menschliche Solidarität, wie die Bibel das Ganze als Gott Vater über den Sohn, die Einzelperson, stellend. Jeder Einzelne wird in eine Gemeinschaft hineingeboren, die vor ihm

Digitized by Google

war und die nach ihm sein wird; nicht der Einzelne, sondern die Gemeinschaft ist das Ursprüngliche, wovon ausgegangen werden muß. Der Grundsatz der deistischen Zivilisation sei gewesen: Jeder für sich und Gott für alle; der Grundsatz einer künftigen Kultur solle sein: Jeder für alle und alle für einen. Die Nächstenliebe in der deistischen Zivilisation bedeutete im besten Falle eine Art Wohlfahrtspflege, während es Bakunin auf gemeinsames Leben auf Grund gemeinsamer Interessen und gemeinsamen Besitzes ankam. Diese erstrebte neue Lebensform ruht auf der weltumwälzenden Einsicht, daß der Mensch kein in sich vollendetes Einzelwesen ist, sondern erst in der Gemeinschaft mit anderen Menschen sich zum Ganzen vollenden kann.

Soll ich noch einmal zusammenfassen, was Michel wollte, so war es Dezentralisation zugunsten von selbständigen Gemeinschaften und verantwortliche Persönlichkeit innerhalb der Gemeinschaft im Gegensatz zu der in unverantwortliche Individuen zersplitterten Masse. Dieses Ziel konnte natürlich nicht erreicht werden, indem man darauf hinarbeitete, die Macht des Staates zu verstärken, was Marx und schließlich auch Lassalle taten; Bakunin wollte ja den neben der Gesellschaft bestehenden Staat abschaffen, und da nicht daran zu denken war, daß er sich freiwillig auflöste, mußte er suchen, ihn zu zerstören. Er hielt es nicht für wünschbar, daß die Zerstörung vom Staate selbst aus geschähe, indem man sich einen Anteil an der Macht des Staates erkämpfte; sondern sie sollte von außen her, durch Elemente unternommen werden, die schon ganz andere Lebensgewohnheiten und Lebenskräfte mitbrächten. Ein Pugatschew mit seinen bäuerlichen Räuberbanden, das war es, wessen man seiner Meinung nach bedurfte. Den Jammer über den Untergang unserer Zivilisation verstand er nicht; er ging an den Museen und Kasernen und Palästen unserer Großstädte vorüber wie ein blonder Germanenkönig

Digitized by Google

der Völkerwanderung oder wie Luther an den Herrlichkeiten Roms: das sittliche Ideal, das er im Herzen trug, überleuchtete den Glanz der Welt und auch die edelste Schönheit. Noch mehr als Luther lebte er wesentlich durchs Ohr und nicht durchs Auge; Luther hatte Sinn für die bildende Kunst, während sich kaum eine Äußerung Bakunins findet, aus der man schließen könnte, daß Malerei und Plastik irgend etwas für ihn bedeuteten. Wäre es aber auch der Fall gewesen, so würde die Art des modernen Kunstbetriebes seine Freude an der Kunst erheblich gestört haben, und in jedem Falle wertete er die Menschen und ihr Leben höher.

Woher aber sollte ein Pugatschew uns im Westen kommen? Er war wie Herzen der Meinung, daß für Europa eine neue Völkerwanderung bevorstehe, und daß, um die Rolle der Germanen zu spielen, nur zwei Faktoren in Betracht kämen: die Slawen, insbesondere die Russen, oder die einheimischen Barbaren, das Proletariat. Beide, als noch unverdorben von der Zivilisation, hielt er für fähig, die Träger einer neuen Kultur zu werden; aber ein Einbruch der Russen, meinte er, würde mehr verwüsten und vernichten als eine Revolution des Proletariats, und darum sei die letztere vorzuziehen. Bei diesem Urteil kam gewiß auch in Betracht, daß er wirken wollte und, da er im Westen lebte, eher auf das westliche Proletariat wirken konnte als auf die Russen, sodann daß die elende Lage der Arbeiter sowieso eine gründliche Änderung notwendig machte. Aus dem Proletariat also sollten die Truppen hervorgehen, die in ungeordnetem Ansturm die Welt, die bestehende Gesellschaft, stürzen würden. Es war klar, daß dabei viel zugrunde gehen würde; das war in Bakunins Augen ein unvermeidliches Unglück; übrigens war er nicht für das jakobinische Köpfen der Feinde, das er für eine veraltete, nicht zweckentsprechende Methode hielt. Große Stücke hielt er auf das instinktive Vorgehen der Bauern zur Zeit der Französischen Revolution, die Pergamente zu verbrennen, auf welchen ihre Knechtschaft ver-

Digitized by Google

brieft war; man müsse bei einem Aufstand zuerst die Stadthäuser erstürmen, fand er, und die sämtlichen Papiere verbrennen, auf denen das Dasein der bürgerlichen Gesellschaft registriert ist. Er fühlte den Widerwillen des Naturmenschen gegen die papierene Grundlage der modernen Existenz mit. Und wer atmete nicht auf bei der Vorstellung, daß die unendliche Reihe muffiger Schreibstuben sich auftäte und die unendliche Reihe von fadenscheinigen Schreibern ins Freie entließe, die vom Morgen bis zum Abend unter Gähnen und Zähneknirschen sich bemühen, festzustellen, daß man ist, wer man ist, und hat, was man hat! Ein junger Russe, der Bakunin in seiner letzten Lebenszeit besuchte und ihn schon sehr leidend und schwerfällig fand, erzählt, wie der müde Rebell bei der Besprechung eines Putsches in Spanien sich belebte, als er erklärte, die Aufständischen hätten den Fehler gemacht, nicht zuallererst die amtlichen Papiere zu verbrennen; seine Augen begannen zu funkeln, er verjüngte sich in der Vorstellung einer Revolution, die die Spreu eines unnatürlichen Lebens fortwirbelt.

Die Forderung, daß der Mensch den Teufel im Leibe haben müsse, war ein wesentlicher Punkt in Michels Weltanschauung. Menschen, die, wie Elisée Reclus oder Fürst Krapotkin, nur mit sanfter Überredung und Edelmut wirkten und wirken wollten, erkannte er wohl an, aber nur mit einem gewissen Vorbehalt und Achselzucken. Er liebte die Revolte, die er im Satan personifizierte. Im Grunde nannte er gerade diejenigen Satan, die die Bibel Göttersöhne oder Propheten nennt, eine Verwechslung, die sich leicht wieder aus der herrschenden Auffassung aller göttlichen Dinge erklärt. Er fühlte die göttliche Notwendigkeit der Zerstörung und die Notwendigkeit der Gegensätze und Widersprüche überhaupt im ganzen Menschen und im Leben. Es war ihm wohl, wenn die Erde wankte und auch der Himmel verhängt war, er verließ sich auf das Gefühl in seiner Brust. Nicht nur auf das seine, sondern ebensosehr

Digitized by Google

auf das Gefühl des Volkes. Deshalb richtete er an die russische Jugend in der Schrift „Romanow, Pestel oder Pugatschew?", von der ich ausging, die Aufforderung, die denkwürdig geworden ist, ins Volk zu gehen, nicht um es zu beherrschen oder zu belehren, sondern um ihm zu helfen und von ihm zu lernen, sein berechtigtes Mißtrauen zu überwinden und mit ihm zur Beförderung seines innersten Wollens einig zu werden. Darauf kam es ihm ja gerade an, daß nicht die Willkür eines Einzelnen, sondern der Wille der Gesamtheit verwirklicht werde. Allerdings gab es da Schwierigkeiten und Probleme. Er wußte, wie das Volk, das in die tatsächliche Lage wenig eingeweiht war, an der Idee des Zaren hing; es mußte also doch über manche Dinge belehrt werden. Er wußte auch, daß ohne Führer eine Vielheit von Menschen nicht handeln kann; es mußte also Führer, mit einer gewissen Machtvollkommenheit ausgerüstet, geben. Das war ihm klar; ihre Macht sollte nur nicht offiziell sein, sie sollten Vertrauensmänner, Vertreter des Gesamtwillens sein, die sich zum offiziellen Oberen etwa wie der Prophet zum Priester verhalten. Eine unsichtbare Kirche, einen nichtamtlichen Einfluß überlegener Geister hat es immer gegeben; bei Bakunin bekam sie mehr und mehr den Charakter einer geheimen Gesellschaft, denn es handelte sich nicht nur um Verbreitung von Ideen, sondern um Taten. Innerhalb der geheimen Gesellschaft sollte es Führerschaft und strengste Disziplin geben, die er doch im allgemeinen bekämpfte; allerdings unterstanden ihr nur solche, die sie durch ein freiwilliges Gelübde, um eines Ideals willen, auf sich genommen hatten.

Die Aufforderung, ins Volk zu gehen, fand Anklang in der russischen Jugend, der neuen Generation, die, des Redens müde, endlich handeln wollte. Sie sagten Herzen ab und folgten Bakunin, eine begeisterte Schar, die sich dem dionysischen Propheten als Opfer anbot.

Digitized by Google

An meine Lieder.

Engel, geliebte kleine Lieder,
Zeugen meiner Fröhlichkeit;
Ach sie kommt gewiß nicht wieder,
Meine Tage Frühlingszeit.

Bald verschwindet der Freund der Scherze,
Er, dem ich euch sang, mein Freund.
Ach, daß euch vielleicht dieß Herze
Bald um meine Liebste weint!

Das Schlußgedicht aus der 1767 von Ernst Wolfgang Behrisch

Digitized by Google

Doch, wenn auch der Trennung Leiden
Euch auch manch Thränlein blickt,
Dann erinnert Euch der Freuden,
Die uns Euch vereint erquickt.



geschriebenen Liedersammlung „Annette“ des Leipziger Studenten Goethe

Digitized by Google

WIE DER HEILIGE FRANZISKUS DIE ARMUT SUCHT UND FINDET

Aus dem Buche „Die mystische Hochzeit des heiligen Franziskus mit der Frau Armut", das demnächst in der Insel-Bücherei erscheint. Man hat dieses Werk das Hohelied der Franziskaner genannt, und es bedürfte, nach den Worten eines der hervorragendsten Franziskusforscher, nur der Hinzufügung einiger Daten und Personennamen, um aus der schönen Allegorie die lebensvollste Geschichte des Ordens zu machen, wie er sich gleich nach dem Tode seines Begründers gestaltete. Im Jahre 1227 ursprünglich lateinisch geschrieben, wurde das „Sacrum Commercium Beati Francisci cum Domina Paupertate" im 14. Jahrhundert ins Italienische und hiernach von E. von Némethy ins Deutsche übertragen.

DER glorreiche und heilige Franziskus, als wahrer Nachfolger und Jünger des Heilandes, ergab sich, zu Beginn seiner Bekehrung, mit allem Eifer und mit jedem Wunsch und mit allem Entschluß dem Streben, die heilige Armut zu suchen, zu finden und zu halten, keinerlei Mißgeschick besorgend, noch irgendeine unheilvolle oder ungünstige Sache, keinerlei Mühe fliehend, noch sich einer körperlichen Bangigkeit entziehend, nur daß er doch zu jener gelangen könne, der der Herr die Schlüssel des Himmelreiches gab.

Er begann fürsorglich sowohl als verlangend umherzugehen, auf Gassen und auf Plätzen jene suchend, die seine Seele liebte. Und er frug die, welche er fand, und die, welche kamen, also sagend: „Habt ihr das gesehen, was meine Seele liebt?" Aber dieses Reden war ungekannt, das heißt, von jenen ungekannt. Und als wenn er ein Barbar gewesen wäre oder aus der Barbarei, sagten sie ihm: „Wir verstehen nicht, was du uns sagst; sprich mit uns in unserer Sprache, und wir werden dir antworten."

Es war nicht in den Söhnen Adams, dieses Reden, noch die Einsicht, daß sie die Armut schätzen oder von ihr untereinander sprechen wollten, sondern sie hatten sie höchlichst im

Digitized by Google

Haß, gleichwie es heute viele tun, und sie konnten nicht friedfertig zu jenem sprechen, der sie suchte. Und deshalb antworteten sie ihm wie einem Fremdling und sagten, nichts von dem zu wissen, was er suchen ging.

Sprach der selige und glorreiche heilige Franziskus: „Ich werde zu den hohen und gelehrten Männern gehen und mit ihnen reden, denn sie haben gehört und gekannt den Weg Gottes und seinen Richtspruch." Er ging zu ihnen, aber diese ließen ihn noch härter an, sagend: „Was ist das für eine neue Lehre, die du in unsere Ohren schallst? Die Armut, die du suchst, sei immer mit dir und deinen Söhnen und deinem Samen nach dir. Unser sei es, zu genießen im Wohlleben und zu schwelgen in Reichtümern; denn die Dauer unseres Lebens ist gering und voll Verdruß, und es gibt keine Linderung für das Ende des Menschen. Und daher erkennen wir, daß es nichts Besseres gibt als essen und trinken und genießen und sich gütlich tun, dieweil der Mensch noch lebt."

Und der selige Franziskus, dieses hörend, wunderte sich in seinem Sinn, und Gott Dank gebend, sagte er: „Gebenedeit seist du, o Herr, der du verborgen hast diese höchsten Dinge den Gelehrten und Klugen und sie den Niedrigsten geoffenbart hast. So ist es, Vater, da es dir so gefallen hat in deinem Ratschluß, Herr und Vater und Beherrscher meines Lebens und meiner Seele, verlasse mich nicht in ihrem Rat und ihrer Gegenwart und lasse mich nicht in diesen Irrtum fallen. Sondern durch deine Gnade gewähre mir, das zu finden, was ich suche, denn ich bin dein Knecht und der Sohn deiner Magd Armut."

*

Nachdem also der selige Franziskus eilig aus der Stadt gegangen, kam er an ein gewisses Feld, wo zwei Greise sehr trübselig saßen, denen, als er sie von weitem sah, er sich nahte. Einer von ihnen sprach in dieser Weise: „Wen werde ich

Digitized by Google

beachten, wenn nicht ein armes Menschlein, das reuigen und demütigen Herzens ist? Und an dieses werde ich mein Reden wenden." Und der andere sagte in dieser Weise: „Kein nützliches Ding schaffen wir auf dieser Welt, und es ist kein Zweifel, daß wir kein Ding mit uns tragen können. Und wenn wir nur so viel haben, daß wir davon leben können und unseren Körper bedecken, das heißt, uns ärmlich kleiden; mit dem müssen wir zufrieden sein."

Sprach der heilige Franziskus: „Ich bitte, daß ihr mir sagt, wo die heilige Armut wohnt, wo sie ißt und wo sie ruht; denn ich schmachte aus Liebe zu ihr." Und sie antworteten ihm: „O guter Bruder, wir sind hier seit langer Zeit, und oft haben wir sie dieses Weges gehen sehen. Und manche Male war sie geleitet von vielen, und oftmals kehrte sie zurück, allein, ohne jegliches Geleite und nackt, ohne jeglichen Schmuck noch Kleid, nur von einem Wölkchen umgeben. Und sie weinte sehr bitterlich und sagte: Die Söhne meiner Mutter haben gekämpft gegen mich! Und wir sagten: Habe Geduld, denn die gut sind, lieben dich. Und nun sagen wir dir: O Bruder, steige auf den großen und hohen Berg, den der Herr ihr zur Wohnstätte gegeben hat in den heiligen Bergen; denn Gott liebt ihn mehr als alle Wohnstätten Jakobs, das heißt, über alle Tugenden. Die Riesen konnten nicht nahen seinen Pfaden, und die Adler haben nicht gekonnt bis auf seinen Gipfel zu fliegen. Die Armut ist eine eigentümliche Sache, die von jedem Menschen verachtet wird; denn sie findet sich nicht im Lande derer, die gemächlich leben, und daher ist sie ihren Augen verborgen, und sie ist verborgen den Vögeln, nämlich den hochmütigen Menschen, die in die Höhe fliegen wollen. Gott kennt ihren Weg und weiß, wo ihre Stätte ist.

„Also, Bruder, wenn du zu ihr gehen willst, ziehe aus die prächtigen Kleider und leg zur Erde jede Schwere und Gelegenheit zur Sünde; denn bist du nicht von diesen Dingen bloß, so

Digitized by Google

wirst du nicht aufsteigen können zu ihr, die in solcher Höhe weilt. Aber da sie gütig ist, sehen die sie mühelos, die sie lieben, und die sie suchen, finden sie mühelos; Bruder, gedenke ihrer; denn jene, die sich ihr hingeben, sind sicher. Nimm treue Gesellen, auf daß, wenn du auf den Berg steigst, du dich mit ihnen beraten könnest und sie deine Helfer seien. Denn wehe dem, der allein ist; wenn er fällt, hat er nicht den, der ihm hülfe, aufzustehen. Aber wenn einer fällt, wird er vom anderen aufgerichtet und unterstützt."

*

Nachdem also der heilige Franziskus diesen Rat erhalten, ging er und erwählte etliche treue Gesellen, mit welchen er rasch zum Berge Gottes und zum Hause der Frau Armut kam, auf daß sie uns ihre Wege lehre und wir ihren Schritten folgen. Von jeder Seite die Höhe des Berges betrachtend und die Pfade und wie schwer das Hinaufsteigen war, sprachen etliche von ihnen untereinander und sagten: „Wer wird aufsteigen können auf diesen Berg und wer auf seinen Gipfel gelangen?"

Dies hörend, sagte der heilige Franziskus zu ihnen: „Brüder, schmal und mühevoll ist der Weg, der den Menschen zum Leben führt, und wenige sind, die diesen Weg finden. Fasset Mut im Herrn und in die Macht seiner Tugend, auf daß uns jede Schwierigkeit und Mühe leicht und mühelos werde. Werfet zur Erde die Last des Eigenwillens, und die Schwere der Sünde schüttelt ab. Und zwinget euch, wie kraftvolle und wackere Männer, werfet von euch die vergangenen Dinge und habt acht auf die Dinge, die folgen und kommen müssen. Ich sage euch, daß jede Stelle, wohin ihr den Fuß setzen werdet, euer sein wird. Und der heilige Geist und Jesus Christus werden uns auf die Höhe des Berges mit den Banden der Liebe ziehen.

„Brüder, wunderbar ist die Hingabe der Armut, aber mühe-

Digitized by Google

los werden wir ihre Umarmungen haben können; denn diese Frau Armut ist von den Menschen und den Völkern fast zur Witwe gemacht. Und die Königin aller Tugenden ist erniedrigt worden und in der Verachtung aller; keiner ist, der sich erkühnet, sie zu rufen. Und keiner wird sein, der sich uns widersetzt, und keiner, der uns ihre Gesellschaft verwehren kann. Alle ihre Freunde haben sie verachtet und sind ihre Feinde geworden."

*

Nach diesen Worten begannen alle vorwärts zu gehen und zu folgen dem heiligen Franziskus, und mit leichtem, mühelosem Schritt erlangten sie den Gipfel des Berges. Und Frau Armut auf der Höhe des Berges betrachtete sie, und sehend, wie machtvoll sie aufstiegen, so daß es nicht schien, als ob sie gingen, sondern flögen, sagte sie voll Verwunderung: „Wer sind die, welche fast wie Wolken fliegen und fast wie Tauben, wenn sie zu ihren Felsensitzen kehren? Lange Zeit ist es, daß ich nicht ihresgleichen sah, so entledigt aller Erdenschwere. Ich werde zu ihnen sprechen, die meinem Herzen gemäß, und ihnen sagen, daß sie nicht wie viele andere tun, das heißt bereuen sollen, auf diesen Berg gestiegen zu sein, und umkehren, die kleinen und niedrigen Dinge zu suchen. Ich weiß, daß sie mich nicht ohne meine Einwilligung haben können; aber es wird mir zum Lob und Ruhm vor meinem himmlischen Vater werden, wenn ich ihnen Heilesrat gebe."

Da kam eine Stimme, die sagte: „Wolle nicht fürchten, Tochter Gottes; denn diese sind der Samen, den Gott gesegnet hat, und er hat sie auserwählt in makelloser Liebe."

* * *

Digitized by Google

DIE SCHÖNE MELUSINE

Vier Holzschnitte aus der neuen Ausgabe des Volksbuchs nach dem ältesten Druck vom Jahre 1474



Wie Reymund, also irres Reitens, in großer Klag zu dem Durstbrunnen kam, und Melusina da zu ihm kam und ihn tröstet und ihm alles sagt, das ihm widerfahren oder künftig war



Wie Frau Melusina und Reymund zusammen bei der Kapell von dem Bischof vermählet wurden

Digitized by Google



Wie Reymund Melusina im Bad sah, und er zumal übel erschrak und in großem Zorn seinen Bruder von sich schicket; wann er ihm Arges von Melusina, seinem Gemahel, saget, das er aber nicht erfunden hätte



Wie Melusina Reymund gesegnet und alles Volk, und schied weinend und schreiend hinweg

Digitized by Google

GRIECHISCHE REISEBILDER

BRIEFE AUS OLYMPIA

Von *Ernst Curtius*[1]

SOMMER 1838. Man kommt durch einen Paß zwischen zwei Hügeln, der höhere links, das Kronion, rechts ein Hügel in Tumulusform mit zwei Pinien, diesen nennen die Griechen jetzt Antilalo. Das ist Olympia, die Ebene zwischen Alpheios und Kladeos, die heilige Altis. Die von den Franzosen aufgegrabenen Fundamente des Olympischen Tempels sind wenige Schritte von diesem Hügel, dem Alpheios zu, gelegen. Man kann jetzt in Olympia wenig mehr tun, als sich dieses Tal ansehen und seine Lokalität einprägen und mit Pausanias und eigener Phantasie mit dem früheren Schmucke zu zieren suchen. Das Tal ist weit und anmutig, aber nicht sehr ausgezeichnet. Die jenseitige Wand ist hübsch grün, von kleinen Bächen unterbrochen. Vom Kronoshügel hat man die beste Übersicht über die hügelige Ebene, in der gewiß jede der Erhebungen eins der vielen Heiligtümer trug. Die Franzosen haben bloß einen kleinen Anfang mit dem glänzendsten Erfolg gemacht. Das Kronion ist der ausgezeichnetste Hügel, der von der rechten Reihe am meisten vorspringende und höchste, er ist mit Pinien bewachsen. Die Ausdrücke über

[1] Curtius bereiste Griechenland zum erstenmal 1837. Die Ausgrabung Olympias durch die Deutschen ist sein persönliches Verdienst. Schon Winckelmann lockte die Aufgabe. Französische Gelehrte unter Abel Blouet fanden 1829 bei einer kurzen Grabung an der Stelle des Zeustempels mehrere Metopen, die heute noch im Louvre aufbewahrt werden. Curtius warb schon als Jüngling für die Aufdeckung des Festplatzes und begeisterte durch einen Vortrag 1852 alle Hörer, besonders den Kronprinzen Friedrich Wilhelm für seinen Plan. Erst nach dem Krieg von 1870/71 konnte er die Verwirklichung durchsetzen. Die Ausgrabungen wurden in den Jahren 1875—1881 auf Kosten des Reichs von deutschen Gelehrten musterhaft ausgeführt und die Ergebnisse in dem monumentalen Werk „Olympia", herausgegeben von E. Curtius und Fr. Adler, Berlin 1890 ff., veröffentlicht; die Funde blieben an Ort und Stelle im Museum zu Olympia. Die oben abgedruckten Briefe von Curtius schildern den Zustand des Festplatzes vor und während der Ausgrabung.

Digitized by Google

seine Höhe bei Pindar sind sehr übertrieben, einen höheren findet man nicht, um seine Ausdrücke zu rechtfertigen. In der Reihe des Kronion mehr stromaufwärts ist eine kleine Talöffnung, die wohl das Olympische Stadion gewesen sein mag, doch sind die Formen hier sehr täuschend und veränderlich. Der Alpheios hat viel Land an- und fortgeschwemmt. Deutlicher ist an einer Terrasse, dem Alpheios zu sich öffnend, der alte Hippodrom. Außerdem westlich vom Tempel noch ein altes byzantinisches kirchliches Rundgebäude mit Bögen auf Pilastern ruhend, in der Erde steckend. Man scheidet von Olympia sehr unbefriedigt. Das Lokal selbst macht keinen großen Eindruck, doch war es mir eine Freude, auf dem Kronoshügel Pindarische Oden zu rezitieren und mir von verschiedenen Weltgegenden her die Roßzüge und Maultiere kommend zu denken. Baudissin aber sowohl wie ich fanden die Luft so drückend, daß wir matt und müde wurden. Es bleibt fast unbegreiflich, wie in dieser Niederung in heißester Jahreszeit die Griechen so arbeiten, rennen und ringen konnten.

29. April 1874. Gestern mittag kamen wir mit einer Karawane von zwölf Pferden hier an. Druwa ist ein Dorf, das erst vor dreißig Jahren sich hier angesiedelt hat auf einer Höhe über dem Alpheiostale. Man sieht von hier das ganze Alpheiostal. Auf steilen Wegen steigt man hinunter. Gestern nachmittag haben wir zum ersten Male die Gegend durchmustert, heute den ganzen Tag unten gearbeitet. Die ganze Gegend ist in Aufregung und erwartet eine neue Ära des Ruhmes und Wohlstandes. Wir lassen einige Gräben ziehen und zur Probe kleine Grabungen machen. Heute haben wir Sturm und Regen, ein echt deutsches Aprilwetter, welches zu der Landschaft, die an Thüringen erinnert, vortrefflich paßt.

3. April 1880. Wir hatten von Zante eine herrliche Fahrt in offenem Segelschiff. In vier Stunden kamen wir nach Ka-

Digitized by Google

takolo. Wir blieben die Nacht in Pyrgos. Gestern früh bei herrlichstem Wetter nach Olympia. Unterwegs empfingen uns die jungen Leute, in Olympia Treu und Frau nebst M. Newton. Charalampos stieg auf den Tisch und hielt eine Rede. 450 Arbeiter donnerten auf das Wohl des Kaisers, das ich mit einem Dank und Hoch auf König Georg erwiderte.

22. April 1880. Gott sei Dank ist alles gut gegangen. Das Wetter ist herrlich, jeder Atemzug Wonne. Der Frühling zieht endlich ein. Die Platanenblätter und Feigenblätter kommen schüchtern heraus, der Ginster bedeckt die Höhen mit gelbem Schimmer, und auch die Oleanderblüten melden sich an. Zartes Weinlaub grüßt auf allen Höhen, die überall urbar gemacht werden, und die immergrünen Pinien sehen so frisch aus, als ob sie eben herausgekommen wären.

Die altberühmte Rennbahn ist jetzt vor allem anderen, was mein Interesse in Spannung hält. Es sind die Steine an Ort und Stelle wieder freigelegt, von denen die Läufer ausliefen und wohin sie schweißbedeckt anlangten. Zwanzig in einer Reihe konnten zusammen laufen. Man sieht noch die Löcher, in denen die Pfeiler standen, welche die vier Fuß breiten Standplätze voneinander trennten.

9. Mai 1880. Donnerstag abend fanden wir noch den Kopf der Hippodameia, und am Abend gaben uns die jungen Leute ein Zauberfest mit bunten Lampen in der Gartenlaube. Mein Herz ist voll von Freude und Dank. Die letzten Ausgrabungen waren an Einzelfunden nicht reich, aber ich habe die frohe Überzeugung gewonnen, daß wir würdig abschließen können. Dazu werden Zeit und Mittel noch ausreichen. Die jungen Leute haben alle ihre volle Pflicht getan, und wir können mit gerechtem Stolze auf das Geleistete sehen. Es wird von allen Sachverständigen in der ganzen Welt anerkannt werden als ein Werk, das den Deutschen Ehre macht und Licht schafft nach allen Seiten. Ich selbst habe in der täglichen Berührung mit den

Digitized by Google

Altertümern von Olympia viel gelernt und ganz neue Anschauungen gewonnen. Ich bin in stillem Herzen dankbar für das Gelingen unseres Werkes und weiß, daß ein reicher Segen darauf ruht, der sich immer mehr geltend machen wird.

*

CHÄRONEA UND DELPHI

Von *Hermann Hettner*

Nach der unglücklichen Schlacht von Chäronea brachten die Athener ihre Toten nach Athen und bestatteten sie, wie es seit dem zweiten Perserkriege bei ihnen Gesetz und Brauch war, in der Gräberstraße des äußeren Keramikus. Eine einfache Inschrift pries die Tapferkeit der Gefallenen. Wir kennen diese Inschrift aus der Rede des Demosthenes über die Krone. Die Thebaner aber begruben die Toten auf dem Schlachtfelde selbst. Und nicht eine Inschrift stellten sie auf das Grabmal, sondern das Kolossalbild eines sterbenden Löwen.[2] Im Jahre 1818 ist dieser Löwe wieder aufgefunden. Das Erdreich hatte sich unter seiner Last gesenkt; vom Anfang an schon aus mehreren Teilen zusammengesetzt, ist er in neun verschiedene Stücke auseinander geborsten. Der Leib ist innen hohl; nicht aber auch der Kopf. Dadurch widerlegt sich von selbst die Vermutung Göttlings, als habe dieser Löwe vielleicht zugleich als Brunnenleitung gedient. Wie erschütternd ist die Sprache dieses stummen Denksteins! — Die Formen dieses gewaltigen Leibes sind so kräftig und stolz und edel; man sieht, der Löwe, wenn er nicht siegen kann, ist ein Held auch noch in seinem Untergange. Vom Kampf bis zum Tod ermattet, hat er sich niedergekauert, den Schweif tief eingezogen; aber noch rafft er die letzte Kraft zusammen und stellt sich trotzig auf die Vordertatzen. Vergebens! das Auge bricht ersterbend. Die Mundwinkel öffnen sich zu lautem Schmerzschrei; der Löwe

[2] Das Denkmal wurde in seiner jetzigen Gestalt in den Jahren 1902/3 von dem griechischen Archäologen Soteriades wiederhergestellt.

Digitized by Google

preßt jedoch die Lippen fest zusammen; er will nicht, daß man von ihm eine Klage höre.

Der sterbende Löwe! Es ist ein stolzes Sinnbild; und neuere Bildhauer haben es nur allzuoft bei recht unpassender Gelegenheit nachgebildet. Griechenland aber hatte ein Recht dazu, sich die Trauer über den Fall seiner Freiheit durch selbstbewußten Stolz zu mildern. Hier bei Chäronea flammte noch einmal die alte politische Tatkraft auf; alle inneren Feindseligkeiten verstummten der von außen drohenden Gefahr gegenüber. Mehr als tausend Athener fielen; fast ebenso viele Thebaner, und unter diesen Thebanern war die heilige Schar jener dreihundert Jünglinge, die noch keine Schlacht besiegt hatte und die auch hier, ihrem Eide getreu, nicht von der Stelle wich. Dieser Untergang Griechenlands ist eine Tragödie im höchsten Sinne des Wortes. Der Held geht unter; aber das Große und Schöne, was in ihm lag, bleibt unverloren und keimt zu neuer Lebenskraft.

Delphi. Man sieht Delphi nicht früher, als bis man unmittelbar an Ort und Stelle ist. Wahrlich, dieser erste Blick auf dies umschlossene, heilige, friedvolle Tal von Delphi muß im Altertum von einer wahrhaft dämonischen Macht gewesen sein! So gewaltig und unerwartet ist er! Sogar jetzt noch, da doch die alte Pracht und die religiöse Weihe des Ortes für immer entschwunden sind, ist er noch tiefergreifend. Denke Dir ein enges Felstal, das in seiner Ferne auffallend an das Halbrund eines alten Theaters erinnert. Die Rundung wird gebildet durch eine sanft eingeschweifte Berglehne des Parnaß. Sie ist die Nordseite des Tals. Auf der Ostseite springen schroff zwei riesige Felswände, die sogenannten Phädriaden, vor, und auch die Westseite ist durch einen vorspringenden Felsrücken geschlossen, der zwar niedriger ist als die östlichen Felsen, aber dessen Wirkung verstärkt wird durch die herüberragenden Gipfel der lokrischen und ätolischen Berge. Und auf der

Digitized by Google

Südseite schließt den Halbkreis geradlinig der Zug der Kirphis, an deren Fuß sich der Pleistos durch eine tiefe Schlucht hindurchwindet. Zur Zeit der alten Pracht und Herrlichkeit erhoben sich nun auf der oberen Hälfte des Kreises die Häuser und die heiter strahlenden Tempel stufenweis übereinander wie die Sitzreihen eines Theaters, teils auf natürlichen, teils auf künstlichen Terrassen, von denen einige noch heute zu sehen sind. Auf einer der letzten Stufenreihen lag das alte gottgeheiligte Orakel, das der Stadt Dasein und Ruhm gab, überdeckt von dem kunstreichen Gotteshaus des Apollo, das rings die grünen Bäume des Tempelhaines und hochragende Bildsäulen umgeben.

Der Menschen Werk, war es auch noch so herrlich und kunstreich, ist zertrümmert und zerfallen. Aber die landschaftliche Natur ist in allen Stürmen unverändert dieselbe geblieben. Noch sind oben auf der höchsten Spitze des delphischen Berges die in den natürlichen Fels gehauenen Sitzstufen der Rennbahn, und nicht weit von ihr entfernt, dicht unter schroffer Felswand, sprudelt nach wie vor jene hellperlende Quelle, die der ortskundige Ulrichs als den alten Stadtbrunnen der Delphier, als die Delphusa sicher erkannt hat. Noch sehen wir etwa hundert Schritt unter dieser eine andere Quelle, die Kassotis, deren heiliger „immerströmender Born den pythischen Lorbeer tränkte und das heilige Myrtengebüsch des ewigen Götterhaines". Und noch sehen wir auch die liedergepriesene Quelle der Kastalia, in deren silberklarem Weihwasser sich die Priester des Gottes und alle, die von dem Gotte Rat oder Sühnung verlangten, sich baden und reinigen mußten. Und dicht über dieser Kastalischen Quelle erheben sich steil die nackten, neunhundert Fuß hohen Felswände der Phädriaden, von denen man in den älteren Zeiten alle Frevler herabstürzte, die schwere Verbrechen am delphischen Heiligtum verübt hatten. Eine tief eingegrabene Schlucht, durch die ein Gießbach herabfällt,

Digitized by Google

trennt sie so malerisch kühn in zwei gesonderte Massen, daß sie zumeist der Grund waren, warum die römischen Dichter den vielgipfligen Parnaß fast nur als den biceps Parnassus, d. h. als den zweigipfligen, zu bezeichnen pflegten. Sage man aber, was man wolle, der Eindruck solcher altehrwürdiger geheiligter Stätten hat etwas tief Magisches in sich. Diese klare Flut der Kastalia, die Steinstufen, die in sie hinabführen, die kleinen Nischen dort an den Felswänden, zur Aufnahme frommer Weihebilder bestimmt, beschäftigen die Phantasie unaufhörlich und reizen sie, die große Vergangenheit aus dem Schutt und Trümmer, unter dem sie begraben liegt, wieder wachzurufen.

* * *

VIKTOR EFTIMIU
PROMETHEUS
DER TRAGÖDIE FÜNFTER AKT

Prometheus hat gegen den Willen seiner Mutter Themis, aber im Einverständnis mit seiner anfangs widerstrebenden Gattin Eromenia dem schlafenden Hephaistos einen Funken des von ihm behüteten Feuers geraubt, um es den Menschen, die ihm in Than, dem Manne, und Li, der Frau, persönlich nähergetreten sind, zu bringen. Er wird deshalb von Zeus zu der bekannten grausamen Strafe verurteilt, die Hephaistos und Apollon an ihm vollziehen. Nach Jahrhunderten unsäglichen Leidens von Herakles befreit, begegnet er bei dem durch ihn erleuchteten, aber überheblich gewordenen Menschengeschlecht nur schroffer Abweisung, und der zerknirschte trotzige Titane unterwirft sich wieder Zeus' Gebot. Nachdem Jahrhunderte über dem Hingesunkenen vergangen sind, erscheint er in der folgenden Situation des fünften Aktes, über den Hugo von Hofmannsthal in seinem Geleitwort schreibt: „Hier stellt der Dichter an sich selbst die höchsten Forderungen, zugleich verlangt er von der Sprache, in der er lebt und webt, daß sie sich in der gefährlichsten höchsten europäischen Region bewege, wo das irdisch-sinnliche Sprachwesen sich, um das Erhabenste zu sagen, fast seiner schönen Sinnlichkeit entäußern muß, der Begriff aber, um nicht zum kahlen philosophischen Terminus herabzusinken, nicht völlig eines durchsichtigen gestalthaften Elementes, einer geistig-leib-

Digitized by Google

lichen Aura entraten darf. Die Sprache, die diesen Flug vermag, ist wahrhaft mündig. Was der Dichter ihr hier zumutet, gleicht der strengen Forderung der Bienenkönigin an ihre Bewerber, wenn sie sich in immer höhere Regionen des Äthers emporschraubt, um nur mit dem sich zu verbinden, der ihr so hoch hin zu folgen vermag, wo alle Mitbewerber von ihren Kräften verlassen zurückbleiben.“

Der Verfasser der Tragödie, deren Übertragung durch Felix Braun der Insel-Verlag vorlegt, darf als der Repräsentant der gegenwärtigen dichterischen Generation Rumäniens gelten.

Abhang eines Berges. Prometheus, das Haupt in den Händen, sitzt auf einem Stein neben dem erloschenen Feuer. Hephaistos tritt ein, verwandelt, der Gestalt des Satans ähnelnd. Er versucht, das Feuer wieder anzufachen, vergeblich quält er sich ab mit Hauchen und Blasen.

HEPHAISTOS

Völlig erloschen. Jede Müh umsonst.
Erkaltet ist die Asche. Selbst das heilige
Feuer vergeht, wenn niemand sich drum sorgt.

PROMETHEUS

Was machst du da?

HEPHAISTOS

Schau, noch einmal versuch ich,
Es ist zu entfachen. Aber nicht der kleinste
Funke springt mehr heraus.

PROMETHEUS

Seltsam. Und hat
Doch so gelodert.

HEPHAISTOS

Das ist lange her,
Daß dieser Kranke tot ist. Seit Jahrhunderten
Verbrannte Kohle — fort auf den Schindanger!

Er zerstampft die Asche mit den Füßen.

PROMETHEUS

Wie? Seit Jahrhunderten, sagst du?

HEPHAISTOS

Gewiß!
Nicht nur Göttern wie dir scheint ein Jahrhundert
Einer Sekunde gleich. Die Ewigkeit

Digitized by Google

Währt länger nicht denn eine Nacht. — Recht hast du,
Für höchst seltsam zu finden, daß das Feuer
Erlosch, du König des gestohlnen Feuers.

PROMETHEUS

ihn erkennend

Hephaistos — du?

HEPHAISTOS

erstaunt

Hephaistos? — Ah! Ja so!
Richtig, so hieß der Gott des Feuers doch
Vormals, in alten Zeiten des Olymps.

PROMETHEUS

Was hör ich da? — Herakles, eben erst —

HEPHAISTOS

Wie? Zehn Jahrhunderte sind schon dahin,
Seit dich vom Geier Herakles erlöste.

PROMETHEUS

So wacht' ich reglos seit Jahrhunderten
An diesem Ort bei dem erloschnen Herd?

HEPHAISTOS

Ja, Freund. Zerstört ist der Olymp auf ewig.
Nur du noch trägst sein Bild in deiner Seele.
Aber die Götter, Göttinnen, Halbgötter,
Verwandelt sind sie, wie sich alles wandelt.
Doch fürchte nichts. Auch du vielleicht, Prometheus,
Verwandelst morgen dich, wie sich der Geier
Als neue Gottheit wandelte zur Taube.

PROMETHEUS

Glaub mir, daß ich kein Wort versteh. Was sagst du?

HEPHAISTOS

Wie, du Vergeßlicher? Hast du nicht selbst
Dem Zeus verkündet, da du dich empörtest,
Er stürze einmal in den Tartaros?

Digitized by Google

Hast du nicht ihm geweissagt, eine neue
Gottheit beherrsche einst an seiner Statt
Die Welt? So ist's. Sie herrscht und nennt sich —

PROMETHEUS

Freiheit!

O sei gesegnet, Göttin! Endlich!

HEPHAISTOS

Oh —

Ich bitte dich, ich bitte dich — ein schlechter
Prophet bist du. Wohl stürzte der Olymp,
Doch die gepriesne Morgenröte ist
Noch nicht erschienen. Nichts hat sich geändert,
Was jene alte Tyrannei betrifft.
Ein neuer Glanz hat unsern Blick geblendet,
Ein neues Wort verkündigt Frühlingslicht;
Doch bleibt die Seele in der ewigen Nacht.

PROMETHEUS

Hephaistos, sag — wer ist jetzt Herr der Welt?

HEPHAISTOS

Zebaoth ist's. Jehova! Eine Art
Von neuem Zeus. Ein Gott mit wilder Stirn,
Doch voller List, die feierlich für Weisheit
Sich ausgibt, tückisch. Aus barbarischen Zonen
Herbraust' er als ein Sturm. Zum Tartaros
Schmettert' er Zeus, daß der mit seinem lieben
Vater dort schwatze, doch uns andre Götter
Berief er, ließ sich Treue schwören, gab
Jedem etwas. Ah, der weiß zu regieren,
Der Alte, der Jehova! Der hat nicht mehr
Den Blitz — er gab ihn einem Greis, Elias.
Götter gibt's nicht mehr, dafür Heilige,
Erzengel, Engel, je nachdem sie alt sind.
Apoll, der heute noch voll Goldglanz strahlt,

Digitized by Google

Ist der Erzengel Fürst: Michael heißt er.
Sehr stolz ist er geworden. Mit dem Schwert
Gleicht er dem Mars — er ist der Weltenrichter.

PROMETHEUS

Doch all die andern?

HEPHAISTOS

Tja — der alte Heuchler,
Hat uns heilig gesprochen mir nichts dir nichts,
Ob wir's nun wollten oder nicht. Wir alle,
Götter und Göttinnen, sind jetzt Erzengel,
Höchst sittsam alle, brav, unschuldige Seelen.
Du würdest mir selbst Aphrodite nicht
Abspenstig machen — sie betrügt mich nimmer
Mit alt und jungen Göttern, sie ist alt,
Die Arme, selbst und heißt jetzt Magdalena.

PROMETHEUS

Und du?

HEPHAISTOS

Immer der Alte. An dem Hinkfuß
Hab ich jetzt einen Huf von einem Esel,
Pferd oder Bock oder sonst einem Vieh.
Noch herrsch ich über's Feuer, habe spitze
Waffen, spring durch die neue Welt wie Pan:
Vor deinen Augen steht Satan-Hephaistos.

PROMETHEUS

Satan?

HEPHAISTOS

So heiß' ich jetzt. Auch Beelzebub.
Oder auch Luzifer, Teufel und Dämon,
Je nach der Landessitte, wie man's spricht.
Auch ich war ein Erzengel einst des Himmels,
Apollon gleich. Der Alte hätschelte
Mich überaus, doch ward ich's satt, zu dienen.
Und dir gleich, Bruder, rebelliert' ich auch.

Digitized by Google

PROMETHEUS

So mag ich dich. So hör ich's gern. Ich wußte,
Daß du kein Joch erträgst und keine Fessel,
Daß du dich opfern würdest für die Menschen.

HEPHAISTOS

Aber — aber —! Das hab ich nicht behauptet!
Ich mich für Menschen opfern!

PROMETHEUS

Doch was sonst?

HEPHAISTOS

Selbst will ich Herr sein an Jehovas Platz!

PROMETHEUS

Aus meinen Augen! — Weg, Satan-Hephaistos!
Ich hab mich nicht aus eitler Sucht nach Ruhm
Geopfert, sondern für das Glück der Menschen.

HEPHAISTOS

Narr! Und wie haben sie dir's heimgezahlt?

PROMETHEUS

Ich hab es nicht um Lohn getan.

HEPHAISTOS

Hör!

PROMETHEUS

Fort!

HEPHAISTOS

Mein Freund, wir haben beide unsre Narrheit.
Deine heißt: „Glück der Welt" und meine: „Herrschaft".
Sehr gut begreif ich deine, hör dafür
Auch meine und erzürne dich nicht gleich.
Die Welt vergibt nur eine einzige Krone —
Der Weg zu ihr hat für uns alle Raum.
Ich zog aus an der Spitze riesiger Heere,
Sie zu erobern. Doch entgegen trat

Digitized by Google

Mir der Erzengel Michael. Der Kampf
War schrecklich. Ach, sie haben mich geschlagen
Und hier hinab auf diesen Stern gestürzt,
Die Erde, ein Gemächt aus Gold und Kot.
Ich frage dich nun: halten wir zusammen?
Blick um dich: welche Schätze — welcher Reichtum!

PROMETHEUS

Warum mit mir das dir Verliehne teilen?

HEPHAISTOS

Ich kann es nicht allein besitzen. Sieh —
Ich bin nur der, der in des Menschen Seele
Den hohen Sinn verlöscht, jedoch es darf
Das Böse nie allein die Welt beherrschen.
Drum diesen brüderlichen Vorschlag mach ich:
Vereinen wir uns. Was auf Erden gut ist,
Es soll dir zugehören, soll dir bleiben.
Du wirst, Prophet, die Weltenfackel sein.
Nimm du das ganze Licht, gib mir den Schatten,
Doch laß mich tun im Schatten, was ich mag.

PROMETHEUS

Ein Handel, wie es keinen bessern gibt!
Und was willst du im Schatten tun, das sag!
Auf Menschen lauern, um sie zu vernichten?
Vortrefflich! Doch so listig du auch seist,
Mich fängst du nicht! Vergeblich rechnest du
Mit meinem Haß gegen die Menschheit. — Oh —
Noch jetzt lieb ich den Menschen. Einmal hab
Ich ihm etwas geschenkt — das bindet mich
An ihn für ewig. Ja, treu bleib ich ihm.
Von Edelsinn mach ich sein Herz erstrahlen
Und geb ihm alles, was ich hab an Gutem —
So werden wir noch deiner Herr zu zweit!
Als Zeus dem Menschen Untergang ersann,

Digitized by Google

Erträumt' er doch die Schöpfung neuer Menschen.
Du aber willst Vernichtung durch das Böse,
Durch ihren Sturz Vernichtung meines Traums,
Den du noch immer mir durchkreuzest, aber
Ich kenne dich und bin zum Kampf bereit.

HEPHAISTOS

Zum Kampf denn, wenn's dir Spaß macht, doch nicht hier!
Du sollst mich hören durch den Mund des Volks.
Ich werde Selbstsucht predigen, Habsucht, Gier,
Eitelkeit, Trägheit, Hochmut. Alles das
Hab ich zu dir schon vor Jahrhunderten
Gesprochen durch des ewigen Menschen Mund:
Nicht Than war's, nicht der Mensch: ich war's, Satan!

PROMETHEUS

Sei denn gepriesen! Das hab ich gewußt:
Die Menschen waren meines Opfers wert!
Nicht Than war's also, der so sprach, nein, du!
Also bleibt Than wert meines Mitleids! — Nein,
Ich täuschte mich nicht, wenn ich dich geliebt,
Du armer Mensch. Dein Wesen ist viel besser,
Viel größer deine Seele, als ich's wähnte.
Oh welch ein Glück, zu denken, daß mein Opfer
Doch nicht vergeblich war, daß künftigen Zeiten
Mein Traum kein trauriger Wahn mehr scheinen wird!
Ein böser Geist schlich in den Menschen, macht'
Ihn böse — daß ich doch den Dämon ihm
Entreißen könnte und den Menschen retten!
Dank dir, Satan. Du hast mich mit mir selbst
Versöhnt. Noch einmal richtet der Besiegte
Sich mit der alten Heldenseele auf.

Hephaistos verschwindet in einer Lohe. Apollon erscheint in der Gestalt des Erzengels Michael.

Digitized by Google

APOLLON

Gruß dir und Ruhm, Besieger allen Staubs!

PROMETHEUS

Gruß dir und ewigen Ruhm, o Fürst des Lichts.

APOLLON

Wisse, daß dein Gebet zum Himmel drang!
Jehova sendet mich, der Herr der Welt,
Den Überwinder höllischer Versuchung
Zu sich zu rufen. Ihm zur Rechten sollst
Du thronen, der Erhöhteste der Engel,
Der Hochgeliebteste der Söhne. Folg mir
Zum Herrn empor!

PROMETHEUS

Wie? Also sind die Götter
Versöhnt, und dem Empörer wird vergeben?
Ist's nicht zu spät? Der schrecklich finstere
Erzengel breitet seine schwarzen Flügel
Überallhin. Wie könnt' ich ihn besiegen,
Ich ganz allein, o Zebaoth?

APOLLON

Folg mir!
Du wirst die Hoffnung, wirst die Freude bringen
All denen, die mit Tränen den Messias
Erharren. Einzig deine Stimme darf
Den neuen Glauben singen der Erlösung
Der Welt. Komm!

PROMETHEUS

Ja, ich komme. Schon erwacht
Ein Licht in meiner Brust, ich fühle Wellen
Von Liebe strömen. Eine neue Seele
Regt sich in mir mit alter Liebeskraft:
Der ich einst war — derselbe werd ich wieder —
Oh Wunder, wie sich's liebevoll vertauscht!

Digitized by Google

Der Himmel öffnet sich. Zebaoth hoch auf dem Weltenthron, umschart von Erzengeln, breitet die Arme nach Prometheus, der mit Apollon gegen ihn zuschreitet. Hinter ihnen sinken Wolken nieder und schließen den Himmel.

Auf der Erde läuft Than dahin, von Hephaistos verfolgt.

HEPHAISTOS

Halt — du!

THAN

Ich fürchte mich.

HEPHAISTOS

Vor mir?

THAN

Vor mir!

Vor mir! Vor dir auch. Oh — der Schmach! Ich habe
Verleugnet und vertrieben meinen Herrn,
Verwirkt den Glauben und verwirkt das Heil.
Sinnlos irr ich dahin. Nun wird mein Schlaf
Schwer sein und ohne Träume. Ach, mich hatte
Herrschaft verblendet. Gnade! Ich versinke
In Nacht, schrecklicher Nacht! Weh! — Wo mich bergen?
O Herr, ich fühl es, nahe kommt dein Reich.
Wozu gabst du den Geist mir? Hab Erbarmen!
Wohin denn wend ich mich, verirrtes Schaf?
Was ist mein Los?

zu Hephaistos

Antwort! Was kann ich wollen?
Wohin geh ich?

HEPHAISTOS

Zerbrich dir nicht die Zunge
Über der ewigen dummen Frage! Kehr
Zurück in deine Höhle, die du nie
Verlassen hättest sollen. Immer hab ich
Dir das gepredigt: dies ist dein Geschick.
Kehr in die alte Höhle heim. Erneure
Die große Zeit der Sklavenschaft, da du

Digitized by Google

Die Erde hattest, frei mit Wind und Wogen
Dahinliefst, lachtest, sangest, heultest. Kehr
Heim in die Höhle!

THAN

Niemals! Nein! Ich kann nicht!
Ein edles Schicksal ist mir zubestimmt,
Ein großes, heiliges!

HEPHAISTOS

Glaubst du? Nun, du wirst
Die alten Sünden nicht abwaschen.

THAN

Doch!
Ich will's versuchen!

HEPHAISTOS

Da wirst du dich täuschen.
Laster und Lüge werden deine Speisen.
Dem Licht kannst du nicht folgen — folg drum mir!
Du bist ein Mensch; das heißt: ein wildes Tier.
Drum wirst du nochmals den Propheten kreuzigen.
Ich, der in Herzen liest und Zukunft vorschaut,
Ich sage dir: dein Hirt wird angenagelt.
Werden selbst Götter sanft: der Mensch bleibt böse.
Den, der euch liebt, straft ihr am bittersten.
Was träumst du höh'res Los? Es ist umsonst.
Den Einzigen kreuzigt ihr ja, den Erwählten.
Folg mir denn: mich wird keiner kreuzigen.

THAN

Zu schön siehst du die Zukunft vor dir, Satan.
Wer sagt mir denn, daß der Erlöser starb?

HEPHAISTOS

Du glaubst nicht? Gut. Sieh dort hinab! Was merkst du?

In der Tiefe, zwischen Wolken, wird ein Hügel sichtbar, auf dessen Gipfel ein gekreuzigter Mensch.

THAN

Ein Mann am Kreuz! — Er ist's!

Digitized by Google

HEPHAISTOS

Glaubst du es jetzt? —
Mit ausgestreckten Armen festgenagelt,
Mit blutiger Stirn, zerschmettertem Gebein:
So büßt der neue Heiland dieser Welt
Für die Erlösung und das Paradies.
Siehst du? Die Lanze eines Legionärs
Durchsticht die Weiche ihm. — Der Geier scheint
Nicht mehr genug, doch aber ist's dasselbe.
Die Frauen kommen jetzt, die um ihn trauern.
Die Mutter, die Geliebte. Wie sie weinen,
Daß sie zum zweitenmal ihn so verloren.
Hör ihre Klage! Wenn du magst, so bleib.
Wir treffen uns noch in der Welt. Ich bin's,
Der dir zuerst entgegentreten wird.

Verschwindet.

THEMIS

Mein süßer Sohn. Jetzt werden sie dich legen
Unter die schweren Platten deines Grabs.
Du Licht des Lichts, entflieh nicht meinem Blick!
Mein schönes Kind, wohin ist deine Schönheit?

EROMENIA

Gesteinigt, angespien, getränkt mit Galle,
Mit Dorngeflecht umwunden deine Stirn,
Scharf eindringendem, — schönster aller Menschen,
Bester, den jemals Himmelsöl gesalbt,
Mußtest du diesen Tod der Schmach erleiden?
Der seine Seele hingab in der größten
Barmherzigkeit, daß er die Welt erlöse,
Muß er denn wirklich unter Schächern sterben?

THEMIS

Spender des Lebens, der du hingemordet
Von denen wardst, die du getröstet hast,

Digitized by Google

Und denen du vergabst im letzten Hauch,
Mein süßer Sohn, wie soll noch Leben sein
In uns, im Himmel, in den Wassern, wenn
Du nicht mehr da bist? Kann die böse Erde
Noch fortbestehn durch die Jahrhunderte?

Die Vision des Golgathahügels vergeht, die Wolken schwinden. Themis und Eromenia steigen herab, in Glorie beide.

EROMENIA
im Licht

Ewig dauert die Erde. Denn das Wort,
Das heilende, umfließt sie, hüllt sie ein.
Ein neues Licht reift, schwebt zur Welt hinab.
Heil dem, der leuchtete, da er erlosch!

THEMIS

Heil dem, der wußte, was die Zukunft barg.
Das Wort der Schrift erfüllte er. — Heil dir!

EROMENIA

Ruhm dir! Das Feuer mehrt sich immerzu.
Jetzt und in Ewigkeit, Herr, sei gelobt!

THEMIS

Gelobt sei, Herr, im spätesten Jahrhundert!
Schon neigen alle Völker sich vor dir.
Ein neues Licht taut auf gebeugter Stirn —
Ostergesang erschallt von Bergeshöh'n.

EROMENIA

Ostergesang erschallt aus Talestiefe.
Die Sonne strahlt auf eine beßre Welt.
Die Herzen hoch! Nicht zittert mehr die Zeit.
Im Dunkel stirbt das Alte mit dem Bösen!
Hosiannah!

Stimmen fallen von überallher ein, Hosiannah rufend. Die Stirn in seinen Händen, kniet und schluchzt Than.

Digitized by Google

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Bevor wir in die Besprechung unserer Neuigkeiten und Neuauflagen eintreten, machen wir darauf aufmerksam, daß auch wir nunmehr zu dem Schlüsselzahlsystem des Börsenvereins der deutschen Buchhändler übergegangen sind. Wir haben demgemäß für unsere Verlagswerke Grundzahlen festgesetzt, die mit der jeweilig geltenden Schlüsselzahl zu multiplizieren sind.

Wenn dieses Heft in die Hände unserer Leser gelangt, ist die von uns schon wiederholt angezeigte Vorzugsausgabe von Rainer Maria Rilkes Duineser Elegien erschienen. Eine erhabene innere Gestaltung hat in diesem Buch eine ebenbürtige äußere Gestalt empfangen. Diese Vorzugsausgabe ist bis auf wenige Exemplare vergriffen; die allgemeine Ausgabe wird im Laufe der nächsten vier Wochen folgen. Aus dem neuen Buche Michael Bakunin und die Anarchie von Ricarda Huch, das die Dichterin in unverminderter Kraft ihrer Begeisterung zeigt, haben wir in diesem Heft ein Kapitel wiedergegeben. Theodor Däubler, der noch immer in Griechenland weilt, um dort den Zusammenhängen unserer mit der griechischen Kultur nachzuspüren, hat auf diesem Wege auch die Themen zu den beiden Werken Der heilige Berg Athos und Sparta gefunden, die wir nunmehr der wachsenden Gemeinde des Dichters darbieten. Albrecht Schaeffers neues Buch Dichter und Dichtung ist seinen Freunden durch den Auszug im vorigen Heft nahegebracht worden. Es ist ein starker Band von fünfhundert Seiten und wird als eine außerordentliche, kritisch gestaltende Leistung bewertet werden. Sein gleichzeitig erscheinendes Buch Das Kleinod im Lotos ist die Umdichtung eines 1879 erschienenen englischen Werkes und behandelt die Geschichte des Prinzen Siddartha, des späteren Buddha, die das morgenländische Gegenstück zu unserer Parzivalsage ist. Das Kleinod im Lotos und der Gral sind ein und dasselbe: Barmherzigkeit, Liebe und „Der Weg": der Weg zur Erlösung. Die Reihe der Deutschen Meister wurde um den Band Albrecht Altdorfer von Hans Tietze vermehrt. 127 Abbildungen schmücken ihn. Seit dem grundlegenden Werk von Max J. Friedländer, das 1891 erschien, ist die vorliegende Monographie die einzige auf kunstwissenschaftlicher Methode beruhende Darstellung von Albrecht Altdorfers Leben und Schaffen sowie seines Platzes im Bezirk der deutschen Kunst seiner Zeit. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß an dem nächsten Band der „Deutschen Meister": Die Anfänge der Tafelmalerei von Wilhelm Worringer bereits gearbeitet wird, so daß mit seinem Erscheinen in diesem Jahr noch zu rechnen ist. Mit dem Volksbuch von der schönen Melusine setzen wir die eine Zeitlang unterbrochene Reihe der Werke dieser Gattung fort. Unsere Ausgabe folgt mit größter Bewahrung des alten Lautstandes dem ersten Druck vom Jahre 1474. Ein ausführlicher Hinweis auf die Tragödie Prometheus des rumänischen Dichters

Digitized by Google

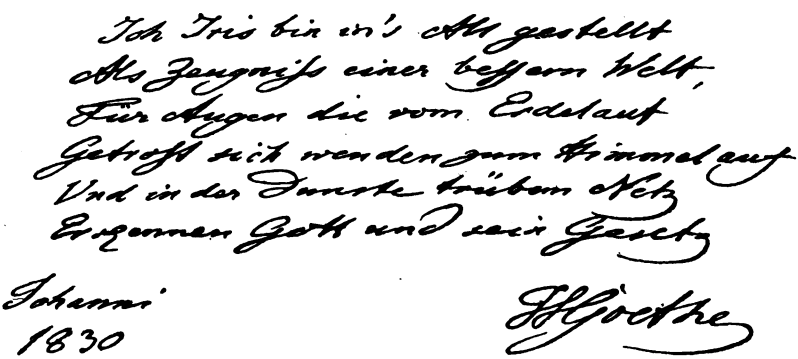
Viktor Eftimiu erübrigt sich, nachdem wir daraus den fünften Akt mitgeteilt haben. Unsere fremdsprachliche Sammlung Bibliotheca Mundi wird um einen Band Il Rinascimento vermehrt, der die wichtigsten Zeugnisse aus dieser großen Zeit geistiger Erhebung enthält. Im Laufe der nächsten Wochen wird auch unsere Lenau-Ausgabe mit dem Erscheinen des sechsten Bandes zu dem bisher über ein ganzes Jahrzehnt hin verzögerten Abschluß gelangen. Bezieher der bisher erschienenen Bände werden gebeten, den Schlußband, wo er nicht stillschweigend geliefert werden sollte, von ihren Buchhändlern einzufordern.

Indem wir uns nun zu den neuen Auflagen wenden, werden es nicht zuletzt die Zahlen sein, die die Aufmerksamkeit unserer Leser fesseln. Es werden in den nächsten Wochen erscheinen: von Kants Werken das 10.—12. Tausend (daneben werden die Kant-Aussprüche mit dem 11.—14. T. neu aufgelegt), von Schopenhauers Werken das 22.—24. T., von Dickens' Werken das 10.—18. T. Die Ältesten Deutschen Dichtungen erscheinen in 3. Auflage. Von Hans Sachs ist das 7.—9. T. notwendig geworden. Nach jahrelangem Fehlen legen wir die um einige Briefe vermehrte sechste Auflage der Briefe der Frau Rath vor; die Auswahl aus Goethes Gedichten in zeitlicher Folge erscheint im 11.—15. T. Große Freude wird gewiß auch die Nachricht erwecken, daß Schwabs Sagen des klassischen Altertums, nachdem auch sie viele Jahre lang im Buchhandel vergriffen waren, neu aufgelegt worden sind (6.—8. T.). Auch die einbändige Ausgabe von 1001 Nacht (Bearbeitung für die reifere Jugend; 11.—14. T.) wird lebhaft begrüßt werden. Von dem ersten Band der großen Ausgabe ist die zweite Auflage notwendig geworden. Ferner sind Andersens Märchen wieder aufgelegt worden (11.—13. T.). Der Münchhausen mit den Bildern von Doré konnte im 10.—11. Tausend erscheinen. Wieder aufleben lassen wir unsere Auswahl Des Knaben Wunderhorn (16.—20. T.). Boccaccios Dekameron erscheint im 31.—35. Tausend, sein französisches Gegenstück: Balzacs Dreißig tolldreiste Geschichten treten in neuem Gewand wieder auf. Sie sind in der kleinen Tiemann-Fraktur auf Dünndruckpapier gedruckt (24.—28 T.). In der Reihe „Deutsche Vergangenheit" mußte das Klosterleben wieder aufgelegt werden (7.—11. T.); der Band „Das Frankenreich" geht seiner Vollendung entgegen. In den Memoiren und Chroniken erscheinen, zum Teil nach langem Fehlen wieder die Memoiren der Kaiserin Katharina II. von Rußland (16.—19. T.), die Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth (9.—13. T.), Carolinens Leben in ihren Briefen (6.—10. T.). Nietzsches Briefwechsel mit Erwin Rohde liegt in der dritten Auflage vor. An Neuauflagen von Werken der zeitgenössischen Dichtung sind zu verzeichnen: Bierbaums Irrgarten der Liebe (81.—86. T.), Alfred Momberts Sonne-Geist, 2. Auflage, Rainer Maria Ril-

Digitized by Google

kes Frühe Gedichte (18.—20. T.), Buch der Bilder (23.—26. T.), Der Neuen Gedichte erster Teil (18.—20. T.), Stefan Zweigs Amok (11.—21. T.), Jeremias (22.—25. T.). Albrecht Schaeffers Helianth ist vergriffen, die Neuauflage auf Dünndruckpapier ist in Vorbereitung. Von Vermeylens Ewigem Juden in der Übertragung von Anton Kippenberg mit den Holzschnitten von Frans Masereel wurde die zweite Auflage gedruckt.

Nicht unterlassen möchten wir, schon jetzt unsern Freunden mitzuteilen, daß in unseren Verlag das viel gelesene und geliebte Buch „Die Familie Mendelssohn" übergegangen ist; mit ganz neuen Abbildungen versehen, wird es noch in diesem Jahr neu erscheinen. Höchstem Interesse wird die Nachricht begegnen, daß der Insel-Verlag eine Faksimile-Ausgabe der großen mittelhochdeutschen sogenannten Manessischen Liederhandschrift vorbereitet, die, nachdem sie im Dreißigjährigen Kriege nach Paris entführt worden war, erst 1888 durch die Bemühungen des Straßburger Buchhändlers Trübner von der Pariser Nationalbibliothek zurückerworben wurde. Ferner hat der Insel-Verlag in das Programm seiner Faksimile-Ausgaben auch den Neudruck der bedeutendsten Block-Bücher aufgenommen, jener Zeugnisse einer primitiven Zeit, in der Bilder die Stelle des Textes für die vielen des Lesens Unkundigen vertreten mußten. Endlich wird die Reihe der Faksimile-Ausgaben auf musikalischem Gebiet durch die Wiedergabe der Handschrift von Johann Sebastian Bachs H-Moll-Messe fortgesetzt.


Ich trete in's Alt gestellt
als Zeugniß einer bessern Welt,
Für Augen die vom Erdelauf
Getroffen sich wenden zum Himmel auf
Und in der Dämmerung trübem Netz
Erkennen Gott und sein Gesetz
Johannis
1830
J. W. Goethe

Sendeblätter in der Art des hier wiedergegebenen (lithographierte Faksimiles seiner Handschrift) pflegte Goethe Briefen an Freunde beizulegen. Mit Bezug auf diese Gewohnheit schrieb er am 30. Juli 1830 an Sulpiz Boisserée: „Von den zugesandten lithographirten Blättchen liegt eine Parthie bey. Sie haben für mich selbst etwas Magisches, denn ich habe sie geschrieben und nicht geschrieben."

Digitized by Google

DAS
INSELSCHIFF
*
EINE
ZEITSCHRIFT
VIERTER JAHRGANG / VIERTES HEFT
HERBST 1923
*

Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam. Goethe [Egmont]

FRIEDRICH NIETZSCHE
SPRÜCHE

Meine Härte

ICH muß weg über hundert Stufen,
ich muß empor und hör euch rufen:
„Hart bist du! Sind wir denn von Stein?" —
Ich muß weg über hundert Stufen,
und niemand möchte Stufe sein.

*

Bei der dritten Häutung

Schon krümmt und bricht sich mir die Haut,
schon giert mit neuem Drange,
so viel sie Erde schon verdaut,
nach Erd in mir die Schlange.

Digitized by Google

Schon kriech ich zwischen Stein und Gras
hungrig auf krummer Fährte,
zu essen das, was stets ich aß,
dich, Schlangenkost, dich, Erde!

*

Schmale Seelen

Schmale Seelen sind mir verhaßt:
da steht nichts Gutes, nichts Böses fast.

*

Der Nächste

Nah hab den Nächsten ich nicht gerne:
fort mit ihm in die Höh und Ferne!
Wie würd er sonst zu meinem Sterne? —

*

Niedergang

„Er sinkt, er fällt jetzt" — höhnt ihr hin und wieder;
die Wahrheit ist: er steigt zu euch hernieder!

Sein Überglück ward ihm zum Ungemach,
sein Überlicht geht eurem Dunkel nach.

*

Der Weise spricht

Dem Volke fremd und nützlich doch dem Volke,
zieh ich des Weges, Sonne bald, bald Wolke —
und immer über diesem Volke!

*

Epiktetischer Spruch

Schicksal, ich folge dir! Und wollt ich nicht,
ich müßt es doch und unter Seufzen tun!

*

Digitized by Google

Wer viel einst zu verkünden hat...

Wer viel einst zu verkünden hat,
schweigt viel in sich hinein.
Wer einst den Blitz zu zünden hat,
muß lange — Wolke sein.

*

Rätsel

Löst mir das Rätsel, das dies Wort versteckt:
„Das Weib erfindet, wenn der Mann entdeckt —."

* *

Pinie und Blitz

Hoch wuchs ich über Mensch und Tier;
und sprech ich — niemand spricht mit mir.

Zu einsam wuchs ich und zu hoch —
ich warte: worauf wart ich doch?

Zu nah ist mir der Wolken Sitz, —
ich warte auf den ersten Blitz. _

Eine Auswahl aus den „Gedichten und Sprüchen" Friedrich Nietzsches erscheint demnächst in der Insel-Bücherei.

* * *

IWAN TURGENJEW

HAMLET UND DON QUIXOTE

Ein Vortrag, gehalten am 10. Januar 1860
zugunsten der Gesellschaft zur Unterstützung notleidender Schriftsteller und Gelehrter

In ihrem soeben erschienenen Buche „Michael Bakunin und die Anarchie" hat Ricarda Huch auf diesen „merkwürdigen, herrlichen" Vortrag hingewiesen; wir freuen uns, ihn nunmehr, von Luise Hohorst zum ersten Male in die deutsche Sprache übertragen, unsern Lesern bekanntgeben zu können.

DIE erste Ausgabe von Shakespeares „Hamlet" und der erste Teil von Cervantes'. „Don Quixote" erschienen im gleichen Jahr, am Anfang des 17. Jahrhunderts. Dieser Zufall kam

Digitized by Google

uns höchst bemerkenswert vor; die Zusammenstellung der beiden Werke erweckte in uns eine ganze Reihe von Gedanken.

„Willst du den Dichter recht verstehn, mußt du in Dichters Lande gehn", sagt Goethe; der Prosaist muß auf alle Rechte einer solchen Forderung verzichten; aber er darf die Hoffnung hegen, daß seine Leser — oder Zuhörer — gewillt sein werden, ihn auf seinen Wanderungen und bei seinen Untersuchungen zu begleiten. Vielleicht, daß diese oder jene unserer Betrachtungen befremdend wirken wird, aber darin liegt gerade der Vorzug der großen poetischen Werke — durch das Genie ihrer Schöpfer mit unsterblichem Leben erfüllt —, daß die Betrachtungen, die durch sie, wie durch das Leben an sich, hervorgerufen werden, unendlich mannigfaltig, selbst widersprechend und doch dabei berechtigt sein können.

Wir sagten, daß uns das gleichzeitige Erscheinen des „Hamlet" und „Don Quixote" bemerkenswert vorgekommen wäre. Es schien uns, als ob sich in diesen zwei Typen zwei grundlegende, entgegengesetzte Besonderheiten der menschlichen Natur offenbarten — beide sind die Enden der Achse, auf der sie sich dreht. Es wollte uns scheinen, als ob mehr oder weniger alle Menschen einem dieser zwei Typen angehörten, als ob jeder von uns entweder Hamlet oder Don Quixote nahekomme; allerdings sind in unserer Zeit mehr Hamlete als Don Quixote vorhanden, aber auch die Don Quixote sind noch nicht ganz verschwunden. Versuchen wir, unsere Gedanken auseinanderzusetzen.

Alle Menschen leben, bewußt oder unbewußt, kraft ihres Prinzips, ihres Ideals, d. h. kraft dessen, was sie als das Wahre, Schöne, Gute erkannten. Vielen ist dieses Ideal, schon vollkommen abgeschlossen, mitgegeben,. in genauen, historisch gebildeten Formen; solche Menschen leben, indem sie

Digitized by Google

ihr Leben diesem Ideal nachgestalten, hin und wieder auch davon abweichend, unter dem Einfluß von Leidenschaften und Zufälligkeiten, aber sie diskutieren nicht über dieses ihr Ideal und zweifeln nicht daran; andere, ganz im Gegensatz, geben ihr Ideal der Analyse des eigenen Denkens preis. Wie es auch sei, wir glauben, wir irren uns nicht allzusehr, wenn wir sagen, daß für alle Menschen dieses Ideal, diese Basis und das Ziel ihres Lebens entweder in ihnen selbst oder außerhalb ihrer selbst ruht, mit anderen Worten, für jeden von uns steht entweder das eigene Ich an erster Stelle oder ein anderes „Etwas" als das Höhererkannte. Man kann uns entgegnen, daß die Wirklichkeit so scharfe Begrenzungen nicht zuläßt, daß in ein und demselben Wesen beide Anschauungen wechselseitig vorhanden, ja bis zu einem gewissen Grade verschmolzen sein können; aber es liegt uns auch fern, die Unmöglichkeit des Wechsels und des Widerspruchs in der menschlichen Natur feststellen zu wollen; wir wollen nur auf die verschiedenartigen Beziehungen des Menschen zu seinem Ideal hinweisen und wollen jetzt versuchen, darzulegen, auf welche Weise, unserer Ansicht nach, sich diese zwei verschiedenartigen Beziehungen in den zwei von uns erwählten Typen offenbaren. Beginnen wir mit Don Quixote. Was personifiziert Don Quixote?

Wir wollen ihn nicht mit jenem flüchtigen Blick betrachten, der nur auf Oberflächlichkeiten und Kleinigkeiten haften bleibt. Versuchen wir, in Don Quixote nicht nur einen Ritter von trauriger Gestalt, eine zur Verspottung der alten Ritterromane geschaffene Figur zu sehen; es ist bekannt, daß sich die Bedeutung dieser Gestalt unter der eigenen Hand ihres unsterblichen Schöpfers vertiefte und daß der Don Quixote der zweiten Hälfte des Romans nicht mehr der ist, der uns in der ersten Hälfte erscheint, besonders im Anfang, nicht jener seltsame und komische Narr, auf den so freigebig Schläge

Digitized by Google

hageln; und deswegen wollen wir es versuchen, auf das Wesentliche zu kommen. Wir wiederholen: was personifiziert Don Quixote? Vor allem den Glauben, den Glauben an etwas Ewiges, Unerschütterliches, an die Wahrheit, die außerhalb des einzelnen Menschen liegt, die sich nicht leicht erringen läßt, die Dienste und Opfer fordert, die sich aber bei einer Beständigkeit des Dienens und der Kraft des Sichopferns offenbart. Don Quixote ist durchdrungen von der Hingabe an sein Ideal, für das er bereit ist, alle Entbehrungen zu erdulden und sein Leben zu opfern. Sein eigenes Leben schätzt er nur insofern, als es als Werkzeug zur Erreichung des Ideals dienen kann: der Wahrheit und der Gerechtigkeit auf dieser Erde. Für sich selbst leben, für sich allein sorgen — das hielte Don Quixote für entwürdigend und beschämend. Er lebt ganz (wenn man sich so ausdrücken darf) außer sich, für andere, für seine Brüder, für die Ausrottung des Bösen, für die Verteidigung gegen die der Menschheit feindlich gesinnten Mächte — die Zauberer, die Riesen, d. h. gegen die Unterdrücker. In ihm ist nicht eine Spur von Egoismus, er sorgt sich nicht um sich, er ist ganz — Selbstaufopferung (ich bitte, dieses Wort zu erfassen), er glaubt, glaubt fest und unbedingt. Deswegen ist er furchtlos und geduldig; sanft in seinem Herzen, ist er doch groß und tapfer in seinem Geist. Seine rührende Frömmigkeit engt nicht seine Freiheit ein; fern allem Ehrgeiz, zweifelt er nicht an sich und seiner Berufung, selbst nicht an seinen physischen Kräften. Sein Wille ist unbeugsam. Er weiß nicht viel, aber er hat es nicht nötig, viel zu wissen. Er weiß, wozu er auf dieser Erde lebt — und das ist das größte Wissen. Er hat seine Wurzeln, gleich einem jahrhundertjährigen Baum, tief in die mütterliche Erde gesenkt und ist nicht imstande, seiner Überzeugung untreu zu werden, sich von einem Urteil zum anderen zu wenden. Don Quixote gerät zwar in lächerliche und demütigende Situationen; aber

Digitized by Google

er bleibt ein Enthusiast, der Diener eines Ideals, und strahlt ewig in diesem Glanz.

Und was personifiziert Hamlet? Vor allem die Analyse und den Egoismus, und deswegen — den Unglauben. Er lebt ganz für sich selbst, er ist ein Egoist, aber selbst glauben an sich vermag der Egoist nicht; man kann nur an das glauben, was außerhalb oder über uns ist. Und doch ist Hamlet dieses Ich, an das er nicht glaubt, teuer. Das ist der Ausgangspunkt, zu dem er immerwährend zurückkehrt, weil er in der ganzen Welt nichts findet, woran er sein Herz hängen könnte. Er ist ein Skeptiker und schlägt sich ewig mit sich selbst herum. Er ist immerfort nicht mit seiner Pflicht, sondern mit seiner Situation beschäftigt; da er an allem zweifelt, so verschont er selbstverständlich auch sich selbst nicht. Sein Geist ist zu entwickelt, als daß er sich damit, was er in sich selbst findet, begnügen könnte; er erkennt seine Schwäche, aber jede Selbsterkenntnis ist eine Kraft — daher resultiert seine Ironie, der Gegensatz zu dem Enthusiasmus des Don Quixote. Fast mit einer Art von Wollust und in übertriebenem Maße beschuldigt sich Hamlet selbst, unausgesetzt sich selbst beobachtend, ewig in sich selbst hineinschauend; er kennt seine Fehler bis zur letzten Nuance, verachtet sie, verachtet sich selbst, und zu gleicher Zeit, könnte man sagen, lebt er und fristet sein Dasein durch diese Verachtung. Er glaubt nicht an sich — und ist ehrgeizig; er weiß nicht, was er will und warum er lebt — und hängt am Leben.

„Ach, hätte nicht der Ewge sein Gebot gerichtet gegen Selbstmord — o Gott, o Gott, wie ekel, schal und seicht und unersprießlich scheint mir das ganze Treiben dieser Welt." Aber er wird dieses „schale und seichte" Dasein nicht opfern; er träumt von Selbstmord noch vor dem Erscheinen des Geistes seines Vaters, noch bevor an ihn die furchtbare Aufgabe gestellt wird, die gänzlich seinen schon gelähmten Willen

Digitized by Google

bricht, — aber er wird sich nicht töten. Seine Liebe zum Leben drückt sich auch in seinen Selbstmordgedanken aus. Aber seien wir nicht zu streng mit Hamlet. Er leidet, und seine Leiden sind empfindlicher und bitterer als die des Don Quixote. Den schlagen grobe Hirten, durch ihn befreite Verbrecher; Hamlet schlägt sich selbst, bringt sich selbst die Wunden bei, quält sich selbst. Auch er trägt in seiner Hand eine Waffe — das scharfgeschliffene Messer der Selbstanalyse. Don Quixote, wir müssen es bekennen, ist absolut komisch. Er ist vielleicht die lächerlichste Figur, die jemals von einem Dichter gezeichnet wurde. Schon der Gedanke an ihn erweckt die Vorstellung einer hageren, eckigen, buckligen Gestalt in einem karikaturähnlichen Panzer, auf einem mageren, erbärmlichen Pferde, jener armen, ewig hungernden Rosinante, der wir, halb lächelnd, halb wehmütig gerührt, unser Mitgefühl nicht versagen können. Don Quixote ist komisch, aber im Lachen liegt eine versöhnende und erlösende Kraft, und wenn das russische Sprichwort sagt: „Worüber du lachst, dem wirst du dienen", so kann man auch hinzufügen: demjenigen, über den man gelacht, hat man schon verziehen und ist selbst bereit, ihn zu lieben. Hamlet dagegen ist seinem Äußeren nach anziehend. Seine Melancholie, sein bleiches, aber keinesfalls hageres Aussehen (seine Mutter sagt von ihm: our son is fat), die schwarze Samttracht, die Feder auf dem Hut, die Wohlerzogenheit seiner Manieren, die unstreitbar poetische Art seiner Reden, das beständige Gefühl seiner Überlegenheit und zugleich das scharfe Sichselbstironisieren und -erniedrigen — alles ist reizvoll an ihm und gefällt; für jeden ist es schmeichelhaft, als Hamlet zu gelten, niemand wünscht sich den Beinamen Don Quixote. „Hamlet Baratinskij", so schrieb Puschkin an seinen Freund. Über Hamlet wird es niemand einfallen zu lachen, aber darin liegt auch seine Verurteilung. Es ist fast unmöglich, ihn zu lieben; nur Menschen wie Ho-

Digitized by Google

ratio können sich an ihn anschließen. Wir kommen noch darauf zurück. Mit ihm fühlen wird jeder, und das ist begreiflich: fast jeder findet in ihm eine Eigenschaft von sich selbst, aber ihn lieben — wir wiederholen —, ist fast unmöglich, weil er selbst niemand liebt. Setzen wir unsere Vergleiche fort. Hamlet ist der Sohn eines Königs, den der eigene Bruder getötet, um sich des Thrones zu bemächtigen. Sein Vater erscheint aus dem Grabe und gibt ihm den Auftrag, ihn zu rächen. Und er zögert, betrügt sich selbst, beruhigt sich damit, daß er sich mit Vorwürfen überschüttet, und schließlich tötet er seinen Stiefvater mehr durch Zufall. Das ist tief psychologisch, und doch haben gerade hier sogar kluge, aber kurzsichtige Menschen gewagt, Shakespeare zu verurteilen.

Und Don Quixote, dieser arme, fast bettelarme Mensch, ohne alle Mittel und Beziehungen, alt und einsam, er nimmt es auf sich, das Böse zu vernichten und die Bedrückten auf dieser ganzen Erde zu schützen. Daß er in seinem Wahn, Riesen vor sich zu sehen, nützliche Windmühlen überfällt, diese lächerliche Seite seiner Handlungsweise darf uns nicht von dem tief verborgenen Sinn abbringen. Wer, sich selbst aufopfernd, damit beginnen würde, alle Folgen zu berechnen und abzuwägen, so wie die Wahrscheinlichkeit des Nutzens seiner Handlung, der ist sicher einer Selbstaufopferung nicht fähig.

Hamlet kann etwas Ähnliches nicht widerfahren: könnte er denn, er, mit seinem durchdringenden, feinen, skeptischen Verstand, in so einen groben Fehler verfallen? Nein, er wird nicht mit Windmühlen kämpfen, er glaubt nicht an Riesen, aber er würde sie nicht bekämpfen, auch wenn sie in Wirklichkeit existierten. Hamlet wird nicht wie Don Quixote behaupten, daß eine Barbierschüssel, die er allen und jedem zeigt, der wirkliche Zauberhelm des Mambrin sei, und nehmen

Digitized by Google

wir an, daß die Wahrheit selbst sich seinen Augen offenbaren würde, Hamlet könnte sich nicht entschließen, zu glauben, daß das die Wahrheit sei, denn, wer weiß, vielleicht gibt es gar keine Wahrheit, wie es keine Riesen gibt. Und so scheint es uns, daß es vor allem auf die Aufrichtigkeit und die Kraft der Überzeugung ankommt; das Resultat liegt in den Händen des Schicksals. Das allein kann uns zeigen, ob wir mit Schemen oder mit wirklichen Feinden kämpften. Unsere Sache ist, uns zu wappnen und zu kämpfen.

Bemerkenswert sind die Beziehungen der Masse, der sogenannten Menschenmasse, zu Hamlet und Don Quixote.

Polonius ist der Repräsentant der Masse Hamlet gegenüber, Sancho Pansa Don Quixote gegenüber.

Polonius ist ein tätiger, praktischer, gesund denkender, wenn auch beschränkter und geschwätziger Greis. Er ist ein ausgezeichneter Administrator, ein vorbildlicher Vater. Denken Sie an die Lehren, die er seinem Sohne Laertes vor dessen Abreise ins Ausland auf den Weg mitgibt. Für Polonius ist Hamlet wenn auch nicht ein verrücktes, so doch ein Kind; und wenn er nicht der Sohn eines Königs wäre, so würde Polonius ihn verachten seiner absoluten Nutzlosigkeit wegen, der Unmöglichkeit wegen, seine Gedanken praktisch und tatsächlich anzuwenden. Die bekannte Szene mit der Wolke zwischen Hamlet und Polonius, eine Szene, in der Hamlet sich einbildet, den Alten zu narren, birgt für uns klar den Sinn, der unsere Meinung bestätigt. Ist es nicht offensichtlich, daß Polonius in dieser Szene zugleich der Höfling ist, der dem Prinzen gefällig sein will, und der Erwachsene, der einem kranken und verzogenen Kinde nicht widersprechen möchte? Polonius traut Hamlet nicht auf ein Haar, und er hat recht; mit dem ihm eigenen beschränkten Selbstvertrauen führt er Hamlets Verrücktheiten auf dessen Liebe zu Ophelia zurück, und darin täuscht er sich selbstverständlich, aber er täuscht

Digitized by Google

sich nicht in der Wertschätzung von Hamlets Charakter. Die Hamlete sind in der Tat nutzlos für die Masse, sie geben ihr nichts, sie können sie nirgends hinführen, weil sie selbst nirgends hingehen. Und wie soll man führen, wenn man nicht weiß, ob es einen Boden unter den Füßen gibt. Und zudem verachten die Hamlete die Masse. Wer sich selbst nicht achtet, wen, was vermag der zu achten? Ja, und hat es denn überhaupt einen Sinn, sich mit der Masse abzugeben? Sie ist so grob und ist so schmutzig, und Hamlet ist ein Aristokrat, nicht allein seiner Geburt nach.

Einen ganz anderen Anblick gewährt uns Sancho Pansa. Er, er lacht über Don Quixote, er weiß es sehr gut, daß er ein Wahnwitziger ist, aber dreimal verläßt er die Heimat, sein Haus, seine Frau, seine Tochter, um diesem wahnwitzigen Menschen nachzugehen, folgt ihm überallhin, nimmt Unannehmlichkeiten aller Art auf sich, bleibt ihm treu bis zum Tod, glaubt an ihn, ist stolz auf ihn und schluchzt, kniend am armseligen Lager, auf dem sein Herr stirbt. Die Ursache zu seiner Ergebenheit liegt sehr tief. Sie wurzelt, wenn man sich so ausdrücken darf, in der besten Eigenschaft der Masse, in der Fähigkeit zu einer glückseligen und ehrlichen Verblendung (aber ach! sie kennt auch andere Verblendungen!), in einer uneigennützigen Begeisterungsmöglichkeit, in der Verachtung aller unmittelbaren persönlichen Vorteile. Die größte Masse der Menschen endet immer damit, daß sie im unbedingten Glauben den Persönlichkeiten nachgeht, über die sie selbst gespottet, die sie sogar verflucht und verfolgt hat, jenen Persönlichkeiten, die, weder Verfolgung und Verdammnis, noch das Gelächter der Menge fürchtend, unbeugsam weitergehen, den Blick starr nach dem einen nur von ihnen erschauten Ziel gerichtet, die suchen, fallen, wieder aufstehen und endlich finden — und das dem Recht nach —; nur der findet, den sein Herz leitet. Les grandes pensées viennent du cœur, hat Vauve-

Digitized by Google

nargues gesagt. Die Hamlete aber finden nichts, schaffen nichts und hinterlassen keine Spur. Sie lieben nicht, und sie glauben nicht, was könnten sie denn finden? Die Hamlete sind nur mit sich selbst beschäftigt, sie sind einsam und daher unfruchtbar. Man wird uns entgegnen: Und Ophelia? Liebt denn Hamlet nicht die Ophelia? Wir wollen uns von ihr unterhalten und zugleich von der Dulzinea. In den Beziehungen unserer zwei Typen zur Frau findet sich auch viel Bemerkenswertes.

Don Quixote liebt Dulzinea, eine in Wirklichkeit nicht vorhandene Frau, und ist bereit, für sie zu sterben. Er liebt auf eine reine, ideale Weise, so ideal, daß in ihm nie der Verdacht aufkommt, der Gegenstand seiner Leidenschaft sei vielleicht gar nicht existent — so rein, daß er im Augenblick, wo Dulzinea im Bilde einer groben, schmutzigen Bäuerin vor ihm erscheint, er seinen erkennenden Augen nicht traut und an eine Verwandlung durch böse Zauberer glaubt. Wir selbst haben in unserem Leben, auf unseren Wanderungen Menschen sterben sehen für eine ebensowenig existierende Dulzinea oder für ein grobes und schmutziges „Etwas", worin sie die Verwirklichung ihres Ideals erblickten und auch da an eine Verwandlung glaubten durch den Einfluß von bösen — wir hätten beinahe gesagt Zauberern —, durch den Einfluß von bösen Menschen und Zufällen. Wir haben sie gesehen, und wenn solche Menschen vergehen sollten, dann mag sich das Buch der Menschengeschichte für immer schließen! Es wird nichts mehr darin zu lesen sein.

Von Sinnlichkeit ist in Don Quixote auch nicht eine Spur: alle seine Träume sind keusch und sündenlos; kaum daß er in den geheimsten Tiefen seines Herzens auf eine tatsächliche Vereinigung mit Dulzinea hofft, eher daß er sich vor dieser Vereinigung fürchtet!

Und Hamlet? Ists möglich, daß er liebt? Wärs möglich,

Digitized by Google

daß sein selbst so ironischer Schöpfer, der tiefste Kenner des menschlichen Herzens, sich entschloß, diesem vom zersetzenden Gift der Analyse durchdrungenen Egoisten, diesem Skeptiker, ein liebendes, hingebungsvolles Herz zu verleihen? Shakespeare verfiel nicht in diesen Widerspruch, und einen aufmerksamen Leser kostet es nicht viel Mühe, sich selbst davon zu überzeugen, daß Hamlet ein sinnlicher, im geheimen sogar wollüstiger Mensch ist (es ist kein Zufall, daß Rosenkranz stillschweigend lächelt, wenn Hamlet sagt, daß ihn alle Frauen langweilen), es ist nicht schwer, zu erkennen, sagen wir, daß Hamlet nicht liebt, daß er sich nur anstellt, und das auf eine leichtfertige Art, als liebte er. Shakespeare selbst ist unser Zeuge. In der ersten Szene des dritten Aktes sagt Hamlet zu Ophelia: „Ich liebte Euch einst."

Ophelia: „In der Tat, mein Prinz, Ihr ließet michs glauben."

Hamlet: „Ihr hättet mir nicht glauben sollen — Ich liebte Euch nicht."

Indem er dieses letzte Wort spricht, kommt Hamlet der Wahrheit viel näher, als er es selbst meint. Seine Empfindungen Ophelia gegenüber, diesem reinen, in seiner Klarheit fast heiligen Geschöpf, sind zynisch (denken Sie an Hamlets Worte, seine zweideutigen Bemerkungen in der Szene des Schauspiels, er bittet um die Erlaubnis, „den Kopf auf ihren Schoß gelehnt", sitzen zu dürfen), oder sie sind phrasenhaft (erinnern Sie sich, bitte, der Szene zwischen Hamlet und Laertes, wo Hamlet in das Grab der Ophelia hineinspringt und ausruft: „Ich liebt' Ophelien; vierzigtausend Brüder erreichten nie bei Häufung ihrer Liebe der meinen Maß" usw.). Alle seine Beziehungen zu Ophelia bedeuten für ihn wiederum nichts anderes als eine Beschäftigung mit sich selbst, und in seinem Ausruf: „Nymphe, schließ in dein Gebet all meine Sünden ein" erblicken wir nur die tiefe Er-

Digitized by Google

kenntnis seiner eigenen krankhaften Unzulänglichkeit und Kraftlosigkeit — der Unzulänglichkeit, lieben zu können, die sich abergläubisch vor dem „Heiligtum der Reinheit und Unschuld" beugt.

Aber wir haben genug von den dunklen Seiten des Hamlettypus gesprochen; sie beunruhigen uns, weil sie uns näher und verständlicher sind. Versuchen wir dasjenige richtig einzuschätzen, was in ihm gesetzmäßig und daher ewig ist.

In ihm ist der Anfang der Verneinung personifiziert, einer Verneinung, die ein anderer großer Dichter, frei von allem rein Menschlichen, im Bilde des Mephistopheles dargestellt hat. Hamlet ist derselbe Mephisto, der aber in den lebendigen Kreis der menschlichen Natur eingeschlossen ist, deswegen ist seine Verneinung nicht das Böse an sich; sie bewegt sich, im Gegenteil, auf einer gegen das Böse gerichteten Linie. Hamlets Verneinung zweifelt am Guten, aber er zweifelt nicht am Bösen und nimmt einen erbitterten Kampf mit dem Bösen auf. Er zweifelt am Guten, d. h. er mißtraut der Wahrheit und der Aufrichtigkeit in diesem Guten und greift es nicht als das Gute an, sondern als das nachgeahmte Gute, das unter seiner Oberfläche das Böse und die Lüge verbirgt — seine beiden gesuchten Feinde. Hamlet lacht nicht dämonisch mit jenem teilnahmslosen Lachen des Mephisto; sein bitterstes Lächeln birgt noch eine Traurigkeit, die von seinen Leiden spricht und deshalb versöhnlich wirkt. Hamlet ist skeptisch, aber nicht indifferent, und darin liegt seine Bedeutung und sein Wert. Gutes und Böses, Wahrheit und Lüge, Schönes und Häßliches fließen nicht bei ihm in ein zufälliges, stummes, stumpfes Etwas zusammen. Hamlets Skeptizismus, ungläubig gegen die sozusagen gegenwärtige Verwirklichung der Wahrheit, kämpft unermüdlich gegen das Böse an, und er wird dadurch zu einem der Hauptstreiter für die Wahrheit, an die er doch nicht ganz glauben kann. Aber die Verneinung enthält, wie das

Digitized by Google

Feuer, eine vernichtende Kraft; wie soll man ihr Schranken setzen, wie und wann zeigt man es ihr an, wo sie stillhalten soll? denn das, was sie vernichten, und jenes, was sie verschonen soll, sind oft verschmolzen und unzertrennbar verbunden. Hier taucht die von uns oft beobachtete tragische Seite des menschlichen Lebens auf; zur Tat gehört der Wille, zur Tat gehört der Gedanke, aber der Gedanke und der Wille haben sich voneinander abgesondert und sondern sich mit jedem Tage mehr ab.

„Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt"

sagt uns Shakespeare durch Hamlets Mund. Und so stehen auf der einen Seite die denkenden, erkennenden, oft alles umfassenden und ebensooft nutzlosen und zur Tatenlosigkeit verurteilten Hamlete und auf der anderen — die halb wahnsinnigen Don Quixote, die nur dadurch den Menschen Nutzen bringen und sie fördern, daß sie nur den einen Punkt sehen und kennen, der dabei oft in der Gestalt gar nicht existiert, wie sie ihn zu sehen glauben. Unwillkürlich stellt man sich die Frage: Muß man denn wahnsinnig sein, um an die Wahrheit glauben zu können? und muß denn der Verstand, der die Herrschaft über sich selbst gewonnen hat, gerade deswegen seine ganze Kraft verlieren? Zu weit würde uns selbst eine oberflächliche Erörterung dieser Fragen führen. Wir wollen uns auf die Bemerkung beschränken, daß in dieser Teilung, in diesem Dualismus, den wir erwähnt haben, wir das Grundgesetz des ganzen menschlichen Lebens anerkennen müssen. Dieses ganze Leben ist nichts weiter als ein ewiges Sichversöhnen und ein ewiger Kampf zweier fortwährend getrennter und fortwährend zusammenfließender Anfänge (Prinzipien). Wenn wir nicht die Befürchtung hätten, Sie mit philosophischen Terminologien zu erschrecken, würden wir uns entschließen, zu sagen, daß die Hamlete der Ausdruck der zentripetalen Kraft in der Natur

Digitized by Google

sind, vermöge deren sich alles Bestehende für das Zentrum der Schöpfung hält und alles übrige als etwas nur für dieses Zentrum Bestimmte ansieht. Ohne diese zentripetale Kraft (die Kraft des Egoismus) könnte die Natur nicht bestehen, ebensowenig aber ohne die andere, die zentrifugale Kraft, nach deren Gesetz alles Bestehende nur für den anderen besteht. (Diese Kraft, dieses Prinzip der Hingebung und der Opferbereitschaft, beleuchtet vom Lichte der Komik — um kein öffentliches Ärgernis zu erregen —, dieses Prinzip stellt Don Quixote dar.)

Diese zwei Kräfte des Stillstandes und der Bewegung, des Konservativismus und des Progresses, sind die grundlegenden Kräfte alles Bestehenden. Sie erklären uns das Wachstum der Blume, und sie geben uns auch den Schlüssel zum Verständnis der Entwickelung mächtiger Völker.

Aber kehren wir von diesen philosophischen Spekulationen zu anderen, uns geläufigeren Betrachtungen zurück.

Es ist bekannt, daß von allen Werken Shakespeares „Hamlet" sicher das populärste ist. Diese Tragödie gehört zu den Stücken, die unzweifelhaft und jedesmal die Theater füllen. Bei der gegenwärtigen Verfassung unseres Publikums, bei seinem Streben nach Selbsterkenntnis und Überlegung, bei seinem Zweifel an sich selbst und seiner Jugend, ist diese Erscheinung begreiflich. Aber ganz abgesehen von der Fülle der Schönheiten in diesem wunderbarsten Werke eines ganz zeitgenössischen Geistes, muß man über den Genius staunen, der, selbst in vielem mit seinem Hamlet verwandt, diesen mit der freien Gebärde der schöpferischen Kraft von sich selbst abgesondert und die Gestalt zur ewigen Erforschung der Nachwelt hingestellt hat. Der Geist, der diese Gestalt geformt hat, ist der Geist eines nordischen Menschen, der Geist der Reflexion und der Analyse, ein schwerer, finsterer, der Harmonie und der lichten Farben beraubter Geist, der sich nicht in an-

Digitized by Google

sprechende und kleine Formen bannen läßt, aber tief, kraftvoll, vielfältig, selbständig und anleitend ist. Aus den letzten Tiefen seines Seins hat er den Typus Hamlet erschaffen und hat damit gezeigt, daß er auf dem Gebiet der Poesie, wie auch auf anderen Gebieten des menschlichen Lebens, über dem Kinde seiner Seele steht, weil er es so ganz versteht.

Der Geist eines südlichen Menschen ruht auf der Schöpfung des Don Quixote; ein lichter, heiterer, naiver, aufnahmefähiger Geist, der nicht in die Tiefen des Daseins dringt, der dieses Dasein nicht umfaßt, aber alle seine Erscheinungen widerspiegelt. In unserer Vorstellung tauchen die Bilder der beiden zeitgenössischen Dichter auf, die auch am gleichen Tage gestorben sind, am 23. April 1616.[1] Cervantes hat aller Wahrscheinlichkeit nach nichts von Shakespeare gewußt, aber der große Dramatiker konnte in der Stille seines Hauses in Stratford, wohin er sich drei Jahre vor seinem Tode zurückgezogen hatte, den berühmten Roman, der schon damals ins Englische übersetzt war, gelesen haben. Ein Bild, würdig des Pinsels eines tiefdenkerischen Meisters: Shakespeare, Don Quixote lesend!

Bevor wir unsere noch sehr unvollständige Skizze beenden, bitten wir um die Erlaubnis, noch einige einzelne Bemerkungen mitteilen zu dürfen.

Ein englischer Lord (ein guter Beurteiler in diesen Dingen) bezeichnete in unserer Gegenwart Don Quixote als den Typ eines echten Gentleman. In der Tat, wenn die Einfachheit und die Ruhe im Umgang die auszeichnenden Merkmale für einen sogenannten ordentlichen Menschen sind, so besitzt Don Quixote das volle Recht auf diese Benennung. Er ist ein wahrhafter

[1] Die Übereinstimmung ist nur scheinbar. Die Engländer haben den Gregorianischen Kalender, der schon im sechzehnten Jahrhundert in Spanien eingeführt war, erst mit dem Jahre 1754 angenommen. Da die Differenz zehn Tage beträgt, so ist Shakespeare in Wirklichkeit zehn Tage älter geworden.

Digitized by Google

Hidalgo, ein Hidalgo selbst dann, wenn die spottenden Dienerinnen des Herzogs sein ganzes Gesicht mit Seife einschmieren. Die Schlichtheit seiner Manieren resultiert aus dem Nichtvorhandensein von, wir möchten sagen, nicht — Eigenliebe, sondern von — Eigendünkel. Don Quixote ist nie mit sich selbst beschäftigt; indem er sich selbst und die anderen achtet, denkt er nicht daran, sich herauszustreichen. Und Hamlet erscheint uns, trotz allem Ansprechend-Schicklichen, das ihn umgibt, verzeihen Sie den französischen Ausdruck: ayant des airs de parvenu. Er ist unruhig, manchmal sogar grob, er posiert und zieht sich selbst und andere auf. Dafür besitzt er die Kraft einer eigenartigen und treffenden Ausdrucksweise, eine Kraft, die jeder grüblerischen und an sich selbst arbeitenden Persönlichkeit eigen ist und daher für Don Quixote unerreichbar bleibt. Die Tiefe und Feinheit der Analyse bei Hamlet, seine vielseitige Bildung (man darf nicht vergessen, daß er an der Wittenberger Universität studiert hat) haben in ihm einen sicheren, fast fehlerfreien Geschmack entwickelt. Er ist ein ausgezeichneter Kritiker. Die Ratschläge, die er den Schauspielern gibt, sind erstaunlich richtig und klug. Das Gefühl des Schönen und Vortrefflichen ist in ihm fast ebenso stark wie in Don Quixote das Gefühl der Pflicht.

Don Quixote hat eine tiefe Verehrung für alle bestehenden Institutionen, Religion, Monarchen und Herzöge, und ist zugleich frei und erkennt die Freiheit der anderen an. Hamlet bekrittelt in schärfster Weise Könige und Hofleute, und im Grunde unterdrückt er selbst und ist selbst oft unerträglich.

Don Quixote hat wohl kaum lesen und schreiben können, Hamlet hat wahrscheinlich ein Tagebuch geführt. Don Quixote hat bei all seinem Unwissen doch eine bestimmte Vorstellung von Staatsangelegenheiten, von Administration, Hamlet hat keine Zeit dazu, und wozu sollte er sich auch damit beschäftigen?

Digitized by Google

Hamlet kann bei Gelegenheit hinterlistig und grausam sein. Denken Sie an den von ihm vorbereiteten Untergang der beiden vom König nach England gesandten Hofmänner, erinnern Sie sich seiner Rede über den von ihm getöteten Polonius. Übrigens erblicken wir darin noch einen Widerschein von dem erst vor kurzem entschwundenen Mittelalter. Anderseits müssen wir auch an dem ehrlichen, wahrhaftigen Don Quixote die Neigung zur Selbstverherrlichung und zum halb unbewußten, halb unschuldigen Betrug feststellen, eine Neigung, die fast immer mit der Phantasie eines Enthusiasten zusammenhängt. Hamlet wird bei dem geringsten Mißlingen mutlos und klagt; und Don Quixote, verprügelt von den Galeerensträflingen bis zur Unmöglichkeit, sich rühren zu können, zweifelt nicht allzusehr an dem Erfolg seines Unternehmens. Das ist unstreitbar sehr komisch. Und doch würde sich die Menschheit ohne diese komischen Don Quixote, ohne diese Narren von Suchern und Erfindern, nicht vorwärts bewegen, und die Hamlete hätten nichts mehr, worüber sie grübeln müßten. Ja, — die Don Quixote finden, — die Hamlete arbeiten es aus. Aber wie, wird man uns fragen, können die Hamlete etwas ausarbeiten, wenn sie an allem zweifeln und an nichts glauben? Darauf werden wir entgegnen, daß es nach der weisen Anordnung der Natur keine vollständigen Hamlete, wie auch keine vollständigen Don Quixote gibt; das sind die letzten Ausdrucksformen zweier Richtungen, Wegzeichen, die von den Dichtern auf zwei verschiedenen Bahnen aufgestellt sind. Zu ihnen drängt das Leben hin, ohne sie jemals zu erreichen. Man darf nicht vergessen, daß, so wie in Hamlet das Prinzip der Analyse bis zur Tragödie, in Don Quixote das Prinzip des Enthusiasmus bis zur Komik gesteigert ist, und im Leben begegnet man selten dem vollkommen Tragischen sowie dem vollkommen Komischen.

Hamlet gewinnt viel in unseren Augen durch die Anhänglichkeit Horatios an ihn. Diese Gestalt ist wundervoll, und

Digitized by Google

sie kommt in unserer Zeit, zum Ruhme unserer Zeit, öfters vor. In Horatio erkennen wir den Typus des Nachfolgers, des Schülers, im besten Sinne des Wortes, an. Mit einem stoischen und geraden Charakter, mit einem heißen Herzen, mit einem einigermaßen beschränkten Verstand fühlt er seine Mängel und ist bescheiden, was selten bei beschränkten Menschen vorkommt. Er lechzt nach Belehrung und Unterweisung, und deswegen huldigt er dem klugen Hamlet und gibt sich ihm mit der ganzen Kraft seiner ehrlichen Seele, ohne selbst das gleiche zu fordern. Er unterwirft sich ihm nicht als dem Prinzen, aber als dem Führer. Eines der wichtigsten Verdienste der Hamlete liegt darin, daß sie Horatio ähnliche Menschen bilden und entwickeln, Menschen, die den Samen ihrer Gedanken in sich aufnehmen, in ihrem Herzen befruchten und dann in die ganze Welt hinaustragen.

Die Worte, mit denen Hamlet die Bedeutung des Horatio anerkennt, sind ehrenvoll für ihn selbst; darin drückt sich seine eigene Anschauung von der hohen Würde des Menschen aus, sein edles Streben, das kein Skeptizismus die Macht hat zu schwächen. „Hör mich an," sagt er,

„Seit meine tiefste Seele Herrin war
Von ihrer Wahl und Menschen unterschied,
Hat sie dich auserkoren, denn du warst,
Als littst du nichts, indem du alles littest;
Ein Mann, der Stöße des Geschicks und Gaben
Mit gleichem Dank empfing. Der ist gesegnet,
Des Blut und Urteil sich so gut vermischt,
Daß er zur Pfeife nicht Fortuna dient,
Den Ton zu spielen, den ihr Finger greift.
Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,
Wie ich dich hege."

Digitized by Google

Der ehrliche Skeptiker achtet immer den Stoiker. Als die alte Welt zusammenbrach, und in jeder jener gleichen Epoche, retteten sich die Besten in den Stoizismus, den einzigen Zufluchtsort, wo sich Menschenwürde erhalten konnte. Die Skeptiker, die nicht die Kraft hatten zu sterben, — wurden Epikuräer. Eine begreifliche, traurige und uns nur zu bekannte Erscheinung!

Und Hamlet und Don Quixote sterben ergreifend, aber wie verschieden ist das Ende dieser beiden. Herrlich sind Hamlets letzte Worte. Er wird versöhnlich, ruhig in sich selbst, er befiehlt Horatio, zu leben, er überläßt seine ihm verbürgten Rechte dem jungen Fortinbras, dem durch nichts befleckten Vertreter des Rechts auf ein Erbe, aber Hamlets Blick schweift nicht vorwärts. „Der Rest ist Schweigen", sagt der sterbende Skeptiker, und schweigt tatsächlich still für alle Ewigkeiten. — Der Tod des Don Quixote erfüllt die Seele mit einer unaussprechlichen Rührung. In diesem Augenblick wird die große Bedeutung dieser Gestalt jedem einzelnen nahegebracht. Als sein ehemaliger Waffenträger ihm, um ihn zu trösten, sagt, daß sie bald wieder einen Ritterzug unternehmen werden, antwortete der Sterbende, daß das alles für immer vorbei wäre! „Ich bin nicht mehr Don Quixote von der Mancha, ich bin Alonzo Quixano, den man einst wegen seines schlechten und rechten Wandels den Guten zu nennen pflegte, — Alonzo el Bueno."

Dieses Wort ist erstaunlich, die Erwähnung dieses Beinamens zum ersten- und letztenmal erschüttert den Leser. Ja, allein dieses Wort hat noch angesichts des Todes eine Bedeutung.

Alles vergeht, alles entschwindet, Rang und Würden, Macht, das alles umfassende Genie, alles zerfällt in Staub. Alles Irdische ist vergänglich. Aber die guten Werke verschwinden nicht, sie sind ewiger als selbst die strahlendste Schönheit.

Digitized by Google

„Alles hört auf," sagt der Apostel, „aber die Liebe hört nimmer auf." —

Wir haben diesen Worten nichts mehr hinzuzufügen. Wir werden uns glücklich schätzen, wenn wir durch den Hinweis auf die zwei grundlegenden Richtungen des menschlichen Geistes einige Gedanken in Ihnen angeregt haben, Gedanken vielleicht, die nicht mit den unsrigen übereinstimmen — und wenn wir, sei es auch nur annähernd, unsere Aufgabe erfüllt und Ihre gütige Aufmerksamkeit nicht zu sehr in Anspruch genommen haben.

* * *

EIN ALBUMBLATT
VON ANNETTE VON DROSTE-HÜLSHOFF
IM FAKSIMILE IHRER HANDSCHRIFT

Die Satzfehler, von denen es in den Erstdrucken der Droste wimmelt und die sich dann von Ausgabe zu Ausgabe weitergeschleppt haben, sind zwar vielfach auf die unzulänglichen, oft sogar willkürlich veränderten Abschriften Levin Schückings und der Schwester, nicht zuletzt aber auf die kleine, manchmal undeutliche Schrift der Dichterin selbst zurückzuführen, die ihre Entwürfe und Niederschriften auf Zettel und Zettelchen festzuhalten und mit zahllosen Korrekturen zu übersäen pflegte. So ist das hier im Faksimile nachgebildete, leider nicht ganz vollständige Manuskriptblatt nicht nur als Wiedergabe der zierlichen, eigenartigen Handschrift der Dichterin wertvoll, sondern auch als glücklich erhalten gebliebene Reinschriftvorlage für den Druck und als endgültige Fassung der unermüdlich feilenden und bessernden Dichterin unschätzbar. Aus dem idyllischen Rüschhaus bei Münster, geplagt von körperlichen Beschwerden, hatte sie, für deren tiefe, innerliche Kunst so oft äußere Anregungen bedeutsam waren, diese Gedichte im Jahre 1846 an Gottfried Kinkel als ihren Beitrag für das von ihm herausgegebene Jahrbuch „Vom Rhein. Leben, Kunst und Dichtung" gesandt, in dessen fünftem Jahrgang (1847) die Gedichte „Der sterbende General" und „Sylvesterabend" abgedruckt wurden.

Digitized by Google

Ballade von Droste zu Hülshoff.

Der sterbende Husarenoberst.

Ho Burg im Luft vrofangter Thal,
Wo gegen Ost das Sonnenlicht sich bricht,
Auf seinem Schwarzbraunen lag
Der alte Preußische Husarenoberst,
Gewaltig schwer und schwierig fing
Er Athem, Odem, Lebensathem sich!
Will nun die Brust am Sterben ringen
Langsam die Lebenslunge aus und ein.

Wo ist der vorwitzige Postknecht
Der stoßen die Letzte Lebenspost hinaus!
Zwölf Wunden, still gelabt gerungen
Um Haupt, an Arm, Bauch, Brust, Bein,
An seinem Leben brüchig Zeug,
Das seine Lunge noch umfangen,
Das Wunden Löcher, Pfeif und Trog
Ihr Dienst und Amt an ihnen taten.

„Reicht Feldscherlein, Schwefeläther her,“ lasst
Der seine Adjutant ihn fassen.
Der Wirbel mag! Lasst flattern ihn
Der Fahnen um dem Heiligsten!“
Der Sterbende stillt das Lungen nicht
Man sieht mehr Luft an ihn vergeuden,
Als Odem, am Lebensfaden, und Faden
Halt an sich dichter abgewunden.

„Lasst du, mein alter Cameradt,
Der Liebsten Adjutorium!
Die Flagge unsres Banners die
Die Fahne von gemeinem Schnitt Tuch!
Lasst du sie rasend Feinge Brust
Man sticht sie gleich vom Stand der Brust!
Schafft, Cameradt, reicht die Fahne fort,
Mein Odem und so Lung und Hand.“

Der Obrist hüstelt, ein wenig matt hustet:
„Wir Kameraden wir sein mit Ehr Stadt!
Das Husarenblut schwadroniert so gern
Zum Burgzinnen ihr gemeinen
Brand, Brand! Ein Husar stirbt und Licht
So oft dem Tode die gestellt!
Der Sensenmann ist verpönt, Pauke dünnt,
Wo sind wir seine Feinde sie Hand!

„Bleib mir Leib, adieu!
Du feiner Knecht das Klingenspiel!
Du stehst nicht wie ein gelehrt Roß!
Das zuckt vor Pulverdampf und Blitz!
Ja, feiner Leib Pferd der Husaren!
Nicht alter Freund, spricht ein Mann,
Der Treue geht, geht wo anders hinaus
Und, Odem, Odem, Odem, stehst du denn.

Der ist die Flasche, Wacholder,
Ja, Odem, du bist abgestanden!
Wein, wo und Hand und Hilfe steht,
Auch Odem, Lebensgeist Sonne geht!
Bist unser alter Kameradschaft
Und, Freund, wie ein Cameradschaft
Mein Pferd, der Rappe nicht gesoffen?
Und, alter Knecht, Pferd gar?“

„Mein Commandeur, spricht der Rittmeister
Grimmig verschämt, ist Lasse nun
Wie ist Blasbalg am Blumenfeld,
Der General nie urbanen,
Und hier an mir der Pferde Lob,
Vollst Dünkel in dem Commandeur
Und Frack, die fast das Pferd nun Roß, —
Das Lasse ist nun, mein Commandeur.

Der Sterbende spricht, durch sein Gesicht
Spielt ein verwildert Lächeln, dann
Sticht fast der Wahnsinn an ihn an.
Die Farbe der Wangen nicht,
Nicht Lungenwort gelabt der Brust,
Auf einem Knochen Blasbalg Brust
Stimmt mit dem labilen Lüftungsding
Ein Lebenslied in die Todtenbrust.

Monodrama.

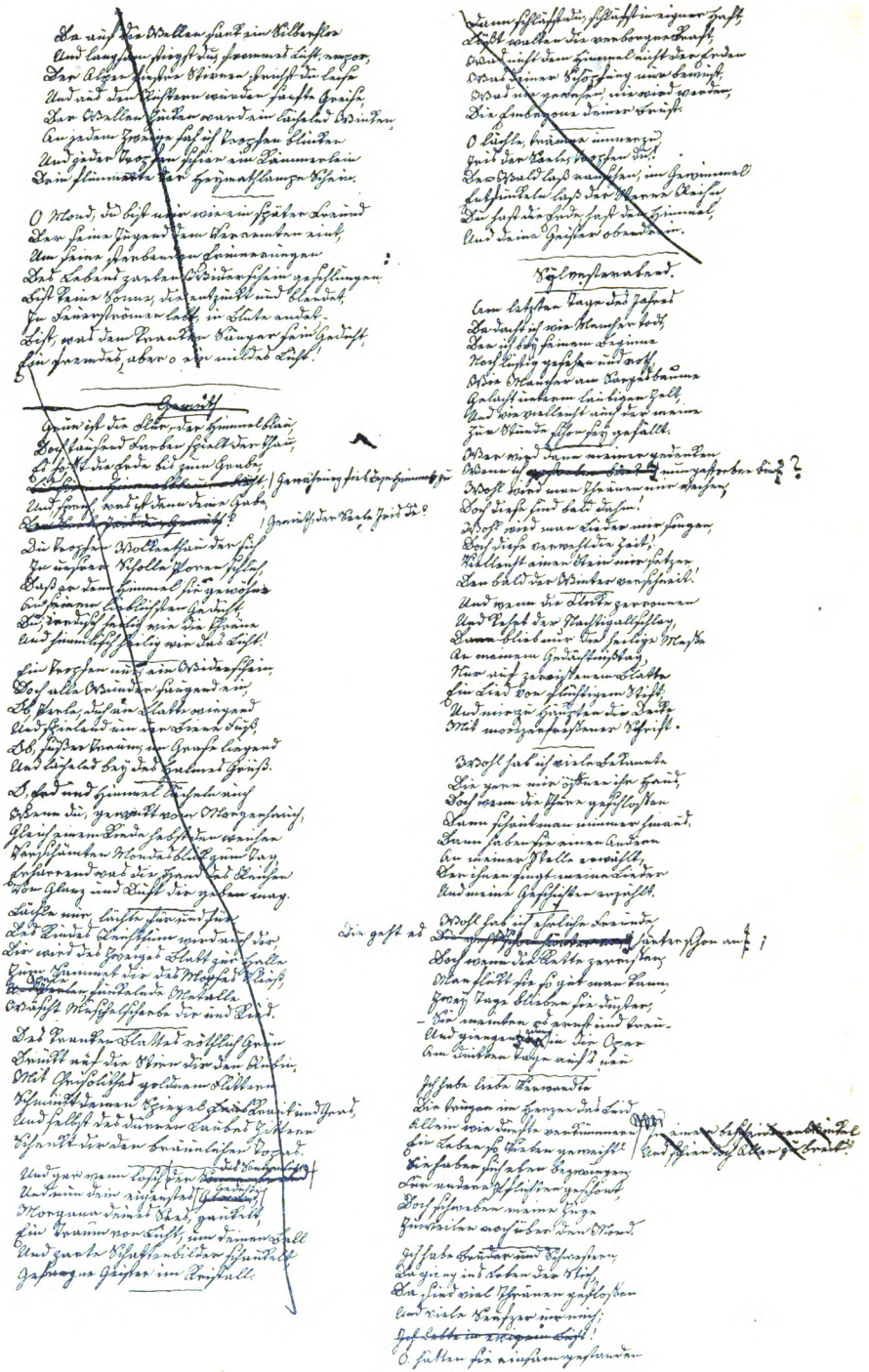
An des Todtenbett Gilbert Lebte auf
Und erwachte, der mildest Licht auf Erd,
Hoch über nun, gleich Knaben die Pfeile
Zerschmettern, stürzen nun das Firmament der Hallen,
Das der verschimmerte mit tausend Augen Dächer
Zerbrochen Fenster der Weltpfeiler?
Es wimmelt als Dämmerung um mich
Der wandelt, der mildest Licht, auf Erd.

Hochstand ich, nahen nun der Todes Namen,
Hoch in der nun Gegenwart Stund Abend,
In Todes Stunden der Apostel Abgrund,
Die Todesstunde sich in Stunden steigen
Und Stillen Todesmale wie Todesstille Tage,
Wie wird mir Todes nun zu Herz zum Tode,
Die Herz und Todesnacht um Gilbert Todes
Und Todesnacht Todesgegenwart.

Das Todtenthal steig, da Todtes drangen ein,
Wo weißt du Todt Todtenau, wann mildes Kleid!
Die Todtenau wie Todtenau Todtenthal,
Das Todtenmantel Todtenstein Todtenthal,
Todtenblatt war der Todtenstein Todten,
Todtenpfeile Todtenau an der Todtenbrust,
Der Todtenthränen Todtenstein Todtenthal,
Die Todtenthränen Todtenau Todtenthal.

Und Todtenpfeile Todtenau an meinem Fuß
Wie Todtenpfeile Todtenau oder Todtenfuß,
Die Todtenpfeile Todtenau Todtenthal,
Die Todtenpfeile Todtenau Todtenthal,
Wie wandelt mir Todtenpfeile Todtenau,
Als Todtenpfeile Todtenau Todtenthal,
Als Todtenpfeile Todtenau Todtenthal,
Todtenpfeile Todtenau mit Todtenpfeile Todtenpfeile.

Digitized by Google



Digitized by Google

AUS FRIEDRICH WILHELM RIEMERS TAGEBUCH VOM JAHRE 1814

Der dritte Band des „Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg" wird mit der Veröffentlichung von Riemers Tagebüchern der Goetheforschung eine neue wertvolle Quelle erschließen. Als Probestück mögen einige Aufzeichnungen vom Mai und Juni 1814 dienen; sie erfüllen ein kurzes Kapitel Goethischen Lebens, den Aufenthalt in Berka im Frühsommer 1814, mit lebendigem Detail. Goethe arbeitet in der ländlichen Abgeschiedenheit am „Berliner Vorspiel", dem „Epimenides". Die Vollendung des gleichzeitig unternommenen „Hallischen Vorspiels" („Was wir bringen Nr. 2") überträgt er Riemer, der seine Pfingstferien in Berka verlebt und sich in sehnsüchtiger Liebe zu Karoline Ulrich, der Gesellschafterin Christianens, verzehrt. Freunde von Weimar kommen und gehen. Die „Assessorische Geschichte", der Ehrenhandel zwischen dem „Assessor", Goethes Sohn August, und dem Rittmeister von Werthern, wirft einen Schatten in das sommerliche Idyll, der aber bald vergeht. Es wird viel gesungen und musiziert, der „Sumpfkönig", der Organist und Badedirektor Schütz, spielt Bach und Mozart. Schließlich erscheint noch Friedrich August Wolf, der große Philologe, und macht sich geltend in seiner ungestümen widerspruchsvollen Art.

19. Mai (Himmelfahrt). Nach Tische nach Berka. Kamen wir in den Schluß einer Festivität, Himmelfahrt und Goethe zu Ehren. Bekanntschaft mit den dortigen Honoratioren, dem Amtmann, Pfarrer usw. Goethe sehr freundlich. Mit ihm spazieren. Seine Anlagen und neuen Wege. Abends dort gegessen. Goethe sehr liebenswürdig. Geistreiches Urteil über der Frau von Staël neuestes Werk. Rückweg.

21. Mai. Mit Frau v. Goethe zu Wolffs, um den Einzug der Freiwilligen zu sehen. Mit ihr nach Berka; von Goethe wohl empfangen. Gegen Abend nach Tonndorf zu Dreyßig, dem Blumenliebhaber.

22. Mai. Bei Goethe. An seinem Vorspiel diktiert das Schema. Nach Tische fuhren die Damen nach Weimar zum Ball. Trafen dafür Herr Genast, Hofrat Meyer, Moltke und der

Digitized by Google

junge Genast ein. Musik und Sang. Abends mit Goethe allein. Vorher mit ihm in den Steinbrüchen.

23. Mai. Früh bei Goethe. Hernach Abschrift des Schema für das Berliner Vorspiel. Böhringer, studiosus medicinae. Empfehlungsschreiben von Goethe an Knebel. Schenkte ihm noch Hermann und Dorothea, mit seiner Inschrift.

24. Mai. Brief an Iffland. Mittags die Damen wieder zurück. Erzählte mir Ulrich heimlich den Halloh von drin, daß sie nicht auf dem Ball gewesen. Vom Assessor, wie er von den Freiwilligen disjustiert worden. Abends spazieren mit Goethe und den Damen. Goethes Vorschlag, daß ich ihm bei dem Hallischen Vorspiel helfen sollte.

25. Mai. Früh mir das Schema zum Reilschen Vorspiel gemacht, zu der Parzen-Szene. Es mit Goethe im Bade besprochen. Dann drüber her. Mittags erschien der Erbprinz und Assessor, hielten sich aber nicht lange auf.

26. Mai. An dem Vorspiel gearbeitet.

27. Mai. Abends musizierte uns der Sumpfkönig vor. Die Frauenzimmer kamen dazu, gingen aber bald fort. Sang, d. h. deklamierte oder rezitierte Goethe den Zauberlehrling, da der Organist nicht singen kann.

28. Mai. Die Szene der Saalnixe vorgelesen mit Beifall. Die Assessorische Geschichte.

29. Mai (Pfingstfest). Vor 5 Uhr aufgestanden. Schöner Tag. Anfangs Nebel im Tal. An „Was wir bringen" gearbeitet. Mittags Herr von Müller, der erst mit Goethe allein. War ich bei den Damen. Allerlei, auch über die Geschichte. Nach Tische das Gedichtete vorgelesen. Betise der Geheime Rätin, die Goethe in Verlegenheit setzte. (N. B. daß sie ihm nicht rate, mich als Mitverfasser zu nennen, aus den und den Gründen!!) Ich nahm es leicht. — Eberwein, seine Frau. Proserpina als Monodrama von mir gelesen, zu seinem Akkompagnement. Ulrich dabei. Scherz darüber.

Digitized by Google

30. Mai. Kam Goethe zu mir. Briefe diktiert. Dann am Vorspiel. Herr v. Gersdorff blieb die Nacht in unserm Hause. Auf seiner Stube mit ihm und Müller über Assessors Angelegenheit von der Leber weg.

31. Mai. Verstimmt über Tische durch des Assessors alberne Possen.

1. Juni. An der Szene mit Langsalm. Unter das Zelt. Die Szene vorgelesen, mit Goethes Beifall. — Nach Tische spazieren nach Tonndorf. Die Ulrich war sehr liebenswürdig, aber etwas zurückgezogen, und Goethe tat sehr schön mit ihr. Abends Goethe noch die Szene vorgelesen zu seiner Zufriedenheit.

2. Juni. Stanzen zum Abschied an Ulrich. Dann ein Gedicht auf sie, Blumenlob. Dann zu Goethe, der mir freundlich entdeckte, daß er die Szene wegen der Parodie vom Epimenides nicht brauchen könne. Bei Tisch mein Gedicht leidenschaftlich vorgelesen, ohne die Ulrich anzusehen. Goethe sehr zufrieden und Ulrich erheitert. Sie zeigte mir nach Tische den Ring, den ihr Goethe geschenkt: ein Rubinchen mit Perlen und Schlange als Ring. Ich sollte es ihr deuten. Darauf ein Sonett als Erklärung gemacht. Gegen Abend vorgelesen. Goethe dabei; „Ihr seid ein wahrer Calderon." Goethe sagte: „weil er verliebt in dich ist, so sieht er dich allenthalben". Nach dem Gedicht sagte er noch viel Schmeichelhaftes: es in den Damenkalender rücken zu lassen, daß die Frauen den Dichter kommen ließen, der sie so rühmte. (Frauenlob.) Ich sollte doch noch mehr geben, was ich von Gedichten der Art hätte; meine Sonette usw. Ich schrieb deshalb nach Weimar, schickte einen Boten und ließ sie kommen. — Abendessen. Ulrich wohlwollend. Las sie uns aus dem Cellini vor. Anmutig im höchsten Grade. Melodische Stimme. Knabenhaft und mit einer gewissen Kadenz.

3. Juni. Am Vorspiel. Hatte die Ulrich den ganzen Morgen

Digitized by Google

bei Goethe geschrieben. — Arbeitete Goethe an seinem Vorspiel, an den Versen zum Haß. — Ich las Goethe einige Sachen auf Ulrich vor, die er lobte und für den Damenkalender rekommandierte. War Ifflands freundlicher Brief wegen des Vorspiels gekommen.

4. Juni. Goethe diktierte an seinem Berliner Vorspiel, das er ganz zur Oper ausgearbeitet. Was ich billigte, wegen Allgemeinheit des Genusses und der poetischen Ironie. Kam die Geheime Rätin und Ulrich zurück [von Weimar] und brachte die Lorzing mit. — Die Ulrich erzählte mir die ganze Geschichte des Assessors und Werther. Gersdorffs tüchtiges Benehmen dabei, den sie höchlich rühmte; des Assessor und der Goethe nicht sonderliches. Heute Nachmittag die Aufforderung geschehen. Meine und ihre Besorgnisse. Zu Goethe, der dann mit mir und der Elsermann die Nixen-Szene durchnahm. — Goethe ging nochmals die Rolle durch, veranakrusierte sie aber so sehr, daß es ein Spektakel war. Er hatte schon zuviel getrunken.

5. Juni. Zu Goethe, mein Stück gebracht. Bei den Frauenzimmern, die allein. Erzählten sie mir die Streiche der Alten in Jena. Von dem Pelz, den die Studenten einmal der Geheime Rätin mitgenommen. — Kam Goethe und diktierte die Szene der Schauspielkunst um.

7. Juni. War Geheime Rat Wolf angekommen. Zu ihm, war er beim Assessor. Mit ihm im Garten promeniert. Über mein Lexikon. Seine Sprach-Beobachtungen. Bestärkung in meinen Ideen.

9. Juni. Mit Regierungsrat Müller und Meyer nach Berka. — Draußen Wolf allein. Dann nach dem Badeplatz. Bat mich Goethe, daß ich mich auf den Sonntag freimachen möchte auf ein paar Tage, um das Berliner Stück ihm zu arrangieren. Wolfs Späße, der aber wieder wegen seiner Kokarde und seiner Preußischen Gesinnungen geschoren wurde. Dann mit

Digitized by Google

Goethe allein. Über Wolfs negatives Wesen. Seine Vorstellungen vom Theater. Nach Hause gefahren. Müller sagte mir, daß sich des Assessors Sache applaniert.

10. Juni. Goethes Berliner Oper selbst abgeschrieben.

12. Juni. Nach Berka. Zu Goethe, ihn begrüßt und durch die Abschrift glücklich gemacht. Mittags Wolf zu Tisch, kam auf das Altertum und den Stil desselben, besonders der Redner zu sprechen, von Demosthenes. Ich machte etwas heftige Instanzen.

13. Juni. War Goethe bei mir unten, und redigierten wir das Stück zusammen. Abends mit Wolf und Musik.

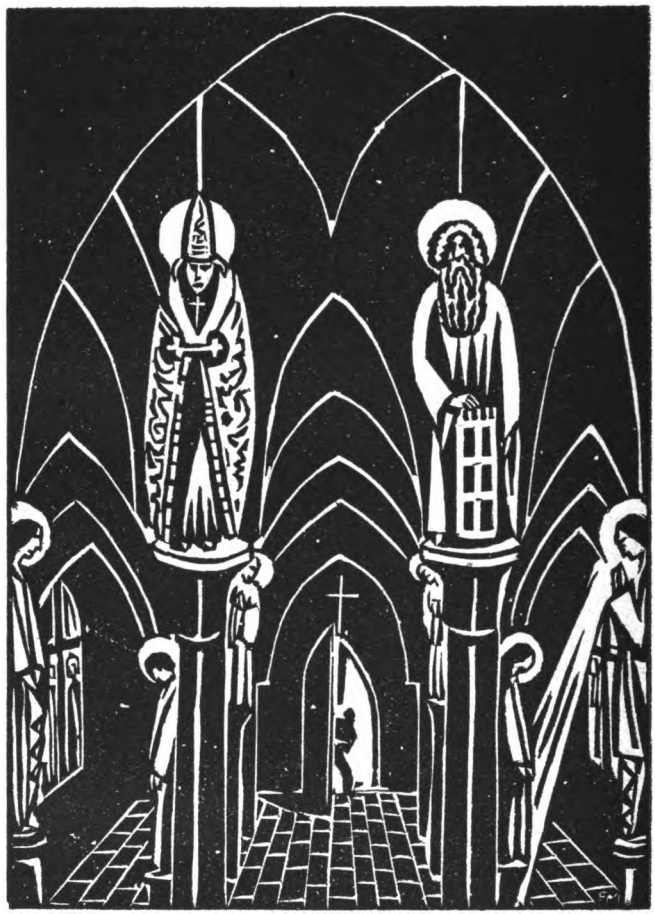
14. Juni. Mit dem Assessor auf den Badeplatz. Anordnung des Platzes für das Volk. Nach Hause. Kam Frau von Heygendorf und Jagemann. Zeigte Jagemann seine Pariser Antiquitäten vor. — Mit Wolf allein auf und ab; über meine häusliche und innere Situation, Goethes Art und Betragen gegen mich. Er wußte alles von der Schopenhauer. Rat von ihm, mich zu verheiraten und eine bessere Stelle zu suchen. Er wollte mir förderlich sein. Ihm meine Neigung zu Ulrich bekannt, da er wissen wollte von der Schopenhauer, daß ich in unglücklicher Liebe mich in Sonetten verzehrte. Wegen Professur in Jena. Abgeraten wegen Eichstädt. Er schien auf Breslau zu denken.

15. Juni. Las Wolf aus Äschylos vor und spielte nachher auf dem Klavier antike Musik. Streit, worin er nachgab, daß er im Takt doch modernisiere. Abends nach Tische spielte der Sumpfkönig. Mußten die Frauen zuhören, das Trompeterstückchen. Saß Uli in Goethes Stube ganz auf der Erde (wie die Genoveva bei Kranach, nur schöner), in der Eile gezeichnet.

16. Juni. Fortgefahren nach Weimar.

* * *

Digitized by Google



Frans Masereel: Zwei Holzschnitte aus dem Bande „Der seltsame

Digitized by Google



Handwerker und andere Erzählungen“ von Emile Verhaeren

Digitized by Google

THEODOR DÄUBLER

EMPEDOKLES

DIE Stürme verschleppten ein Athosgewitter
Und trugen es kühn in die Bucht von Pallene.
Der Welteinbruch drohte: des Lichthimmels Splitter
Beblitzten von Lämmern umwimmelte Lehne
Der Küste in Brandung. Gehageltes Gitter
Zerquerte die Herden; noch niemals gesehne
So plötzliche Urwut bestürzte die Hirten,
Die eisüberwälzt nach den Felslöchern irrten.

Wir sahen den Hagelmann: glashaft — ein Riese!
Er hatte nicht Knochen, bloß blitzende Adern:
Der Fuß trat auf lämmerumröchelte Wiese;
Das Flattergewand, aus zerklirrenden Hadern,
Mit Regen bequastet, als ob es verbliese,
Erraffte gar lang sich, in haltbar geradern
Kristallfalten eines zerfallenden Himmels,
Gewahrbar als Angstgewalt unsers Gewimmels.

Da fuhr aus den Felsen ein Friedensschiff heiter,
Mit blendenden Segeln, dem Wetter entgegen.
Voran, auf dem Gischtroß, beturbant ein Reiter,
Sich Stille erhimmelnd auf wirbelnden Wegen.
Kein Herr war an Deck. Doch Delphine, Begleiter
Des Schiffes, umhuschten den Wutsaum aus Regen.
Ein klarer Kristall schien den Guß zu durchfahren,
Kein Mann wurde sichtbar, kein Riff barg Gefahren.

Dahin! Ich vermochte das Schiff nie zu finden,
Doch bin ich in sachtes Geträume geraten.
Zwar sah ich Gestalten die Hagelschnur winden,
Damit sanft dem Wassergeklatsche entwaten,

Digitized by Google

Um wieder den Großvorhang hochaufzubinden,
Doch blieb ich allein — bis mir Sprachvögel nahten
Und seltsam erzählten, wie Schriftbäume wuchsen:
Die fand ich sofort, überfunkblickt von Luchsen.

Bald wurden die Augen zu Blumen und Früchten,
Doch weilt ich behutsamt, auch einsam, im Haine,
Ich hielt mich ummunkelt von Trümmergerüchten:
Im Lorbeer ein Marmorkopf konnte erscheinen.
Sein Antlitz ward leuchtend; ich hoffte zu flüchten,
Da aber gewahrt ich Erwachen von Steinen;
Ein Satz hat, als Schlange, den Leib mir umwunden:
„Empedokles bin ich!" So blieb ich gebunden.

„Ich weinte, als einst mich der Fremdort erblickte!"
Fuhr fahl der Erfahndete fort: „Aus dem Orden
Eroberter Geister zu Gott, der mir nickte,
Versank ich, in Fleisch, unter drohenden Horden:
Wohl brachte ich Labsal, das Hellas erquickte,
Doch mußt ich mich, Ruhmgeburt, urverfrüht, morden.
Im Geiste verwechselt, nie selbst sich geboren,
Sind Menschen, die leibhaft erglücklichten Toren."

Von Hochwolken blieb unser Garten umgrottet!
Kein Hauch war im Hafen, der Segler verblichen,
Doch hatte sich Fahrvolk zur Mole gerottet
Und staunte hinaus zu verkrausteren Strichen.
Dann sah es ein Standbild, von Priestern vergottet,
Und raste ihm zu: es hat Hera geglichen.
Doch waren die Pflanzen mir Traum: höchste Palmen
Im Mond, unerreicht von der Opfernden Qualmen.

„Dein Schiff wird dich niemals für Indien erreichen."
Empedokles sprach es: „Wohl mag es dir nahen,

Digitized by Google

Auch mich holt man noch zu den trostvollen Reichen,
Wo gotthafte Taten der Toten geschahen;
Lebendig sind dann deines Steilseglers Leichen,
Und Reiher besorgen mit Raschheit die Raen:
Wohl blickt ich zum Indus schon, mondhold in Wonnen,
Doch hab ich die Fahrt oft gehofft, — bloß begonnen!"

„Wie Orpheus' Gesang unsre Gabe an Sterne,
Bist du deines Menschtums Geschenk an die Erde;"
So wagt ich die Sprache: „Heimfielst du dem Kerne
Erfeuerten Weltsinns, mit Opfergebärde
Ersprangst du im Kelch deiner Tiefe die Ferne:
Und Indien ward unser! Nun ruhe am Herde
Behutsamer aus: bleib von Lorbeer umschlossen,
Den fromm du, nach eignem Gebot, nie genossen."

„Blauäugige Nacht übermondet mein Wesen!"
Belispeln mich Silben des seligen Weisen:
„Ins Gnadengefild der Selene erlesen,
Vermeide ich Helios, den Pfeiler, zu preisen.
Im Nichttun mag Untat und Tat nun verwesen:
Gesang aber bleibt: stumme Fische durchkreisen
Die Wasserwelt samenreich nur: urverloren —
Bloß ich, Karpfen einst, ward als Stromgott geboren."

„Du Flutenenttaucher, zum Vogel beflügelt,
Dann Strauch oder Mädchen, als Knabe gestorben,"
Beruf ich Empedokles, einsam umhügelt
Am indischen Teich: „schon als Gottheit umworben,
Geharnischter, komm ins Geschlecht, das verklügelt,
Ein gutes, uns kugliges Tier ist verdorben,
Als zappelnde Erde, begliedert zu Schwüren,
Magst du es zurück Unversprochenen führen."

Digitized by Google

„Geburten wozu? Meinen Streit und die Liebe
Verhalte ich einsam!" Erfaßt michs vom Heilen:
„Entweiche nun still in das Perlengetriebe
Der Tränen von Nestis, in sterblichen Eilen;
Aus wirrender Flut des Aidóneus; zwei Teilen
Des vierfachen Weltsinns entsag ich. Entzwistet
Sind Zeus mir und Hera, seit ihr mich vermißtet."

Athen, März 1922

* * *

EINHARD

KARL DER GROSSE

GROSS in der Mehrung seines Reiches und in der Unterwerfung fremder Völker unermüdlich, leitete Karl noch zahlreiche Unternehmungen zum Nutzen und zur Zierde seines Reiches in die Wege, von denen er einige zu Ende führen konnte. Wohl mit gutem Grunde scheinen die hervorragendsten darunter die Kirche zu Ehren der Gottesgebärerin in Aachen, ein wundervoller Bau, und die Rheinbrücke bei Mainz. Sie ist fünfhundert Schritte lang — so breit ist dort der Strom —, doch brannte sie ein Jahr vor seinem Hingange nieder; sie konnte wegen seines bald erfolgten Todes nicht wieder aufgebaut werden, obgleich er daran dachte, an Stelle der hölzernen eine aus Stein zu setzen. Ferner begann er zwei herrliche Paläste zu bauen, den einen unweit von Mainz bei dem Landgute Ingelheim, den anderen bei Nymwegen an der Waal, die an der Südseite der Batawerinsel vorbeifließt. Vor allem aber ließ er überall in seinem Reiche die Kirchen, von denen er hörte, daß sie wegen ihres hohen Alters einzustürzen drohten, durch Bischöfe und geistliche Väter, in deren Amtsbereich sie lagen, wiederherstellen und überwachte durch seine Boten die Ausführung seiner Anordnungen.

Er schuf auch eine Flotte, um die Normannen zu bekriegen.

Digitized by Google

Zu diesem Zweck baute er Schiffe an den Flüssen Galliens und Deutschlands, die in die Nordsee einmünden. Und weil die Normannen in unaufhörlichen Einfällen die Küsten Galliens und Deutschlands verwüsteten, legte er in alle Häfen und schiffbaren Flußmündungen Wachposten. Durch diese Befestigungen vereitelte er jeglichen feindlichen Plünderungszug. Dieselben Schutzmaßnahmen traf er an der Südküste von Narbonne und Septimanien, sowie an der ganzen Küste von Italien bis nach Rom hin gegen die Mauren, die sich seit einiger Zeit auf den Seeraub verlegten. Dadurch erlitt während seiner Regierung weder Italien durch die Mauren, noch Gallien und Deutschland durch die Normannen irgendeinen erheblichen Schaden; nur Civitavecchia in Etrurien wurde von den Mauren durch Verrat genommen und verheert, und in Friesland wurden einige Inseln an der deutschen Küste von den Normannen geplündert.

So also schirmte, mehrte und schmückte König Karl, wie bekannt, sein Reich. Nun aber will ich dazu übergehen, seine Geistesgaben, seine in Glück und Unglück unübertreffliche Standhaftigkeit, und was sonst sein Innenleben und seine Privatverhältnisse betrifft, zu schildern.

Nach dem Tode seines Vaters wurde das Reich zwischen ihm und seinem Bruder geteilt. Er trug nun dessen Eifersüchteleien mit solcher Geduld, daß sich alle darüber wunderten, sein Bruder konnte ihn nicht einmal zum Zorne reizen. Hierauf heiratete er auf Veranlassung seiner Mutter die Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, die er — man weiß nicht weshalb — nach einem Jahre verstieß. Nun nahm er sich Hildegard, eine Frau aus dem vornehmen Adel Schwabens, zur Gattin, mit der er drei Söhne, Karl, Pippin und Ludwig, und ebenso viele Töchter, Hruodtrud, Bertha und Gisela, erzeugte. Er hatte noch drei andere Töchter, Theodora, Hiltrud und Hruodheid, zwei von seiner Gattin Fastrada, die von den ger-

Digitized by Google

manischen Ostfranken stammte, die dritte von einer Nebenfrau, deren Name mir gerade nicht einfällt. Nach dem Tode der Fastrada heiratete er die Luitgard, eine Alamannin, von der er keine Kinder erhielt. Als diese gestorben war, nahm er sich drei Nebenfrauen[1], Gerswind, eine Sächsin, die ihm eine Tochter Adaltrud gebar, Regina, die ihm zwei Söhne Drogo und Hugo schenkte, und Adalind, mit der er den Theodorich erzeugte.

Seine Mutter Berthrada ward bei ihm in hohen Ehren alt. Er erwies ihr stets die höchste Achtung, so daß es zwischen ihnen nur ein einziges Mal zu einer Mißstimmung kam, nämlich damals, als Karl die Ehe mit der Tochter des Langobardenkönigs löste, er hatte sie auf den Rat seiner Mutter hin genommen. Berthrada starb erst nach dem Tode Hildegards, nachdem sie bereits drei Enkel und ebenso viele Enkelinnen im Hause ihres Sohnes geschaut hatte. Er ließ sie in derselben Kirche, in der sein Vater lag, zu Saint Denis, höchst ehrenvoll bestatten.

Karl hatte eine einzige Schwester. Sie hieß Gisela. Schon in frühester Jugend hatte sie sich dem Ordensleben geweiht. Karl hielt sie wie seine Mutter hoch in Ehren. Einige Jahre vor seinem Tode schied sie in dem Kloster, in dem sie gelebt hatte[2], von hinnen.

Bei der Erziehung seiner Söhne und auch seiner Töchter hielt er es für gut, sie zunächst in den Wissenszweigen unterrichten zu lassen, mit denen er sich selbst beschäftigte. Sodann mußten seine Söhne, sobald es ihr Alter zuließ, nach Frankenart reiten, jagen und sich im Gebrauche der Waffen üben, während er seine Töchter sich an das Wolleweben gewöhnen und sie Spinnrocken und Spindel handhaben hieß, damit sie so zu jeder Ehrbarkeit erzogen würden und nicht in träger Untätigkeit erschlafften.

Von allen seinen Kindern verlor er nur zwei Söhne und eine

Digitized by Google

Tochter vor seinem Tode, Karl, seinen Ältesten, und Pippin, den er zum Könige von Italien gemacht hatte, sowie Hruodtrud, seine älteste Tochter, die mit Konstantin, dem Kaiser der Griechen, verlobt war. Pippin hinterließ einen Sohn, Bernhard, und fünf Töchter, Adelheid, Atula, Gundrada, Berchtheid und Theodora. Gegen diese zeigte er besondere Anhänglichkeit, indem er den Enkel nach dem Tode des Vaters in dessen Regierung nachfolgen, die Enkelinnen aber gemeinsam mit seinen Töchtern erziehen ließ. Den Verlust seiner Söhne und seiner Tochter ertrug er, so hochgemut er sonst war, mit wenig Ergebung; sein Familiensinn war eben stark ausgebildet und ließ ihn Tränen vergießen. Auch damals, als ihm der Hingang des römischen Bischofs Hadrian, den er als einen seiner besten Freunde schätzte, gemeldet wurde, weinte er so heftig, als hätte er seinen Bruder oder seinen liebsten Sohn verloren. Für Freundschaft hatte er nämlich ein sehr empfängliches Herz, so daß er ihr leicht zugänglich war und sie getreulich hielt; aufs gewissenhafteste ehrte er stets jene hoch, mit denen er sich auf diese Art von Verwandtschaft verbunden hatte.

Auf die Erziehung seiner Söhne und Töchter verwandte er so große Sorgfalt, daß er zu Hause nie ohne sie speiste, wie er auch nie ohne sie reiste. Seine Söhne ritten ihm zur Seite, während seine Töchter nachfolgten; zu ihrem Schutze kommandierte er dann Leute aus seiner Leibwache ab. Da sie außerordentlich schön waren und er sie ungemein liebte, ist es sehr merkwürdig, daß er sie keinem aus seiner Umgebung und auch keinem Fremden zur Ehe gab. Alle behielt er bis zum Tode in seinem Palaste bei sich, indem er sagte, er könne nicht ohne sie sein. Deshalb erfuhr er auch in diesem Punkte, so glücklich er sonst war, die Tücke des Schicksals. Doch ging er darüber hinweg, als wäre nie ein Verdacht über schlimme Dinge laut geworden, und als hätte sich nie ein Gerede darüber verbreitet.[3]

Digitized by Google

Er hatte von einer Nebenfrau einen Sohn namens Pippin. Ich habe ihn bisher neben den anderen noch nicht erwähnt. Dieser hatte ein schönes Antlitz, doch verunzierte ihn ein Höcker. Als sein Vater im Kriege gegen die Hunnen den Winter in Bayern zubrachte, stellte er sich krank und verschwor sich mit einigen vornehmen Franken, die ihn durch die eitle Aussicht auf die Herrschaft verführt hatten, gegen seinen Vater. Die Verschwörung wurde aufgedeckt, die Schuldigen wurden verurteilt und Pippin geschoren. Er erhielt seinem Wunsche gemäß die Erlaubnis, sich im Kloster Prüm dem Ordensleben zu weihen.

Schon vor dieser hatte sich eine andere mächtige Verschwörung gegen Karl in Deutschland gebildet. Ihre Urheber wurden teils geblendet, teils blieben sie unverstümmelt, doch wurden alle verbannt. Keiner von ihnen wurde getötet, nur drei kamen um das Leben, als sie sich mit blankem Schwerte der Festnahme widersetzten, einige dabei töteten und sie nicht anders überwältigt werden konnten. Man glaubt, daß die Grausamkeit der Königin Fastrada beide Verschwörungen veranlaßte. Es kam in beiden Fällen so weit, weil der König auf ihre Grausamkeit einging und gegen seine sonst wohlwollende Natur und gegen seine gewohnte Milde maßlos wütete. Im übrigen genoß er zeit seines Lebens zu Hause und im öffentlichen Leben so sehr die allgemeine Liebe und Anhänglichkeit, daß ihm niemals irgend jemand auch nur die geringste ungerechte Strenge vorwarf.

Er hatte einen stattlichen, kräftigen Körper von hohem Wuchs, der jedoch das richtige Ebenmaß nicht überschritt — denn seine Größe betrug bekanntlich sieben seiner Füße —, sein Kopf war oben rund, seine Augen sehr groß und lebhaft, die Nase ging etwas über das Mittelmaß heraus, dazu hatte er herrliches weißes Haar und ein frohes und heiteres Antlitz. So erwarb sich seine Gestalt hohes Ansehen und Würde, gleich-

Digitized by Google

viel ob er stand oder saß, wenn auch sein Nacken feist und etwas zu kurz war und sein Bauch etwas vorsprang, doch verschwand dies hinter dem Gleichmaß seiner übrigen Glieder. Sein Gang war fest, die ganze Körperhaltung männlich, die Stimme hell, doch im Verhältnis zu dem gewaltigen Körper etwas schwach. Er erfreute sich immer guter Gesundheit, nur während seiner letzten vier Jahre ergriff ihn häufig ein Fieber, und zuletzt hinkte er auf einem Fuße. Dabei handelte er mehr nach seinem Gutdünken als nach dem Rate der Ärzte, die er beinahe haßte, weil sie ihm rieten, den gewohnten Braten aufzugeben und dafür sich an gesottenes Fleisch zu gewöhnen.

Unermüdlich war er im Reiten und Jagen, ein echter Sohn seines Volkes, denn es gibt kaum eines auf Erden, das sich darin mit den Franken messen kann. Er hatte große Freude an dem Dampfe der von Natur heißen Quellen und übte seinen Körper häufig im Schwimmen; darin besaß er so große Gewandtheit, daß ihn keiner übertraf. Er erbaute sich deshalb auch seinen Palast zu Aachen und verweilte dort in seinen letzten Lebensjahren ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode. Nicht nur seine Söhne, auch seine Verwandten und seine Freunde, ja zuweilen selbst die Schar seiner Leibwächter lud er mit zum Baden ein, so daß sich manchmal hundert und mehr Menschen zugleich badeten.

Karl kleidete sich nach Vätersitte, das heißt auf Frankenart. Auf dem Leibe trug er ein Leinenhemd und linnene Unterhosen, darüber ein Wams mit Seidenverbrämung und Hosen; er umschnürte seine Beine mit kleinen Binden und die Füße mit Schuhen. Im Winter schützte er Brust und Schultern mit einem Wams aus Fischotter oder Hermelinpelz. Außerdem hüllte er sich in einen blauen Mantel und war stets mit einem Schwerte umgürtet, dessen Griff und Gehenk golden oder silbern waren. Zuweilen trug er auch ein mit Edelsteinen besetztes Schwert, doch nur an Hochfesten, oder wenn Gesandte

Digitized by Google

fremder Völker kamen. Ausländische Kleidung, und war sie noch so herrlich, wies er zurück; nur zweimal zog er welche an, einmal in Rom, als ihn Bischof Hadrian darum bat, und dann nochmals auf das Ersuchen von dessen Nachfolger Leo. Da bekleidete er sich mit einer langen Tunika, einer Chlamys[4] und mit römischen Schuhen. Bei Festlichkeiten schritt er in einem golddurchwirkten Gewande, in mit Edelsteinen besetzten Schuhen, mit einer den Mantel zusammenhaltenden Goldspange und im Schmucke eines Diadems aus Gold und Edelsteinen einher. An den übrigen Tagen aber war sein Gewand nur wenig von der üblichen Volkstracht verschieden.

In Speise und Trank war er mäßig, aber mehr beim Trinken als beim Essen, weil er Trunkenheit bei sich und den Seinen aufs heftigste verabscheute. Im Essen konnte er sich nicht ebenso zurückhalten, so daß er oft klagte, fasten schädige seinen Körper. Große Gastmähler veranstaltete er nur sehr selten, und zwar nur an Hochfesten, dann aber in großer Gesellschaft.

Bei seinen täglichen Mahlzeiten wurden nur vier Gerichte aufgetragen, und dazu kam noch der Braten, den Jäger am Spieße hereinzutragen pflegten, das war seine liebste Speise. Bei Tische hörte er sich Musik oder einen Vorleser an, geschichtliche Werke und die Taten der Alten wurden dabei vorgetragen. Großes Gefallen fand er auch an den Büchern des heiligen Augustin, vor allem am „Gottesstaate". Wein und sonstige Getränke nahm er nur wenig zu sich, nur selten trank er öfters als dreimal bei Tische. Im Sommer nahm er nach dem Mittagsmahl etwas Obst, trank einmal, legte wie zur Nachtzeit Kleider und Schuhe ab und ruhte zwei bis drei Stunden. Während der Nacht unterbrach er vier- oder fünfmal seinen Schlaf, indem er nicht bloß aufwachte, sondern auch aufstand.

Während er sich mit seinen Schuhen bekleiden und sich um-

Digitized by Google

gürten ließ, empfing er seine Freunde, ja er hieß auch streitende Parteien sofort einführen, wenn der Pfalzgraf meldete, es handle sich um eine Angelegenheit, die nur durch seinen Spruch entschieden werden könne. Dann ließ er sich den Fall vortragen und gab sein Urteil ab, als ob er auf dem Richterstuhl säße. Nicht nur dergleichen erledigte er zu dieser Stunde, sondern auch sonst alles, was für diesen Tag an Geschäften zu ordnen war, und gab seinen Beamten die nötigen Weisungen.

Sprach er, so entströmte in reicher Fülle das Wort seinem Munde, klar und deutlich vermochte er alles, was er wollte, auszudrücken. Er war mit der Kenntnis seiner Muttersprache nicht zufrieden und verlegte sich auch auf das Erlernen von fremden. Latein beherrschte er wie Deutsch, Griechisch konnte er besser verstehen als sprechen. Seine Beredsamkeit grenzte zuweilen an Redseligkeit. Er war ein eifriger Gönner der Wissenschaft, schätzte ihre Lehrer und zeichnete sie mit den höchsten Ehren aus. Der greise Diakon Petrus von Pisa war sein Lehrer in der Grammatik, in den übrigen Fächern Albinus, Alkuin zubenannt, ein Sachse aus Britannien. Er war ebenfalls Diakon und in jeder Beziehung hochgelehrt. Karl verwandte viel Zeit und Mühe, um sich von ihm in Rhetorik, Dialektik und vor allem in der Astronomie unterrichten zu lassen. Auch die Rechenkunst erlernte er, mit scharfsinniger Aufmerksamkeit und größtem Interesse verfolgte er den Lauf der Gestirne. Außerdem versuchte er sich im Schreiben. Zu diesem Zwecke hatte er stets Schreibtäfelchen unter dem Kopfpolster seines Bettes, damit er in schlaflosen Stunden seine Hand an das Formen von Buchstaben gewöhne; doch machte er dabei nur geringe Fortschritte, er war eben spät, zu spät an diese Arbeit gegangen.

Der christlichen Religion, in der er von Kindheit auf unterrichtet war, blieb er mit größter Gewissenhaftigkeit und Fröm-

Digitized by Google

migkeit ergeben. Er baute deshalb auch zu Aachen eine Kirche von wunderbarer Schönheit und schmückte sie mit Gold, Silber, Leuchtern, Gittern aus gediegenem Erze und mit Türen. Er ließ für sie Säulen und Marmor aus Rom und Ravenna kommen, weil er dies anderswoher nicht erhalten konnte.

Mit großem Eifer besuchte er die Kirche, soweit es nur sein Gesundheitszustand gestattete, morgens, abends und auch beim nächtlichen Gottesdienste, sowie zur Zeit des Meßopfers. Er sah darauf, daß alles in ihr mit größter Ehrerbietung geschah; sehr oft ermahnte er die Kirchenhüter, dafür zu sorgen, daß nichts Unziemliches oder Schmutziges hineingetragen oder in ihr aufbewahrt würde. Er beschaffte eine so große Menge von heiligen Gefäßen aus Gold und Silber und von priesterlichen Gewändern, daß bei der Feier des Gottesdienstes nicht einmal die Ostiarier (Türhüter), die Angehörigen des untersten kirchlichen Weihegrades, in ihrem eigenen weltlichen Gewande zu dienen brauchten. Gewissenhaft sorgte er für die Verbesserung der kirchlichen Lesungen und des Psalmengesanges. Er verstand sich nämlich auf beides sehr gut, wenn er auch selbst nie öffentlich vorlas und sich beim gemeinsamen Kirchengesange nur mit gedämpfter Stimme beteiligte.

Seine letzte Romreise wurde durch mancherlei Gründe veranlaßt. Die Römer zwangen nämlich Papst Leo, der schwere Unbill erlitten hatte — es waren ihm die Augen und die Zunge ausgerissen worden —, den Schutz des Königs anzurufen. Dieser begab sich also nach Rom, um die schwer zerrüttete Kirche wieder in Ordnung zu bringen. Das zog sich den ganzen Winter hin. Damals erhielt er auch den Namen Kaiser und Augustus. Zuerst war er sehr dagegen, er versicherte, hätte er die Absicht des Papstes gekannt, so hätte er an diesem Tage die Kirche überhaupt nicht betreten, obgleich es ein Hochfest war.[5] Dennoch ertrug er mit großer Geduld die Eifersucht der römischen Kaiser, die ihm die Annahme dieses Titels ver-

Digitized by Google

übelten. Schließlich überwand er ihr Widerstreben durch seine Hochherzigkeit, in der er sie zweifelsohne weit überragte, indem er häufig zu ihnen Gesandte schickte und sie in seinen Briefen Brüder nannte.

Nach der Annahme des Kaisertitels dachte er daran, die Gesetze seines Volkes, deren große Mängel — die Franken haben zwei in vielem sehr abweichende Rechte[6] — ihm nicht entgingen, durch Ergänzung des Fehlenden, Beseitigung der Widersprüche und Tilgung von Verkehrtem zu verbessern; doch kam er nur zur Anfügung einiger weniger und dazu noch unvollständiger Zusätze. Dagegen ließ er die bisher nicht niedergeschriebenen Gesetze aller der Völker, die unter seiner Herrschaft standen, und die uralten Gesänge, die in der Mundart des Volkes die Taten und Kriege der alten Könige besangen, aufzeichnen und rettete sie so für die Überlieferung. Er begann auch mit einer Grammatik seiner Muttersprache.

Die Franken hatten bisher für die Monate teils lateinische, teils deutsche Namen, der König gab ihnen nunmehr solche in seiner eigenen Sprache; auch für die Winde führte er zwölf deutsche Namen ein, während man bisher nur vier kannte. Er nannte also den Januar Wintarmanoth, den Februar Hornung (Kotmonat), den März Lentzinmanoth, den April Ostarmanoth, den Mai Winnemanoth (Weidemonat), den Juni Brachmanoth (Umpflugmonat), den Juli Heuuimanoth, den August Aranmanoth (Erntemonat), den September Witumanoth (Holzfällmonat), den Oktober Windumemanoth (Weinlesemonat), den November Herbistmanoth, den Dezember Heilagmanoth; und die Winde: den Ostwind Ostroniwint, den Südost Ostsundroni, den Südsüdost Sundostroni, den Südwind Sundroni, den Südsüdwest Sundwestroni, den Südwest Westsundroni, den Westwind Westroni, den Nordwest Westnordroni, den Nordnordwest Nordwestroni, den Nordwind Nordroni, den Nordost Nordostroni, den Ostnordost Ostnordroni.

Digitized by Google

Als ihn gegen sein Lebensende Krankheit und das hohe Alter bedrückten, rief er seinen Sohn Ludwig, den König von Aquitanien, den einzig Überlebenden von den Söhnen Hildegards, zu sich, ließ aus dem ganzen Frankenreiche den Adel zusammenkommen und machte mit der Zustimmung aller Ludwig zum Mitregenten in seinem ganzen Reiche und zum Erben des Kaisernamens. Er setzte seinem Sohne die Krone aufs Haupt und befahl, daß er nun Kaiser und Augustus genannt werde. Alle Anwesenden nahmen dieses mit großem Beifall auf, weil man glaubte, Gott habe es zum Nutzen des Reiches Karl eingegeben. Diese Tat hob noch sein kaiserliches Ansehen und jagte den fremden Völkern keinen geringen Schrecken ein.

Hierauf entließ er seinen Sohn nach Aquitanien, während er selbst trotz der Beschwerden seines Alters wie immer die Jagdgründe in der Nähe seiner Aachener Residenz aufsuchte. Er verbrachte hier den Rest des Herbstes und kehrte ungefähr am ersten November nach Aachen zurück.

Hier ergriff ihn im Monat Januar ein heftiger Fieberanfall und warf ihn auf das Krankenlager. Wie immer in solchen Fällen schrieb er sich selbst Diät vor und glaubte dadurch die Krankheit vertreiben oder wenigstens mildern zu können. Doch zum Fieber trat noch ein Seitenschmerz, den die Griechen Pleuresis nennen.[7] Trotzdem fastete er nach wie vor und suchte seinen Körper einzig durch ganz wenig Trinken zu erhalten, und so starb er am siebenten Tage, nachdem er sich krank niedergelegt hatte, nach Empfang der heiligen Kommunion im zweiundsiebenzigsten Lebensjahre, im siebenundvierzigsten seiner Regierung, am achtundzwanzigsten Januar in der dritten Stunde des Tages.

Sein Körper wurde nach altem Brauche gewaschen, behandelt und unter der tiefsten Trauer des ganzen Volkes in die Kirche getragen und bestattet. Zunächst wußte man nicht, wo

Digitized by Google

man ihn beerdigen sollte, weil er selbst darüber nichts verfügt hatte, dann aber war es allen klar, daß für ihn die ehrenvollste Begräbnisstätte die Kirche sei, die er selbst aus Liebe zu Gott und zu unserm Herrn Jesus Christus und zu Ehren der heiligen, stets unversehrten Jungfrau, seiner Mutter, auf eigene Kosten an diesem Orte hatte errichten lassen. Hier wurde er noch an seinem Sterbetage bestattet und dann über seinem Grabe ein vergoldeter Bogen mit seinem Bild und einer Inschrift errichtet. Die Inschrift lautet:

IN DIESEM GRABE LIEGT DER LEIB KARLS DES GROSSEN UND RECHTGLÄUBIGEN KAISERS, DER DER FRANKEN REICH RUHMVOLL MEHRTE UND DER XLVII JAHRE GLÜCKLICH HERRSCHTE. ER STARB ALS SIEBZIGER IM JAHRE (DES HERREN DCCCXIIII), IN DER (VII.) INDIKTION[8] AM XXVIII. JANUAR.[9]

ANMERKUNGEN

[1] Eine andere Lesart schreibt ihm vier Nebenfrauen zu: „Madelgard, die ihm eine Tochter namens Ruothild gebar, Gerswind . . ."

[2] Chelles bei Paris.

[3] Hruodtrud gebar dem Grafen Rorich einen Sohn, Ludwig, später Abt von St. Denis, Bertha dem Angilbert zwei Söhne, Hartnid und Nithard, den Geschichtschreiber der Bruderkriege.

[4] Chlamys, ursprünglich ein griechischer Kriegsmantel, über der Rüstung getragen, über der rechten Schulter von einer Spange zusammengehalten.

[5] Es ist nicht anzunehmen, daß Karl überhaupt nicht Kaiser werden wollte. Ob seine Unzufriedenheit lediglich die Form der Krönung, den Zeitpunkt oder die Rücksicht auf die byzantinische Politik betraf, läßt sich ebensowenig ermitteln, wie, ob und welche Verhandlungen zwischen Karl und dem Papste der Krönung vorausgingen. Von katholisch-kirchlicher und womöglich noch mehr von der Gegenseite ist nachmals bis zur Gegenwart in jene Vorgänge alles Erdenkliche hineingeheimnißt und dann wieder daraus gefolgert worden.

[6] Das salische und das ribuarische Recht.

[7] Rippenfellentzündung.

[8] Im römischen Reiche wurde die Steuerperiode fünfzehnjährig ausgeschrieben, danach zählte man die Jahre nach dem sogenannten Indiktionszyklus.

[9] Die Sage läßt Karl aufrecht auf dem Throne sitzend, die Krone auf dem Haupte, bestattet werden, das ist offenbar unrichtig. Otto III. hatte die Gruft öffnen lassen, und spätere Chronisten haben eine fabelhafte Schilderung davon entworfen. Als 1165 Friedrich Barbarossa Karl den Großen heilig sprechen ließ, lag die Leiche in einem antik römischen, mit Reliefs verzierten Marmorsarkophag, in dem sie offenbar von Anfang an gewesen; Friedrich ließ sie in dem reich verzierten Reliquienschrein beisetzen, in dem sie noch heute ruht.

Aus dem Bande „Das Frankenreich. Nach zeitgenössischen Quellen von Johannes Bühler" in der Sammlung „Deutsche Vergangenheit".

Digitized by Google

KURT PFISTER

DIE BLOCKBÜCHER

Unsere Leser entsinnen sich, in den Mitteilungen des vorigen Heftes die Ankündigung des von uns vorbereiteten Faksimileneudrucks der wichtigsten Blockbücher gelesen zu haben, so daß es sie interessieren wird, Näheres über das Wesen dieser eigenartigen Erzeugnisse mittelalterlicher Buchdruckkunst zu erfahren.

EINE Generation von Holzschneidern mag vorübergegangen sein, ehe die ersten Blockbücher entstanden sind.

Jene ältesten Holzschnitte, die am Ende des 14. Jahrhunderts geschaffen wurden, sind breitkantig geschnitten, zweiflächig gebaut, unartikuliert und undifferenziert gebildet. Man nennt sie mit mehr Recht primitiv denn gotisch, da der höchst gesteigerte, subtil gegliederte, zart verästelte Organismus des gotischen Ornamentes hier in eine Form ausläuft, deren Struktur zwar auf den gleichen Voraussetzungen ruht, sie aber in naiven, unverbildeten, kindlichen Zeichen begreift und niederschreibt. Diese Holzschnitte sind Gelegenheitswerk: Flugblatt, Zeitung, Heiligenbild, Neujahrswunsch, Pestgebet. Die höfische, humanistische, liturgische Absicht fehlt. Sie sind das geistige Brot des kleinen Mannes, der durch sie auch in der Mühsäligkeit des alltäglichen Lebens dem Überalltäglichen, Unirdischen verbunden bleibt, der mit ihnen seinen Anteil an der Ewigkeit in Händen hält.[1]

Die Blockbücher sind Aneinanderreihungen, zusammenhängende Folgen solcher Holzschnitte, gruppiert um ein bestimmtes Thema, wobei der strophische Bau mannigfache Ausgestaltung von Form und Geist bedingt.

Die meisten dieser Zyklen sind geistlichen, religiösen Inhalten gewidmet. Die Biblia pauperum bringt eine Darstellung der wesentlichen Heilswahrheiten des Alten und Neuen

[1] Vgl. Kurt Pfister, Die primitiven Holzschnitte, München 1921; Curt Glaser, Gotische Holzschnitte, Berlin 1923.

Digitized by Google

Bundes, das Canticum canticorum und das Defensorium immaculatae virginitatis Lobpreisungen der Jungfrau Maria, das Speculum humanae salvationis eine fromme Betrachtung des Lebens Christi, Apokalypse und Antichrist Anschauungen der letzten Dinge, Decalogus, Symbolum Apostolicum und Exercitium super Pater noster bildliche Deutung der Zehn Gebote, der zwölf Glaubenssätze, des Vater unser, Ars moriendi eine Anleitung zum gottgefälligen Sterben.

Über Grund, Anlaß und Absicht, die zu solchen zyklischen Reihen führten, besteht bis heute trotz vielfacher Erörterungen keine klare und einstimmige Meinung. Sie erwuchsen unzweifelhaft den spätscholastisch-mystischen Gedankenkreisen des vierzehnten Jahrhunderts und erscheinen in ihrem gegenständlichen Inhalt vielfach in spätgotischen Bilderhandschriften, zumal Federzeichnungswerken, vorgebildet. Die bisweilen geäußerte Ansicht[1], die Blockbücher seien als Unterrichtsmittel, als Lehrbücher geschaffen worden und die Entstehung der wesentlichen Werke sei dem Kreis der vorwiegend dem Unterrichtswesen dienenden „Bruderschaft des gemeinsamen Lebens", die Gerhard Groote (1340—1384) ins Leben rief, zu danken, erscheint zu eng und wird den viel weiter greifenden geistigen Zielen dieser Bücher nicht gerecht. Weit eher glaublich erscheint es, daß diese Bilderreihen das gesteigerte Bildungs- und Erbauungsbedürfnis weiter Kreise befriedigten, den Priestern zur Veranschaulichung der Predigt dienten — zumal die Ausgaben mit lateinischen Texten — und in den Händen des oft nicht lesekundigen Mittelstandes, dem der Erwerb von kostspieligen Bilderhandschriften unmöglich war, die Stelle des Gebetbuches, der Erbauungsschrift einnahmen. „Im Bilde sollen die lesen, die der Schrift nicht kundig sind", sagt Gregor der Große; und in der Ars moriendi heißt es:

[1] Vgl. Hochegger, Über Entstehung und Bedeutung der Blockbücher im Beiheft VII zum Zentralblatt für Bibliothekswesen 1891.

Digitized by Google



Aus dem Blockbuch „Defensorium inviolatae perpetuaeque virginitatis Mariae virginis" (1470)

Digitized by Google

Digitized by Google

„Damit diese Materie allen fruchtbringend sei, wird sie sowohl in Lettern, die nur dem Gelehrten dienen, wie in Bildern, die dem Gelehrten und Laien dienlich sind, den Augen aller vorgelegt."

Über die viel umstrittenen Fragen der Entstehungszeit und des Ursprungsortes der ältesten Blockbücher, der Reihenfolge und Datierung ihrer einzelnen Ausgaben — es sind uns 33 Blockbücher und 100 Ausgaben erhalten geblieben, und da von mehreren Werken nur eine einzige Ausgabe vorhanden ist, muß viel verloren gegangen sein — wird auf Grund des stilistischen und sprachlichen Tatbestandes bei der Herausgabe der einzelnen Werke eingehender gesprochen werden.[1] Hier nur die allgemeine Feststellung, daß wir die Entstehungszeit der ältesten Drucke schon ins zweite und dritte Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts zurückrücken und selbst in den Fällen, wo sprachliche und stilistische Gründe auf deutschen Ursprung schließen lassen, die Priorität eines niederländischen (in manchen Fällen verloren gegangenen) Urtypus annehmen möchten.

In den Niederlanden, dem damals geistigen Zentrum des nördlichen Europa, dort wo die Magna Charta des Werkes der Brüder van Eyck das Werden einer neuen Zeit ankündigt, ist auch das Blockbuch entstanden. Auch dieses ist Manifestation neuen Geistes, dessen Wehen nunmehr auch die unteren Schichten der Gesellschaft mächtig ergreift, nachdem die oberen Stände — Adel und Geistlichkeit — längst geistig revolutioniert waren. Die Tatsache, daß der Bilderkreis mancher Blockbücher in Federzeichnungswerken der spätgotischen Miniatur vorgebildet erscheint — wir kennen beispielsweise von der Biblia pauperum und der Apokalypse solche Vorlagen —, daß hier die geläufigen Typen der spätmittelalterlichen Kunst-

[1] Vgl. hierzu u. a. Schreiber, Manuel, Bd. IV, 1902; Kristeller, Kupferstich und Holzschnitt in vier Jahrhunderten, Berlin 1922; Friedländer, Der Holzschnitt, Berlin 1921.

Digitized by Google

sprache verarbeitet wurden, sollte über die geistige, aber auch stilistische Kluft, die zwischen beiden Werkformen besteht, nicht hinwegtäuschen. Auch der Umstand, daß die ältesten Drucke wahrscheinlich von Klostergeistlichen, vermutungsweise Benediktinern, gefertigt wurden und erst später die bürgerlichen Handwerker der Städte an ihre Stelle traten, ändert nichts an dem „proletarischen" Charakter dieser Kunst.

Von den Niederlanden wird das Blockbuch seinen Weg zunächst über den Niederrhein (Köln) nach Oberdeutschland genommen haben. Nördlingen, Augsburg, Ulm, Basel, Regensburg, Tegernsee, Nürnberg sind Hauptstätten der Produktion.

*

Ein Wort zur technischen Arbeit. Bild und Text des einzelnen Blattes werden als Relief aus dem gleichen Block geschnitten — nur in wenigen, vermutlich den frühesten Ausgaben, ist der Text dem Bild handschriftlich hinzugefügt —, und so ergibt sich ein später nie mehr erreichter Einklang von Bild und Schrift; man kann sagen, daß das Blockbuch die ideale Form des illustrierten Buches verwirklicht. Die einzelnen Abzüge werden zunächst durch Aufdrücken des Holzstockes auf das Papier, dann durch Auflegen des Papiers auf den Stock und Bearbeitung mittels einer Platte oder des Reibers, eines mit Pferdehaaren ausgestopften Lederballens, erzielt. Da bei dieser Bearbeitung das Relief auf der Rückseite des Blattes sichtbar wurde, konnte nur eine Seite des Blattes bedruckt werden, und gewöhnlich wurden dann je zwei Blätter mit den Rückseiten aneinander geklebt. Erst sehr spät gelang mit der Vervollkommnung des Druckverfahrens der Druck auf beiden Seiten des Blattes. Die meisten Ausgaben sind mit bunten, fast grellen Farben koloriert, nur in einzelnen Fällen (wie in dem Münchener Exemplar des Canticum) ist die Farbigkeit zart gestuft und mahnt an das Vorbild der Miniatur. Als in den fünfziger Jahren Gutenbergs Erfindung des

Digitized by Google

Buchdruckens mit beweglichen Lettern geschah, war das Schicksal des Blockbuches besiegelt, wenngleich wir einzelne Ausgaben bis gegen Ende des Jahrhunderts nachweisen können. Das Holzschnittbuch, die mit beweglichen Lettern gedruckte Buchseite mit eingedrucktem Holzschnitt, übernahm dank der bequemen Herstellungstechnik seine Funktion breiter.

Das Blockbuch wurde vergessen. Die kleine Reihe der Drucke, die uns überkommen ist, erscheint uns heute besonders ehrwürdig, weil hier die Erstlinge der größten geistigen und kulturellen Revolution der Menschheit, des gedruckten Buches, vorliegen; und weil wir in ihnen die stärksten Zeugnisse der Loslösung der abendländischen Menschheit vom mittelalterlichen Weltbild sehen.

* * *

STEFAN ZWEIG

DENKWÜRDIGER TAG

Zum hundertsten Geburtstage der „Marienbader Elegie"

AM 5. September 1823 rollt ein Reisewagen langsam die Landstraße von Karlsbad gegen Eger zu: der Morgen schauert schon herbstlich kühl, scharfer Wind geht durch die abgeernteten Felder, aber blau spannt sich der Himmel über die geweitete Landschaft. In der Kalesche sitzen drei Männer, der großherzoglich sachsen-weimarsche Geheimrat v. Goethe (wie ihn die Kurliste Karlsbads rühmend verzeichnet) und die beiden Getreuen, Stadelmann, der alte Diener, und John, der Sekretär, dessen Hand fast alle Goethe-Werke des neuen Jahrhunderts zum erstenmal geschrieben. Keiner von beiden spricht ein Wort, denn seit der Abfahrt von Karlsbad, wo junge Frauen und Mädchen mit Gruß und Kuß den Scheidenden umdrängten, hat sich die Lippe des alternden Mannes nicht mehr geregt. Unbewegt sitzt er im Wagen, nur der sinnende, in sich gefan-

Digitized by Google

gene Blick deutet auf innere Bewegung. In der ersten Relaisstation steigt er aus, die beiden Gefährten sehen ihn hastig mit der Bleifeder Worte auf ein zufälliges Blatt schreiben, und das gleiche wiederholt sich auf dem ganzen Wege bis Weimar bei Fahrt und Rast. In Zwotau, kaum angekommen, im Schloß Hartenberg am nächsten Tage, in Eger und dann in Pößneck, überall ist es sein Erstes, das im rollenden Gefährt Übersonnene in eilender Schrift zu vermerken. Und das Tagebuch verrät nur lakonisch: „An dem Gedicht redigiert" (6. September), „Sonntag das Gedicht fortgesetzt" (7. September), „das Gedicht abermals unterwegs durchgegangen" (12. September). In Weimar, am Ziele, ist auch das Werk vollendet; kein geringeres als die „Marienbader Elegie", das bedeutendste, das persönlich intimste und darum von ihm auch geliebteste Gedicht seines Alters, sein heroischer Abschied und sein heldenhafter Neubeginn.

„Tagebuch innerer Zustände" hat Goethe einmal im Gespräch die Gedichte genannt, und vielleicht kein Blatt seines Lebenstagebuches liegt so offen, so klar in Ursprung und Entstehung vor uns wie dies tragisch fragende, tragisch klagende Dokument seines innersten Gefühls: kein lyrischer Erguß seiner Jünglingsjahre ist so unmittelbar aus Anlaß und Geschehnis entsprungen, kein Werk können wir dermaßen Zug um Zug, Strophe um Strophe sich Stunde an Stunde bilden sehen als dies „wundersame Lied, das uns bereitet", dieses tiefste, reifste, wahrhaft herbstlich erglühende Spätlingsgedicht des Vierundsiebzigjährigen. „Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustandes", wie er es Eckermann gegenüber nannte, hat es gleichzeitig die erhabenste Bändigung der Form: so ist offenbar und geheimnisvoll zugleich feurigster Lebensaugenblick in Gestaltung verwandelt. Noch heute, nach hundert Jahren, ist nichts welk und abgedunkelt an diesem herrlichen Blatt seines weitverzweigten rauschenden Lebens, und noch Jahr-

Digitized by Google

hunderte bewahrt sich dieser 5. September denkwürdig im Gedächtnis und Gefühl kommenden deutschen Geschlechts.

*

Über diesem Blatt, diesem Gedicht, diesem Menschen, dieser Stunde steht strahlend der seltene Stern der Neugeburt. Im Februar 1822 hatte Goethe schwerste Krankheit zu überstehen, heftige Fieberschauer durchschütteln den Körper, zu manchen Stunden ist das Bewußtsein schon verloren, und er selbst scheint es nicht minder. Die Ärzte, die kein deutliches Symptom erkennen und nur die Gefahr spüren, sind ratlos. Aber plötzlich, wie sie gekommen, ist die Krankheit vorbei: im Juni geht Goethe nach Marienbad, ein vollkommen Verwandelter, denn fast hat es den Anschein, als ob jener Anfall nur Symptom einer inneren Verjüngung, einer „neuen Pubertät" gewesen sei; der verschlossene, verhärtete, pedantische Mann, in dem das Dichterische fast ganz zu Gelehrsamkeit verkrustet war, gehorcht seit Jahrzehnten wieder nur mehr ganz dem Gefühl. Musik „faltet ihn auseinander", wie er sagt, kaum kann er Klavier spielen und besonders von einer so schönen Frau wie Symanowska spielen hören, ohne daß seine Augen in Tränen stehen; er sucht aus tiefstem Triebe Jugend auf, und staunend sehen die Genossen den Vierundsiebzigjährigen bis Mitternacht mit Frauen schwärmen, sehen ihn, wie er seit Jahren wieder zum Tanz antritt und ihm, wie er stolz erzählt, „beim Damenwechsel die meisten hübschen Kinder in die Hand kamen". Sein starres Wesen ist magisch aufgeschmolzen in diesem Sommer, und aufgetan wie seine Seele nun ist, verfällt sie dem alten Zauber, der ewigen Magie. Das Tagebuch vermeldet verräterisch „konziliante Träume", der „alte Werther" wird wieder in ihm wach: Frauennähe begeistert ihn zu kleinen Gedichten, zu scherzhaften Spielen und Neckereien, wie er sie vor einem halben Jahrhundert mit Lili Schönemann geübt. Noch schwankt unsicher die Wahl dem Weiblichen zu: erst ist

Digitized by Google

es die schöne Polin, dann aber die neunzehnjährige Ulrike von Levetzow, der sein genesenes Gefühl entgegenschlägt. Vor fünfzehn Jahren hat er ihre Mutter geliebt und verehrt, vor einem Jahre noch „das Töchterlein" bloß väterlich geneckt, nun aber wächst Neigung jäh zur Leidenschaft, sein ganzes Wesen, nun eine andere Krankheit, ergreifend, tiefer ihn aufrüttelnd in der vulkanischen Welt des Gefühles als seit Jahren ein Erlebnis. Wie ein Knabe schwärmt der Vierundsiebzigjährige: kaum daß er die lachende Stimme auf der Promenade hört, läßt er die Arbeit und eilt ohne Hut und Stock zu dem heiteren Kinde hinab. Aber er wirbt auch wie ein Jüngling, wie ein Mann: das groteskeste Schauspiel, leicht satyrhaft im Tragischen, tut sich auf. Nachdem er mit dem Arzt geheim beraten, offenbart Goethe sich dem ältesten seiner Gefährten, dem Großherzog, mit der Bitte, er möchte für ihn bei Frau Levetzow um die Hand ihrer Tochter Ulrike werben. Und der Großherzog, gedenkend mancher tollen gemeinsamen Weibernacht vor fünfzig Jahren, vielleicht still und schadenfreudig lächelnd über den Mann, den Deutschland, den Europa als den Weisesten der Weisen, den reifsten und abgeklärtesten Geist des Jahrhunderts verehrt — der Großherzog legt feierlich Stern und Orden an und geht für den Vierundsiebzigjährigen die Hand des neunzehnjährigen Mädchens von ihrer Mutter erbitten. Über die Antwort ist Genaues nicht bekannt — sie scheint abwartend, hinausschiebend gewesen zu sein. So ist Goethe Werber ohne Gewißheit, beglückt von bloß flüchtigem Kusse, liebgemeinten Worten, indes leidenschaftlicher und leidenschaftlicher das Verlangen ihn durchwogt, noch einmal Jugend in so zarter Gestalt zu besitzen. Noch einmal ringt der ewig Ungeduldige um höchste Gunst des Augenblicks: treulich folgt er von Marienbad der Geliebten nach Karlsbad, auch hier nur Ungewißheit für die Feurigkeit seines Wunsches findend, und mit dem sinkenden Sommer mehrt sich seine Qual. Endlich naht der Abschied, nichts

Digitized by Google

versprechend, weniges verheißend, und wie nun der Wagen rollt, fühlt der große Ahnende, daß nun ein Ungeheures in seinem Leben zu Ende ist. Aber tiefsten Schmerzes ewiger Genosse, ist in schwerster Stunde der alte Tröster da: über den Leidenden neigt sich der Genius, und der im Irdischen Trost nicht findet, ruft nach dem Gott. Noch einmal flieht, wie unzählige Male schon, und nun zum letztenmal Goethe aus dem Erlebnis in die Dichtung, und in wundersamer Dankbarkeit für diese letzte Gnade schreibt der Vierundsiebzigjährige über dies sein Gedicht die Verse seines Tasso, die er vor vierzig Jahren gedichtet, um sie nun noch einmal staunend zu erleben:

Und wenn ein Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

*

Sinnend sitzt nun der greise Mann im fortrollenden Wagen, unmutig bewegt von der Ungewißheit innerer Fragen. Noch war Ulrike frühmorgens mit der Schwester beim „tumultuarischen Abschied" zu ihm hingeeilt, noch hatte ihn der jugendliche, der geliebte Mund geküßt, aber war dieser Kuß ein zärtlicher, war er ein töchterlicher? Wird sie ihn lieben können, wird sie ihn nicht vergessen? Und der Sohn, die Schwiegertochter, die unruhig das reiche Erbe erharren, werden sie eine Heirat dulden, die Welt, wird sie seiner nicht spotten? Wird er im nächsten Jahre ihr nicht weggealtert sein? Und wenn er sie sieht, was darf er vom Wiedersehen erhoffen?

Unruhig wogen die Fragen. Und plötzlich formt sich eine, die wesentlichste, zur Zeile, zur Strophe — die Frage, die Not wird zum Gedicht, der Gott hat ihm gegeben, „zu sagen, was er leidet". Unmittelbar, nackt geradezu, stößt sich der Schrei hinein in das Gedicht, gewaltigster Anschwung innerer Bewegung:

Digitized by Google

Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen,
Von dieses Tages noch geschloßner Blüte?
Das Paradies, die Hölle steht dir offen,
Wie wankelsinnig regt sichs im Gemüte!

Und nun strömt der Schmerz in kristallene Strophen, wunderbar von der eigenen Wirrnis gereinigt. Und wie der Dichter seines inneren Zustandes chaotische Not, die „schwüle Atmosphäre" durchirrt, hebt sich ihm zufällig der Blick. Aus dem rollenden Wagen sieht er morgendlich still die böhmische Landschaft, göttlichen Frieden gegen seine Unruhe gestellt, und schon fließt das eben erst geschaute Bildnis der Landschaft über in sein Gedicht:

Ist denn die Welt nicht übrig? Felsenwände,
Sind sie nicht mehr gekrönt von heiligen Schatten?
Die Ernte, reift sie nicht? Ein grün Gelände,
Zieht sichs nicht hin am Fluß durch Bucht und Matten?
Und wölbt sich nicht das überweltlich Große,
Gestaltenreiche, bald Gestaltenlose?

Aber zu unbeseelt ist ihm diese Welt. In solch leidenschaftlicher Sekunde vermag er alles nur in Verbindung mit der Gestalt der Geliebten zu begreifen, und magisch gestaltet sich die Erinnerung im verklärenden Bild:

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt, seraphgleich, aus ernster Wolken Chor,
Als glich' es ihr, am blauen Äther droben
Ein schlank Gebild aus lichtem Duft empor!
So siehst du sie in frohem Tanze walten,
Die lieblichste der lieblichsten Gestalten.

Doch nur Momente darfst dich unterwinden,
Ein Luftgebild statt ihrer festzuhalten;
Ins Herz zurück! Dort wirst du's besser finden,
Dort regt es sich in wechselnden Gestalten,
Zu Vielen bildet Eine sich hinüber,
So tausendfach, und immer, immer lieber.

Digitized by Google

Kaum beschworen, bildet sich aber Ulrikens Bildnis schon sinnlich gestaltet. Er schildert, wie sie ihn empfing und „stufenweise beglückte", wie sie nach dem letzten Kuß ihm noch den „allerletzten" auf die Lippen drückte, und in selig erinnernder Beglückung dichtet nun in erhabenster Form der alte Meister eine der reinsten Strophen über das Gefühl der Hingabe und Liebe, die jemals die deutsche und irgendeine Sprache geschaffen:

In unseres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißens fromm sein! Solcher seligen Höhe
Fühl ich mit teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Aber gerade im Nachgefühl dieses seligsten Zustandes leidet der Verlassene unter der Trennung der Gegenwart, und nun bricht ein Schmerz hervor, der die erhaben elegische Stimmung des großartigen Gedichtes fast zerreißt, eine Offenheit des Empfindens, wie sie nur das spontane Verwandeln eines unmittelbaren Erlebnisses einmal in Jahren verwirklicht. Erschütternd ist diese Klage:

Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute,
Was ziemt denn der? Ich wüßt es nicht zu sagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das lastet nur, ich muß mich ihm entschlagen.
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rat als grenzenlose Tränen.

Dann steigert sich, kaum steigerungsfähig, der letzte, furchtbarste Aufschrei:

Verlaßt mich hier, getreue Weggenossen!
Laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos;
Nur immer zu! euch ist die Welt erschlossen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;

Digitized by Google

Betrachtet, forscht, die Einzelnheiten sammelt,
Naturgeheimnis werde nachgestammelt.

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zugrunde.

Nie war dem sonst Verhaltenen eine ähnliche Strophe entklungen. Der sich als Jüngling zu verbergen, als Mann zu enthalten wußte, der sonst fast immer nur in Spiegelbildern, Chiffren und Symbolen sein tiefstes Geheimnis verriet, hier offenbart er als Greis zum erstenmal großartig frei sein Gefühl. Seit fünfzig Jahren war der fühlende Mensch, der große lyrische Dichter in ihm vielleicht nicht lebendiger als auf diesem unvergeßlichen Blatt, an diesem denkwürdigen Wendepunkt seines Lebens.

*

So geheimnisvoll, als eine seltene Gnade des Schicksals, hat auch Goethe selbst dieses Gedicht empfunden. Kaum nach Weimar heimgekehrt, ist es sein erstes, noch ehe er sich irgendeiner anderen Arbeit oder häuslichen Dingen zugewendet, eine kunstvolle Abschrift des Gedichtes eigenhändig zu beginnen. Drei Tage schreibt er auf besonders gewähltem Papier mit großen, feierlichen Lettern, wie ein Mönch in seiner Zelle, das Gedicht nieder und birgt es selbst vor den nächsten Hausgenossen, auch vor dem vertrautesten, als Geheimnis. Selbst die Buchbinderarbeit fertigt er, damit geschwätzige Kunde sich nicht davon verbreite, und befestigt das Manuskript mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rotem Maroquin (die er dann später durch einen blauen, wundervollen Leinwandband ersetzen ließ, der noch heute im Goethe- und Schiller-Archiv zu sehen ist). Die Tage sind ärgerlich und verdrießlich, sein

Digitized by Google

Heiratsplan hat im Hause nur Hohn gefunden, den Sohn sogar zu Ausbrüchen offenen Hasses verleitet; nur in den eigenen dichterischen Worten kann er bei dem geliebten Wesen weilen. Erst als die schöne Polin, die Symanowska, wieder zu Besuch kommt, erneuert sich das Gefühl der hellen Marienbader Tage und macht ihn mitteilsam. Am 27. Oktober endlich ruft er Eckermann zu sich herein, und schon an der besonderen Feierlichkeit, mit der er die Vorlesung einleitete, ist zu spüren, mit welcher Liebe er an diesem Gedichte gehangen hat. Der Diener muß zwei Wachslichter auf den Schreibtisch stellen, dann erst wird Eckermann ersucht, vor den Lichtern Platz zu nehmen und die Elegie zu lesen. Nach und nach bekommen sie auch die anderen, aber nur die vertrautesten, zu Gehör, denn Goethe hütet sie nach Eckermanns Worten „wie ein Heiligtum". Daß sie besondere Bedeutung für sein Leben besitzt, zeigen schon die nächsten Monate. Dem gesteigerten Wohlbefinden des Verjüngten folgt bald ein Zusammenbruch. Wieder ist er dem Tode nahe, schleppt sich vom Bett zum Lehnsessel, vom Lehnsessel zum Bett, ohne Ruhe zu finden; die Schwiegertochter ist auf Reisen, der Sohn voll Haß, niemand pflegt oder berät den verlassenen alten Kranken. Da kommt, offenbar von den Freunden gerufen, Zelter aus Berlin, der Vertrauteste seines Herzens, und erkennt sofort den inneren Brand. „Was finde ich," schreibt er erstaunt, „einen, der aussieht, als hätte er die Liebe, die ganze Liebe mit allen Qualen der Jugend im Leibe." Und ihn zu heilen, liest er ihm immer und immer wieder „mit inniger Teilnahme" das eigene Gedicht vor, und Goethe wird nicht müde, es zu hören. „Es war doch eigen," schreibt er dann als Genesender, „daß du mir durch dein gefühlvolles sanftes Organ mehrmals vernehmen ließest, was mir in einem Grade lieb ist, den ich mir selbst nicht gestehen mag." Und er schreibt dann weiter: „Ich darf es nicht aus Händen geben, aber lebten wir zusammen, so

Digitized by Google

müßtest du mirs so lange vorlesen und vorsingen, bis du's auswendig könntest."

So kommt, wie Zelter sagt, „die Heilung vom Speer, der ihn verwundet hatte". Goethe rettet sich — man darf es wohl so sagen — durch dieses Gedicht. Endlich ist die Qual überwunden, die letzte tragische Hoffnung besiegt, der Traum auf ein gemeinsames eheliches Leben mit dem geliebten „Töchterchen" zu Ende. Er weiß, er wird niemals mehr nach Marienbad, nach Karlsbad, nie mehr in die heitere Welt der Hoffnung gehen, nun gehört sein Leben allein noch der Arbeit. Dem Neubeginnen des Schicksals hat der Geprüfte entsagt, dafür tritt ein anderes großes Wort in seinen Lebenskreis, es heißt: vollenden. Er wendet seinen Blick zurück auf sein Werk, das sechzig Jahre umspannt, sieht es zersplittert und verstreut, und beschließt, da er nun nicht mehr bauen kann, wenigstens zu sammeln; der Kontrakt für die „Gesammelten Werke" wird abgeschlossen, das Schutzrecht erworben. Und nun gilt seine Liebe, die eben noch um ein neunzehnjähriges Mädchen geirrt, den beiden ältesten Gefährten seiner Jugend, dem „Wilhelm Meister" und dem „Faust". Rüstig geht er zu Werke; aus vergilbten Blättern wird der Plan vergangenen Jahrhunderts erneuert. Ehe er achtzig ist, sind die „Wanderjahre" vollendet, und heroischen Mutes tritt der Einundachtzigjährige an das „Hauptgeschäft" seines Lebens, den „Faust", den er sieben Jahre nach diesen tragischen Schicksalstagen vollendet und mit gleich ehrfürchtiger Pietät wie die Elegie noch mit Siegel und Geheimnis vor der Welt verschließt.

Zwischen diesen beiden Sphären des Gefühls, zwischen letztem Begehren und letztem Entsagen, zwischen Beginnen und Vollenden, steht als Scheitelpunkt, als unvergeßlicher Augenblick innerer Wende, dieser 5. September, der Abschied von Karlsbad, der Abschied von der Liebe, in Ewigkeit verwandelt durch die erschütternde Klage. Wir dürfen ihn denkwürdig

Digitized by Google

nennen, diesen Tag, und ehrfürchtig sein Gedächtnis nach nun hundert Jahren aufrufen, denn die deutsche Dichtung hat seitdem keine sinnlich großartigere Stunde gehabt als den Überstrom urmächtigsten Gefühles in dies mächtige Gedicht.

* * *

BÜCHNERIANA

Nicht nur Bücher, sondern auch Briefe haben ihre Schicksale. Lange können sie im Verborgenen liegen, bis ein Glücksfall sie ans Tageslicht bringt. Selbst öffentliche Aufrufe haben leider wenig Erfolg, wie auch Fritz Bergemann, der Herausgeber der Insel-Ausgabe von Georg Büchners Werken, feststellen mußte.

Daß Briefe von Georg Büchner sehr selten sind, ist bekannt. Mit anderen Arbeiten beschäftigt, war es mir vergönnt, beim Durchsehen der Sammlung Rudolf Brockhaus, einen undatierten Brief Büchners an Gutzkow zu finden, der, wie sich an der Hand der Bergemannschen Ausgabe leicht feststellen ließ, wirklich unbekannt war.

Am 4. Dezember 1835 hatte Gutzkow an Büchner geschrieben, daß er im Gefängnis sitze, am 1. Januar 1836 meldet Büchner den Seinigen Gutzkows Arretierung.

Fünf Wochen später, am 6. Februar 1836, schreibt Gutzkow bestätigend, daß er in kurzer Zeit drei Briefe von Büchner erhalten habe.

Daß der von mir entdeckte Brief Büchners unter diesen dreien sich befunden hat, von denen zwei ziemlich gleich lauteten, ergibt der Inhalt des Gutzkowschen Briefes selbst. Denn Gutzkow spricht sich darin dahin aus, daß er eine Entfernung aus Deutschland zur Zeit nicht für opportun halte, will es aber nicht ganz von der Hand weisen, daß er zuletzt doch im „Rebstöckel" nach seinem Freunde Büchner nachfragen könnte.

Das kleine Billett Büchners (20 : 12,5 cm), oben links den Rest eines Wasserzeichens zeigend, trägt auf der einen Seite die Adresse: *Herrn Carl Guzkow*, auf der anderen die Niederschrift des Briefes. Dank der Liebenswürdigkeit der Familie Brockhaus darf ich diesen kleinen Schatz hier mitteilen. Nach dem oben Gesagten wird der Brief in den Januar 1836 zu setzen sein.

Mein Lieber!

Ich weiß nicht ob bey der verdächtigen Adresse diese Zeilen in ihre Hände gelangen werden.

Digitized by Google

Haben Sie den Brief von Boulet erhalten? Ich habe ihn nach Mannheim geschickt. Ich wagte damals nicht einige Zeilen an Sie beyzulegen. Ich hielt die Sache für ernsthafter. Nach den Zeitungen müssen Sie bald frey seyn. 4 Wochen. Das ist bald herum. Dann habe ich noch besondere Nachrichten über Sie aus Mannheim. Ihre Haft ist leicht. Sie dürfen Besuche annehmen, sogar ausgehen. Verhält es sich so?

Haben Sie nichts weiter zu fürchten? Geben Sie mir Auskunft so bald, als möglich! Die Frage ist nicht müßig Glauben Sie, daß man Sie frei läßt, nach Verlauf der bestimmten Frist? Sie sitzen im Amthaus, nicht wahr?

Sobald Sie frei sind, verlassen Sie Teutschland so schnell als möglich. Sie haben von Glück zu sagen, daß es so abzulaufen scheint. Es sollte mich wundern.

Im Fall Sie den Weg über Straßburg nehmen, so fragen Sie nach mir bey Herrn Schroot Gastwirth zum Rebstock. Ich erwarte Sie mit Ungeduld.

Ihr G

*

Zum Schluß noch ein Wort über das Liedzitat im ‚Woyzeck' (S. 146, 718 und 819), das Bergemann in benutzten Liedersammlungen nicht nachweisen konnte. Es gehört zu den vergessenen Liedern des achtzehnten Jahrhunderts. Büchners Landsmann, Georg Christoph Lichtenberg, kannte es auch; es findet sich u. a. in der Crailshaimschen Liederhandschrift, die die Preußische Staatsbibliothek in Berlin besitzt, auf S. 62 als Nro. 34 unter der Überschrift „Tantz" (vgl. auch A. Kopp, Deutsches Volks- und Studenten-Lied usw. Berlin 1899, S. 63). Die sechste Strophe lautet dort:

„Gusti was fängst du jetzt an?
Der Kerl ist auf und davon.
Ey Mutter ich mach mir nichts draus,
bleib ich alleine zu Haus.
Sing ich mein Kindlein hübsch zu,
Eya, bobaja schlaf wohl."

Und bei Büchner heißt es:

„Mädel, was fangst du jetzt an?
Hast ein klein Kind und kein' Mann!
Ei, was frag ich danach?
Sing ich die ganze Nacht
Heio, popeio, mein Bu juchhe!
Gibt mir kein Mensch nix dazu."

*

Digitized by Google

Am 19. Februar 1837 erlag Büchner, noch nicht vierundzwanzigjährig, einem damals in Zürich grassierenden Typhus, wie sein Freund Friedrich August Luening — am 10. Febr. 1838 in Zürich zum Dr. med. promoviert — bemerkt. Am fünfzehnten war eine schwere Darmblutung eingetreten, die der geniale Blick des Züricher Klinikers Johannes Schönlein sofort erkannte. Sie pflegt sich etwa in der dritten Krankheitswoche zu zeigen — so auch bei Georg Büchner.

Erich Ebstein

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Klassiker- und Gesamtausgaben

Von Goethes Werken ist die Leinenausgabe lieferbar, während die Lederausgabe zurzeit vergriffen ist; Kants und Schopenhauers Werke sind nach Neudruck einiger Bände wieder vollständig geworden. Von Hölderlins Werken liegt das 6.–10. Tausend vor. Eine neue, wesentlich vermehrte Schiller-Ausgabe ist in Vorbereitung. Schon jetzt möchten wir darauf hinweisen, daß demnächst auch von Heines Werken eine Ausgabe in engstem Anschluß an unsere vergriffene große Ausgabe, aber unter Weglassung des wissenschaftlichen Apparates, zu erscheinen beginnen wird.

Zu den bisherigen Bänden unseres Shakespeare sind „Romeo und Julia" und „Komödie der Irrungen" hinzugetreten.

Als besonders wichtige Neuerscheinung ist die äußerlich wie innerlich von Grund auf veränderte Ausgabe der Menschlichen Komödie von Balzac zu nennen. Band I und III sind soeben erschienen. Gegenüber unserer vor Jahren erschienenen, längst vergriffenen und sehr gesuchten ersten Ausgabe der „Menschlichen Komödie" ist die hier angezeigte zehnbändige (auf Dünndruckpapier) um eine Anzahl von Romanen und Novellen vermehrt, so daß nunmehr nichts Wesentliches mehr an dem geschlossenen Bilde der Welt und der Menschen Balzacs fehlt. Die Ausgabe ist in Leinen, Halbleder und Leder lieferbar. Jeder Band wird auch einzeln abgegeben.

Faksimile-Drucke

Das entzückende Goethische Liederbuch Annette, aus dem im vorigen Heft zwei Seiten wiedergegeben wurden, ist erschienen; das Stammbuch Zingg geht seiner Vollendung entgegen. In diesem Zusammenhang machen wir die Freunde der Silhouettierkunst auf den von uns vorbereiteten Faksimiledruck einer der künstlerisch vollendetsten Silhouettensammlungen aus dem 18. Jahrhundert, des Gräflich Erbachschen Silhouettenbuches von Johann Wilhelm Wendt aufmerksam. Es wird gegen Weihnachten erscheinen.

Digitized by Google

Goethe-Bücher

Seit Jahren erwartet, konnte nun endlich auch die neue Ausgabe von Goethes Briefen an Frau von Stein, herausgegeben von Julius Petersen, in vier Bänden ans Licht treten. Der Herausgeber hat die Briefe nochmals nach den Handschriften verglichen, neu geordnet und kommentiert, so daß eine in jeder Hinsicht endgültige Ausgabe geschaffen worden ist. Eine andere Publikation aus der Sphäre Goethes wird von der großen Goethegemeinde, soweit sie nicht in der Goethegesellschaft bereits vereinigt ist, willkommen geheißen werden; wir meinen Hans Wahls mit neunzehn Abbildungen und Faksimiles geschmücktes Buch über die Dornburger Schlösser. Von dem Werke, das auch als Band der „Schriften der Goethegesellschaft" erschienen ist, wurde ein Teil der Auflage vom Insel-Verlag übernommen, der den Reinertrag daran der Goethegesellschaft zufließen läßt.

Unsere Sammlungen

Von der „Insel-Bücherei" liegen elf neue Bändchen vor, deren Inhalt auf der dritten Seite des Umschlags angezeigt ist; besonders bemerkt werden wird darin die Auswahl aus den Gedichten und Sprüchen Nietzsches. Die Sammlung „Deutsche Vergangenheit" wird im Laufe der nächsten Wochen um den Band Das Frankenreich, aus dem wir in diesem Heft eine Probe bringen, fortgesetzt. In die Sammlung „Der Dom" werden die Deutschen Schriften von Heinrich Seuse aufgenommen.

Gedichtbücher lebender Autoren

Die allgemeine Ausgabe von Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien" ist nunmehr erschienen; die Vorzugsausgabe ist vergriffen. Stefan Zweig hat seine Gedichte gesammelt; wir werden den stattlichen Band zu Weihnachten vorlegen. Von Johannes R. Becher ist ein neues Gedichtbuch Deutsche Hymnen im Satz.

Einzelne Neuauflagen

Schopenhauers „Aphorismen zur Lebensweisheit" (35.–39. T.); Goethes „Westöstlicher Divan" (11.–15. T.), „Dichtung und Wahrheit" (18.–22. T.); Hauffs Märchen wurden nach langem Fehlen wieder aufgelegt (5.–8. T.); von der kleinen Ausgabe von Gobineaus „Renaissance" erscheint das 69. bis 76. Tausend; mit der neuen, zweiten Auflage von Voltaires Erzählungen in der Übertragung von Ernst Hardt erfüllen wir zahlreiche in den vielen Jahren seit dem Fehlen des Buches lautgewordene Wünsche; das 4.–6. Tausend von Schaeffers „Parzival" befindet sich im Druck.

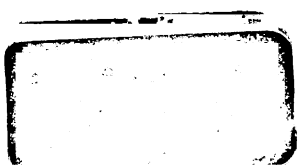
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YC110807





Digitized by Google